

Badische Heimat

September
3/1990

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



Wir machen den Weg frei

Gute Aussichten schon beim Berufsanfang

Berufsanfänger können sich für ihre Zukunft ein „Paket“ abholen: unser PrimaStart-paket. Es enthält ein gebührenfreies Girokonto als Erleichterung für den Berufsstart und alles, was nötig ist für die persönliche Unabhängigkeit von Anfang an.



Volksbanken Raiffeisenbanken

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg

Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse

Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-0

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe

*Titelbild: Kindermädchen in Breisgauer Tracht mit drei Soldaten vor dem Karlsruher Schloß.
Nach einem Gemälde von Hermann Huisken, um 1892.*

Inhalt

I. Volkskundliche Themen

- Die Landesstelle für Volkskunde Freiburg
1960—1990
*Bernhard Oeschger, Guido Fackler,
Jens Hamer, Antje Burkhardt, Freiburg* 443
- Johannes Künzig und sein Lebenswerk
Waltraut Werner-Künzig, Freiburg 461
- Der „Aufhock“ in Baden —
Regionalismen populärer Dämonologie
am Beispiel eines
unvergänglichen Sagentyps
Sabine Wienker-Piepho, Freiburg 467
- Das Odenwälder Freilandmuseum in
Walldürn-Gottersdorf
*Peter Assion, Marburg, Thomas Naumann,
Walldürn* 481
- Aus dem Tagebuch des Landschaftsmalers
und Trachtenmalers Georg Maria Eckert
Ludwig Vögely, Karlsruhe 493
- Trachten und Trachtengruppen in Hausen im
Wiesental
Ludwig Vögely, Karlsruhe 511
- Die Wallfahrt nach Santiago de
Compostela —
Spuren in unserer Heimat
Helmut Bauckner, Grenzach-Wyblen 519
- 30 Jahre Hebelmuseum in Hausen im
Wiesental
Elmar Vogt, Hausen 547

II. Architektur

- Zu früh dem Schlachtentod geopfert —
Eine Betrachtung zum 75. Geburtstag des
Architekten Friedrich Ostendorf
Hans Leopold Zollner, Ettlingen 551

III. Geschichte

- Baden trat vor 155 Jahren dem Deutschen
Zollverein bei
Adolf Schmid, Freiburg 557
- Eine verpaßte Chance? — Das Gefecht bei
Günterstal in Augenzeugenberichten
und Erinnerungen
Karin Groll, Freiburg 567
- Reichsschultheiß Georg Freiherr von
Rienecker und sein Panegyriker
Gotthold Friedrich Stäudlin
Erwin Dittler, Kebl-Goldscheuer 577

IV. Landesverein

- Auszug aus dem Protokoll der
Mitgliederversammlung des Landesvereins
Badische Heimat am 17. Juni 1990 in Bretten
Ludwig Vögely, Karlsruhe 583

V. Ehrungen

- Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde
Hausen i. W. für den Landesvorsitzenden
Ludwig Vögely 589
- Hebeldank 1990 an Präfekt Claude Guizard
Ludwig Vögely, Karlsruhe 590
- Verdiente Ehrung — Bundesverdienstkreuz
für Präsident a. D. A. Lindinger
Karl Wörn, Schwetzingen 593
- Bundesverdienstkreuz für den Ehren-
vorsitzenden der Ortsgruppe Schwetzingen
der Badischen Heimat Karl Wörn
Alexander Lindinger, Schwetzingen 595
- Hohe Ehrung für Professor
Dr. Friedrich Wieland
Ludwig Vögely, Karlsruhe 599
- Buchbesprechungen 601

Die Landesstelle für Volkskunde Freiburg 1960 — 1990

Bernhard Oeschger, Freiburg

In diesem Jahr kann die Landesstelle für Volkskunde in Freiburg auf 30 Jahre ihres Bestehens als staatliche Einrichtung zurückblicken. 1960 hatte der Volkskundler und Hochschullehrer Johannes Künzig erreicht, seine 1948 privat gegründete und vom späteren „Verein der Freunde und Förderer der badischen Volkskunde“ unterstützte „Landesstelle für Volkskunde“ als Einrichtung des Landes Baden-Württemberg zu verankern.

Eine geschichtliche Darstellung des Faches Volkskunde in Baden und auch der Freiburger Landesstelle veröffentlichte Peter Assion vor wenigen Jahren in dieser Zeitschrift.¹⁾ Die nachfolgenden Ausführungen umreißen deshalb im wesentlichen den Zeitraum der unmittelbar vergangenen Jahre.

Die Entwicklung der Volkskunde von der weithin bekannten Bauern- und Altertumswissenschaft zu einer kritischen und empirisch arbeitenden Kulturgeschichtsdisziplin veränderte auch die Aufgaben und Zielsetzungen der Landesstelle deutlich. Obgleich die alten Muster volkskundlichen Forscher-eifers — Jahresbräuche, Trachtenwesen, Hausformen und Erzählweisen etc. — nicht aus dem Blickfeld schwanden und mancherorts unverändert die wissenschaftlichen Positionen bestimmen, gilt heute das Interesse vieler Fachvertreter den übergreifenden Fragestellungen zu unserer Kultur. Diesen theoretischen und methodischen Ansätzen ist auch die Arbeitsweise der Freiburger Landesstelle verpflichtet, wenngleich sie nicht dem Hochschulbereich angehört.

Merkwürdigerweise wurden die Funktionen der Landesstelle nie definiert noch gar fest-

geschrieben. Jeder Leiter setzte seine, von persönlichen Interessen gekennzeichneten Schwerpunkte. Gottlob stand bei dieser individuellen Handhabung am Ende keine „Landesbehörde für Heimat- oder Volkstumspflege“, die etwa nach der Art bayerischer Bezirksheimatpflege ihr Wirken entfaltet. Im liberalen Südwesten übernahmen nichtstaatliche Organisationen und Verbände die Wahrung und, wenn „nötig“, die Rekonstruktion althergebrachter Kulturgüter.

Dies gewährt der Landesstelle einen freizügigen Handlungsspielraum und die kritisch begleitende Distanz zu manchen Positionen der angewandten Volkstumspflege. Zugleich besteht die Gelegenheit, den Blickwinkel der volks- und landeskundlich interessierten Bürger auf die großen kulturellen Umfelder und Zusammenhänge einzelner Kulturelemente zu lenken und so einem Brauch- oder anderem Traditionsverständnis seine möglicherweise exponierte oder pittoreske Überzeichnung zu nehmen.

Nach unseren Erfahrungen werden Versuche, herausragende lokale oder regionale Kulturmuster in ein gesamt-kulturelles Beziehungsfeld zu setzen und ihnen damit ein Stück ihrer vermeintlichen Exotik zu nehmen, zumindest bei der Abfassung wissenschaftlich fundierter Ortsgeschichten und -chroniken akzeptiert. In der Praxis allerdings nachhaltig wirksam sind die fast überall aufgenommenen Lehren und Thesen der früheren volkskundlichen Autoritäten. Deren heidnische Heere, Baumgeister und Fruchtbarkeitsdämonen erfreuen sich bei zahlreichen Heimatforschern, Brauchpflegern und

nicht zuletzt bei den Vertretern von Presse, Funk und Fernsehen einer fast unbekehrbaren Anhängerschaft.

Bemerkenswerterweise hat die wissenschaftliche Volkskunde der Nachkriegszeit bei aller neuen Programmatik und Selbstsuche ihre deutlich gewandelten Positionen bislang der „Basis“ nicht oder unzureichend vermitteln können. Vermutlich sind die neuen kulturhistorischen Ansätze (Alltagsgeschichte) sowohl der klassischen Geschichtswissenschaft wie auch der Volkskunde noch zu jung und singulär, um auf breiter Ebene ein neues modifiziertes und entmythologisiertes Kulturverständnis zu konturieren. So holen auch den heutigen Volkskundler „Bollenhüte“ und „Lebensruten“ ein.

Nicht nur die volkskundliche Wissenschaft veränderte ihre Positionen und Inhalte — ihren Beobachtungs- und Forschungsfeldern selbst widerfuhr in den rückliegenden Jahrzehnten ein grundsätzlicher und weitreichender Wandel. Die alte bäuerliche Erwerbs- und Lebensweise in den Dörfern und Kleinstädten prägt schon lange nicht mehr den ländlichen Kulturraum. In großstädtischen Ballungsgebieten formieren sich eigenständige Stadtteilkulturen und subkulturelle Einheiten gesellschaftlicher Minderheiten. Die Volkskunde nähert sich mit verschiedenen Forschungsrichtungen — oft in guter Zusammenarbeit mit benachbarten sozial- und geschichtswissenschaftlichen Disziplinen — diesen vielfältigen kulturellen Erscheinungsformen.

Die Arbeit an der Freiburger Landesstelle kann man dem 1955 in Arnhem erstmals umrissenen Fachbereich Regionalethnographie oder -geschichte zurechnen.²⁾ Im ursprünglichen ethnographischen Sinne liegt ihr Hauptgewicht heute auf der Beobachtung und Dokumentation regionaler Kulturmuster, welche zur Grundlage wissenschaftlicher Untersuchungen werden können. Aus den „Gründerjahren“ des Amtes stammen eine Anzahl von Sammlungen und Spezialarchiven, die naturgemäß die volkskundlichen Ansätze ih-

rer jeweiligen Entstehungszeit aufweisen. Bedeutendes Quellenmaterial steckt in der Sammlung badischer Ortsbeschreibungen, die aus dem großen Fragebogen-Unternehmen 1894/95 der Freiburger Forscher Elard Hugo Meyer, Friedrich Kluge und Friedrich Pfaff hervorgegangen ist. Ungefähr 400 der ursprünglich über 600 Fragebögen umfassenden Sammlung vermitteln fast 100 Jahre nach ihrer Abfassung interessante Nachrichten aus der Arbeits- und Lebenswelt der Jahrhundertwende.

Zum Altbestand zählen das badische Belegmaterial der Erhebungen zum Atlas der deutschen Volkskunde (ADV), das Badische Flurnamen-Archiv aus dem Heidelberger Institut, das Bild-Archiv mit ca. 1500 Diapositiven und 19 Filmproduktionen des Instituts für den wissenschaftlichen Film (IWF) zu traditionellen volkskundlichen Themen. Ein Tonband-Archiv mit ca. 200 Mundartaufnahmen aus Süd- und Nordbaden sowie eine Bibliothek mit ca. 6000 Bänden volks- und landeskundlicher Fachliteratur vervollständigten die materielle Ausstattung der Landesstelle in den 60er und 70er Jahren.³⁾ Verwaltungsmäßig war sie zunächst dem Regierungspräsidium Freiburg, dann der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamts (Referat Volkskunde), später dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart und seit 1983 dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe angeschlossen. Ihr Zuständigkeitsgebiet umfaßt das gesamte ehemalige Land Baden — eine Vorgabe, die eine staatliche Einrichtung mit derart geringen materiellen und personellen Mitteln nicht annähernd einlösen kann.

Seit einigen Jahren werden neue Wege der regionalethnographischen und lokalhistorischen Dokumentation beschritten. Über ein umfangreiches Zeitungsarchiv, das fast den gesamten Schwarzwald-Raum einbezieht, gelangen wichtige Daten zur aktuellen und geschichtlichen Entwicklung der Kommunen und Kreise zur Auswertung. Gemäß der Verfahrensweise der modernen Gemeindeforschung stehen hier nicht nur volkskundliche

Traditionsmuster, sondern auch kulturelle Komplexe vor dem Hintergrund ökonomischer und gesellschaftlicher Faktoren im Blickpunkt.

Noch strukturiert ein herkömmlicher Handkatalog entsprechend einer differenzierten Systematik die ausgewertete Nachrichtenflut. Im kommenden Jahr soll endlich eine schon lange vorgesehene EDV-Anlage schnellere Arbeits- und Benutzungsmöglichkeiten sowie eine Vernetzung mit anderen Dateien (Presse-Archiven) schaffen. Vor etwa einem Jahr wurde das bisherige Zeitungsarchiv zum umfassenderen Printmedien-Archiv ausgebaut. Seine Aufgaben und Zielsetzungen sind dem nachfolgenden Kapitel dieses Aufsatzes zu entnehmen.

Durch planmäßige Ankäufe, Schriftentausch und Nachlaßerwerb verfügt die Bibliothek der Landesstelle nunmehr über ca. 14 000 Fachbücher und 126 Zeitschriften. Ihr Bestand ist weitgehend dem Gesamtkatalog der Freiburger Universitätsbibliothek und somit auch der Fernleihe angeschlossen. Analog der fachlichen Ausrichtung der Stelle behauptet die orts- und regionalhistorische Literatur den umfangreichsten Anteil.

Ein recht junges Kind unserer regionalethnographischen Dokumentationsarbeit ist das Bildarchiv. Besuche in Archiven und Sammlungen haben immer wieder die oft stiefmütterliche Behandlung der Bildquellen, insbesondere der Photographien, vor Augen geführt. Durch Ankäufe und Schenkungen ist in kurzer Zeit der Bestand des bisherigen Archivs enorm angewachsen (ca. 70 000 Belege). Archivalische Überlegungen und inhaltliche Konzepte sind in einem weiteren Kapitel dieses Aufsatzes ausführlich dargelegt.

Eine zusätzliche Aufgabe nimmt derzeit die Landesstelle im Auftrag des Badischen Landesmuseums wahr: die Planung und Einrichtung eines Keramik-Museums in Staufen. Von den langjährigen Vorbereitungen dieses Projekts und dem kulturgeschichtlich interessanten Lokalbefund berichtet das Schlußkapitel dieses Gesamtbeitrags.

Nach der Darstellung der internen Arbeitsstruktur und der organisatorischen Gliederung der Landesstelle bleibt noch ein Blick auf ihre Außenwirkung und Präsenz. Der stetige Ausbau der Kontakte zu lokalen und regionalen Stellen — Heimat- und Stadtmuseen, Archiven, Bibliotheken und historischen Vereinigungen — hat ein gutes Netz des Austausches geknüpft. Ohne diese modifizierte Form des alten, bisweilen voreilig verworfenen „Gewährmannprinzips“ versprechen ethnographisch angelegte Ansätze wenig Erfolg. Der Weg zur öffentlichen, nichtuniversitären Einrichtung „Landesstelle“ ist vielen Heimatforschern, Fachkollegen und interessierten Bürgern vertraut geworden. Gefördert hat dieses Kennenlernen die neue Jahreszeitschrift der Landesstellen Freiburg und Stuttgart, die „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg“, die in diesem Jahr zum vierten Mal erscheint.

Es bleibt zu wünschen, daß die vorgestellten Arbeiten und Vorgaben institutionell endlich dauerhafte Früchte tragen. Seit fast 10 Jahren muß das Freiburger Amt mit einer (!) Personalstelle, stetig schrumpfenden Haushaltsmitteln und aus Not und Phantasie geborenen Hilfsprogrammen überleben. Vielleicht gibt die Feier des 50jährigen Bestehens der Landesstelle für Volkskunde im Jahre 2010 mehr Anlaß zu Jubel und zufriedenen Rückblick.

(Bernhard Oeschger)

Das Printmedienarchiv

Das seit 1983 bestehende Zeitungsarchiv der Landesstelle wurde im Sommer 1989 durch die Archivierung sogenannter „grauer Literatur“ zu einem Printmedienarchiv für den badischen Raum erweitert. Zum einen legte die Erkenntnis, daß diese Art von Literatur nur selten archiviert wird, diesen Schritt nahe, zum anderen verlangten wachsende Berge von Ortsprospekten und die Übernahme der umfangreichen Festschriftsammlung Walter Faulers nach einer schnellen, aber dennoch sinnvollen Archivierung.

Basierend auf dem Ablagesystem des Zeitungsarchivs hat die Benutzerin oder der Benutzer nun schnellen Zugriff auf die Archivalien des aus den Abteilungen Zeitungsarchiv (ZA), Druckschriften (D) und diverses Schrifttum (DS) bestehenden Printmedienarchivs.

Das Archivgut wird — nach den drei Bereichen getrennt — in mit Ortsnamen versehenen Hängeheftern und -taschen (den sogenannten Ortsmappen) in Registraturschränken gelagert. Alle zu einem Ort gehörenden Ortsmappen sind hintereinander angebracht. Für jede badische Gemeinde, die Landkreise, Landschaften und Regionen Badens, für die Länder Baden, Württemberg, Baden-Württemberg und die BRD sowie für die Regio und das angrenzende Ausland existieren Ablagemöglichkeiten. Unter einer Ortsangabe finden sich also alle im Printmedienarchiv vorhandenen Unterlagen zu diesem Ort wieder. Somit stellt, der Mehrzahl der Benutzerwünsche entsprechend, das Ortskriterium den wichtigsten Zugang zum Archiv dar.

Ein beachtlicher Teil dienstlicher Aufgaben, fehlende oder veraltete Ortsmonographien und das gestiegene Interesse an Themen der Alltags- und Kulturgeschichte führten zum Aufbau des **Zeitungsarchivs** der Landesstelle. Einerseits sollen aktuelle Informationen zur Entwicklung der einzelnen badischen Orte und andererseits über ein fachbezogenes Sachwortregister ortsübergreifende Fragestellungen ermöglicht werden.

Die Hängehefter des Zeitungsarchivs enthalten, chronologisch geordnet, die ausgeschnittenen und aufgeklebten, mit Quellenangabe, Datum und Systematikpunkten versehenen Zeitungsartikel. Diese arbeitsintensive Methode der Zeitungsarchivierung wurde allerdings im Sommer 1988 zu Gunsten einer rationelleren Bearbeitungsform aufgegeben. Ab diesem Zeitpunkt werden die Artikel nicht mehr ausgeschnitten. Stattdessen gelangen die Regionalteile der Tageszeitungen als Ganzes ins Archiv, werden ausgewertet und in Abständen von zwei Monaten, die Wo-

chenzeitungen in halbjährlichem Abstand, gebunden. Diese Art der Archivierung ist zwar nicht ganz so benutzerfreundlich, da man nun an Hand von Auswertungslisten die gesuchten Artikel in den Zeitungsbänden nachschlagen muß, sie ermöglicht aber eine schnellere Aufarbeitung des Materials.

Momentan werden in der Landesstelle die Regionalteile von 13 Tageszeitungen, mehrere Wochenzeitungen, einige reine Annoncenblätter sowie der Staatsanzeiger für Baden-Württemberg regelmäßig gesammelt und gebunden. Ein Teil der Tageszeitungen wird ständig ausgewertet, d. h. die Artikel zu Themen der traditionellen Volkskunde, der Alltags-, Regional- und Lokalgeschichte erweitern stetig den Archivbestand.

Der Katalog für eine thematische Recherche nach der Systematik des Zeitungsarchivs soll 1991 endlich durch EDV-Systeme abgelöst werden.

Weitere Informationen sowie die Systematik des Zeitungsarchivs sind einem Aufsatz von Bernhard Oeschger und Karin Wortelkamp in der Zeitschrift „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 3/1989“ zu entnehmen.⁴⁾

Die Wochenzeitungen im Zeitungsarchiv:

Dreisamtäler Wochenspiegel

Elzacher Anzeiger

Endinger Stadtanzeiger

Ettenheimer Stadtanzeiger

Freiburger Kleinanzeiger

Freiburger Stadtkurier

Freiburger Stadtnachrichten

Freiburger Wochenbericht

Kaiserstühler Wochenbericht

Kurier Achern/Oberkirch

Kurier Baden-Baden/Bühl

Nachrichtenblatt der Gemeinden

an Elz und Glotter

Stadtanzeiger Achern

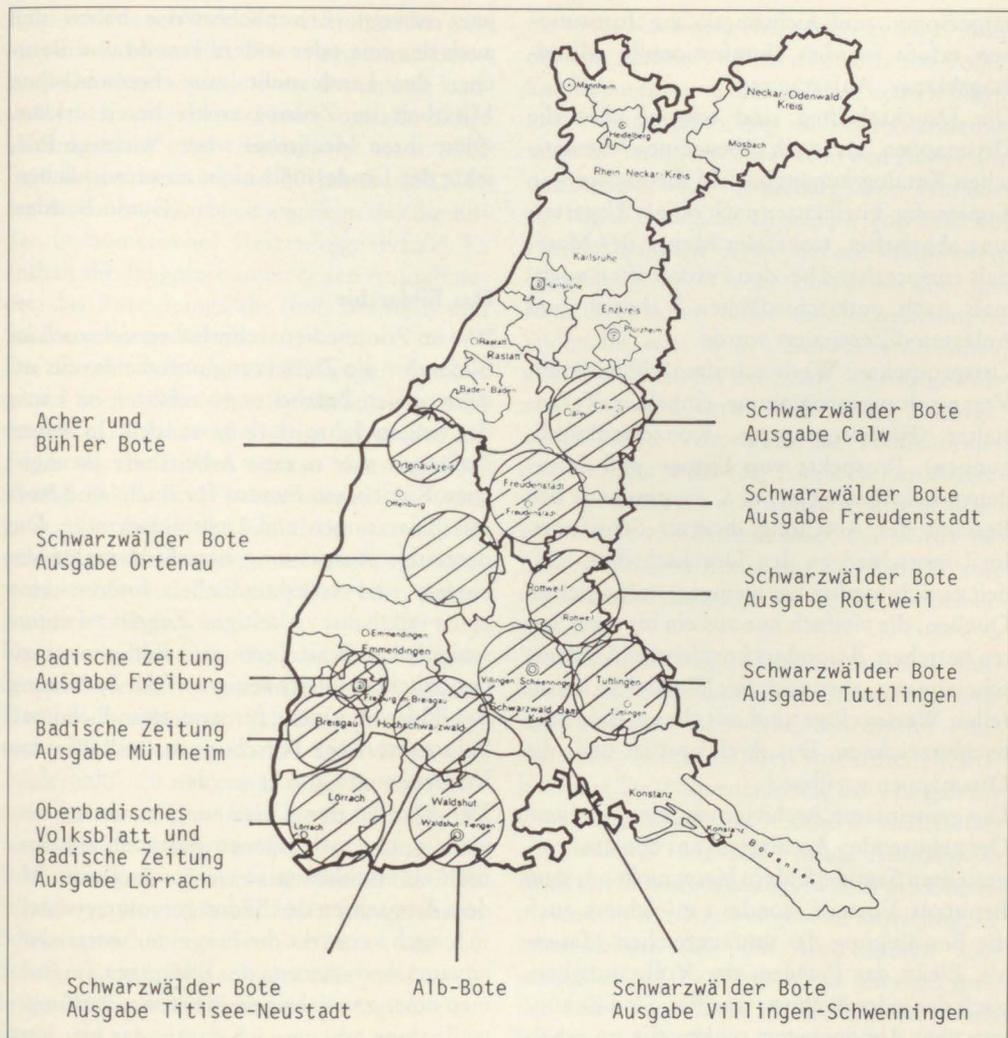
Stadtanzeiger Harmersbach

Stadtanzeiger Kehl

Stadtanzeiger Oberkirch

Stadtanzeiger Offenburg

Waldkircher Anzeiger



Skizze der Verbreitungsgebiete der Tageszeitungen
 (Bild: Landesstelle für Volkskunde Freiburg)

Die **Druckschriften** bilden die zweite Abteilung des Printmedienarchivs. Hier findet man Fest- und Vereinsschriften, Veranstaltungskalender, amtliches und privates Schrifttum. Die ca. 1000 Festschriften, vor allem von Musikvereinen, machen den Hauptbestand aus. Für die Vereins- und Gemeindeforschung liegen hier wichtige Unterlagen, aber auch die darin oft reichlich vorhandenen Bildbelege aus Privatbesitz machen die Festschriften zu

einer Quelle von Wert. Mit überregionalen und lokalen Veranstaltungskalendern ist anschaulich die kulturelle Vielfalt einer Region zu skizzieren. Einzelaspekte beleuchtet das amtliche und private Schrifttum. Schriften der Gemeinden und öffentlichen Institutionen fassen wir unter amtlichem Schrifttum zusammen (Mitteilungen, Broschüren, Ortsbeschreibungen etc.), während unter privatem Schrifttum die Veröffentlichungen von Pri-

vatpersonen und nichtstaatlichen Institutionen erfaßt werden (konfessionelle Mitteilungsblätter, Aufsätze etc.).

Die Druckschriften sind sowohl über die Ortsmappen als auch über einen thematischen Katalog zugänglich. In diesem werden Kopien der Titelblätter nach obiger Unterteilung abgeheftet, wobei der Menge des Materials entsprechend bei den Festschriften nochmals nach unterschiedlichen Vereinen und Anlässen differenziert wurde.

Ortsprospekte, Werbeschriften, Flugblätter, Veranstaltungsprogramme einzelner Veranstalter (Kinoprogramme, Konzertankündigungen), Prospekte von Firmen und Fremdenverkehrsbetrieben u. ä. bestimmen den Bestand der Abteilung diverser Schrifttum. Im Unterschied zu den Druckschriften handelt es sich hierbei um weniger umfangreiche Quellen, die vielfach nur aus ein bis zwei Seiten bestehen. Besonders kurzfristige Modeerscheinungen, aber auch der Wandel im kulturellen Wertgefüge sind mit diesen Schriften nachzuzeichnen. Das Archivgut ist über die Ortsmappen greifbar.

Die gemeinsame Archivierung aller zu einem Ort gehörenden Archivalien aus den drei vorgestellten Sammelfeldern bietet nicht nur dem Benutzer Vorteile, sondern erleichtert auch die Bewältigung des umfangreichen Materials. Bleibt das Problem der Vollständigkeit, nach der jeder Archivar trachtet. Sind Zeitungen über Abonnements regelmäßig zu erhalten, so ist man bei Druckschriften und diverser Schrifttum auf das Engagement der Mitarbeiter und Freunde der Landesstelle angewiesen, die das Printmedienarchiv mit Material beliefern. So ist die Belegdichte in diesen Abteilungen auch von Ort zu Ort oft recht unterschiedlich. Um dies auszugleichen, versuchen wir durch Kontakte zu Gewährsleuten in verschiedenen Gemeinden diese Lücken so gut wie möglich zu schließen. Dabei sind wir für jeden Hinweis oder jede helfende Hand dankbar. Gerade die Druckschriften und das diverse Schriftgut stellen kulturhistorische Quellen dar, deren Wert sich schon

jetzt erweist. Erfreulicherweise haben sich auch der eine oder andere Freund und Besucher der Landesstelle zur ehrenamtlichen Mitarbeit im Zeitungsarchiv bereit erklärt. Ohne ihren Idealismus wären wichtige Projekte der Landesstelle nicht zu verwirklichen.

(Guido Fackler)

Das Bildarchiv

Wie im Printmedienarchiv haben sich auch im Bildarchiv die Zielsetzung und die daraus resultierenden Bearbeitungsverfahren im Laufe der letzten Jahre stark gewandelt. In seinen Anfängen war es eine Arbeitshilfe im täglichen Betrieb, ein Fundus für Buch- und Aufsatzillustrationen und Lichtbildvorträge. Die derzeitige Ausrichtung besteht darin, jedem landes- und volkskundlichen Interessierten einen möglichst vielseitigen Zugriff zu unterschiedlichen Bildträgern und Bildinhalten zu ermöglichen. Gleichzeitig soll die Bedeutung des Bildes als Quelle für landeskundliche und kulturhistorische Forschungen stärker in den Vordergrund gerückt werden.

Der Wandel der Zielsetzung macht es notwendig, die vorhandenen Bestände systematisch zu erschließen sowie zu erweitern. Mit dem Anwachsen des Bildträgervolumens stellt sich auch verstärkt die Frage der materialadäquaten Archivierung der Bildträger. Im Rahmen einer zweijährigen Arbeitsbeschaffungsmaßnahme arbeitete ich daran, das hier kurz Umrissene in die Praxis umzusetzen.

Im Bildarchiv lagern etwa 70 000 Bildträger. Den Kernbestand bildet eine Dia-Sammlung. Deren Anfänge reichen zurück in die 50er und 60er Jahre, als Johannes Künzig und Waltraud Werner Diaserien zu volkskundlichen Themen zusammentrugen. Zum größten Teil handelt es sich hierbei um Material zu den Forschungsgebieten Haus und Siedlung, Kleidung (Tracht), Fastnacht, religiöse Volkskunde sowie zu regionalen Festen und Feiern. Die meisten Aufnahmen wurden vor Ort aufgenommen, hinzu kamen einige professionell gefertigte Serien sowie Repros aus

Publikationen. Unter den nachfolgenden Leitern der Landesstelle, Peter Assion und Bernhard Oeschger, wurde diese Sammlung kontinuierlich ausgebaut. Heute umfaßt dieser „Kernbestand“ des Bildarchivs etwa 3700 Farbdiaspositive aus rund 30 Jahren. 1982/83 wurde ein Inventarbuch angelegt, das die Bilder in numerischer Reihenfolge erfaßt. Es enthält die Inventarnummer, den Aufnahmeort, das Entstehungsjahr (falls bekannt) und Stichworte zum Inhalt.

Die Bewahrung dieser Bildträger bereitet große Sorgen. Bei einer beträchtlichen Zahl der über 20 Jahre alten Dias schwindet die Farbkraft, die Farben werden blau- und rotstichig, blaß und verschwinden teilweise ganz. Zum Erhalt der Bildinhalte wäre ein regelmäßiges Umkopieren notwendig, was sowohl aus finanziellen wie personellen Gründen nicht möglich ist.

Der beschriebene Dia-Bestand ist in der Landesstelle selbst kontinuierlich gewachsen. Darüber hinaus wird seit fünf Jahren versucht, Bildsammlungen oder Teile davon von „außerhalb“ zu erwerben oder zu übernehmen. Auf diese Weise kam die Landesstelle zu ihrem zahlenmäßig größten geschlossenen Bildbestand, der Sammlung Werner Stief. Es handelt sich um etwa 8000 gläserahmte Schwarzweißdiaspositive und etwa 22 000 Schwarzweißnegative, welche die Landesstelle 1985/86 von den Erben des Fotografen erwarb.

Der 1905 in Leipzig geborene Volkskundler Werner Stief interessierte sich schon in seiner Jugend für das Medium Fotografie. 1936 wurde er unter Konrad Hahm freier Mitarbeiter am Museum für deutsche Volkskunde in Berlin. Zuvor hatte Stief im Rahmen einer Forschungsarbeit Dorfschmieden in Thüringen aufgesucht. Während dieser Tätigkeit entstand reichhaltiges Fotomaterial (jetzt: Landesbibliothek Coburg, Schloß Ehrenburg, 8630 Coburg). Stief wurde 1941 mit der Arbeit „Zur Geschichte der Lindenkunde“ promoviert. Nach einer Kurzanstellung im Museum folgte der Militärdienst als Sanitäter

bis 1945. Nach dem Krieg hatte er die Leitung des von starken Verlusten betroffenen Volkskundemuseums in Berlin inne, später führte er die Europaabteilung im Völkerkundemuseum in Berlin. 1970 trat er in den Ruhestand und siedelte nach Heidelberg über. Von dort aus begab er sich bis zu seinem Tod 1982 auf Fotoexkursionen in die nähere und weitere Umgebung. Im Norden kam er bis über den Main hinaus, im Osten bis Nehresheim, im Süden bis weit in den Schwarzwald hinein und im Westen bis ins Elsaß. Das so gewonnene Material verwendete er in kulturgeschichtlichen Vorträgen. Zu Publikationen kam es nicht mehr (die Angaben zur Biographie verdanke ich schriftlichen Aufzeichnungen von Frau Elisabeth Stief, der Witwe des Fotografen). Im Besitz der Landesstelle sind die Dias und die Negative aus der Heidelberger Zeit.

Werner Stief fotografierte auf seinen Exkursionen alles, was ihm kulturhistorisch interessant erschien: Bauwerke, Friedhöfe, Flurdenkmale, Werbeschilder, Inschriften, Wirtshauschilder, Naturdenkmale usw. Er gab die Objekte sachlich und nüchtern wieder, fast nie „beleben“ Menschen seine Aufnahmen. Auch der Zusammenhang, in dem die Objekte standen, war ihm weitgehend unwichtig. Er konzentrierte sich mit der Kamera ausschließlich auf die Dinge selbst, mit einer großen Liebe zum Detail. Leider ist von seinen Vorträgen kein Manuskript erhalten, so daß nicht mehr feststellbar ist, wie er sein Fotomaterial verwendete.

Wissenschaftlich kann man Stiefs Fotografierweise nicht nennen, vielleicht machte das auch sein künstlerischer Anspruch an die Fotos unmöglich: selten wird ein Gegenstand systematisch aufgenommen, immer bleibt Stief, bei aller Sachlichkeit in der Erfassung der Objekte, subjektiv bei der Auswahl der Motive. Ein Teil seiner Sammlung besteht aus von ihm zusammengestellten und bezeichneten Serien zu verschiedenen Themenkreisen wie „Reisen“, „Wege und Straßen“, „Pferd“, „Verwaltung, Polizei, Recht“, „Berufe“.

Die Sammlung Werner Stief ist vorläufig zugänglich über seine genau geführten Inventarbücher. Er verzeichnete Aufnahmeort, Ort und in knapper Form den Bildinhalt, gelegentlich durch kleine Zeichnungen ergänzt. Die Bücher sind chronologisch geordnet. Zur Zeit erstelle ich hierzu ein Ortsregister.

Im vergangenen Jahr erwarb die Landesstelle einen Teil der Farbdiasammlung des aus Endingen am Kaiserstuhl stammenden Heimatdichters und -forschers Karl Kurrus, der an dieser Stelle gewiß nicht vorgestellt werden muß. Die etwa 2300 Bilder, entstanden in den letzten 25 Jahren, dokumentieren zu einem großen Teil Landschaft und Kultur des Kaiserstuhls: Haus und Siedlung, Kunst und Kultur, religiöses und profanes Brauchtum. Weitere Aufnahmen stammen aus dem Freiburg der 70er Jahre. Dabei handelt es sich um Aufnahmen von Bauwerken, Kunstdenkmälern, lokalen Festen, Feiern und Empfängen. Eine letzte Gruppe von Dias bezieht sich weitgehend auf Südbaden, wobei die Bildthemen die gleichen sind. Diese Sammlung ist nur grob geordnet und bislang inhaltlich nicht erschlossen.

Die letzte Neuerwerbung im Bereich der Diapositive ist die Sammlung aus dem Nachlaß August Eckerle, die uns seine Witwe freundlicherweise überließ. Eckerle wurde 1906 in Freiburg geboren. 1933 ging er in den Schuldienst, ab 1947 war er als Konservator in der Denkmalpflege tätig. Er starb 1985. Das Bildmaterial stammt teilweise aus Baden-Württemberg, die Mehrzahl der Aufnahmen entstand auf Bildungsreisen und Exkursionen in ganz Mitteleuropa mit den Schwerpunkten Bayern und Österreich. Inhaltlich handelt es sich um Abbildungen von Kunst- und Kulturdenkmälern, Städteansichten und -impressionen sowie Aufnahmen von religiösem Brauchtum. Die Bilder sind datiert und nummeriert, die Aufnahmeorte sind angegeben. Die Sammlung umfaßt etwa 3500 Dias.

Seit Ende 1988 werden in der Landesstelle Postkarten, hauptsächlich aus dem Raum Baden-Württemberg, gesammelt. Dieser Bild-

träger erlebt seit einigen Jahren eine Renaissance: Auf dem Buchmarkt findet sich eine große Anzahl von Bildbänden mit Postkartenmotiven, in kaum einer bebilderten Ortschronik oder Festschrift fehlt die Abbildung alter Postkarten, Ausstellungen von Sammlern, Gemeinden und Museen haben Hochkonjunktur. Auch an den steigenden Preisen auf dem Sammlermarkt läßt sich dieser Zug ablesen. Neben dem nicht zu vernachlässigenden nostalgischen Aspekt, der Sehnsucht nach der guten alten Zeit, die es so natürlich nie gab, neben der trügerischen Setzung alt = selten = wertvoll gibt es auch gute Gründe, sich mit alten Postkarten zu beschäftigen. Dieses Massenmedium war um die Jahrhundertwende verbreiteter als die Fotografie. In der Tat sind Postkarten oftmals seltene oder gar einzigartige Bildbelege für verschwundene Bausubstanz, für ein heute nicht mehr erhaltenes Ortsbild oder das Dokument eines bedeutenden lokalen Ereignisses. So können die historischen Postkarten, über ihren oft hohen künstlerischen Wert hinaus, wichtige kulturhistorische Quellen sein. Doch Bilder sind kein getreues Abbild der Wirklichkeit. Bilder dokumentieren weder, „wie es wirklich war“, noch „lügen“ sie. Sie sagen etwas aus über die Interpretation der Wirklichkeit durch die Menschen, die sie herstellen, sie in Auftrag geben oder sich mit ihnen umgeben. Meines Erachtens ist der Quellenwert eines Bildes an sich gering, erst im richtigen Kontext betrachtet, gelesen und interpretiert bekommt es seine Aussagekraft.

Da jede Bild-Postkarte eine kulturhistorische Quelle sein (werden) kann, folgt für uns, daß wir nicht nur die „schönen, alten und wertvollen“ Stücke sammeln, sondern auch die unspektakulären und die aktuellen. Diese werden im übrigen in wenigen Jahren „historisch“ sein.

Das Bildarchiv enthält etwa 2500 Postkarten, von denen rund 1300 aufgearbeitet sind. Ihre Inhalte werden über einen Orts- und einen Sachkatalog erschlossen. Im Augenblick wächst die Postkartensammlung um rund 100



*Trachtenbild aus der Sammlung G. Rübcke, Freiburg
(Bild: Nr. 40301 A 381 Bildarchiv Landesstelle)*

Nummern pro Monat. Neben Karten aus Baden-Württemberg sammeln wir alle Arten von Grußkarten.

Eingang in das Bildarchiv nehmen ferner Kalender, Bierdeckel, Aufkleber, Plakate usw. Hinzu kommen Abzüge und Negative. Aus dem sehr heterogenen Bestand der Papierabzüge sind 190 verschiedene Fotografien (plus einer großen Anzahl von Dubletten) des bedeutenden Freiburger Fotografen G. Rübcke hervorzuheben. Die Aufnahmen entstanden

zwischen 1896 und 1906. Es handelt sich dabei um Schwarzwaldbilder: Ortsansichten, Gebäudeaufnahmen, Szenen vom Bau der Höllentalbahn u. a., sowie um Teile einer Serie von Schwarzwaldtrachten, die im Atelier entstanden sind. Der Rübcke-Bestand ist vollständig ausgewertet.

Zaghaft begonnen wurde mit der Auswertung von Bildbelegen in Zeitungen. Auch hierbei liegt die Priorität nicht auf historischen, raren oder kuriosen Bildern. Ebenso wird aktuelles

Bildmaterial berücksichtigt: ein neuer Dorfbrunnen, eine frisch renovierte Kapelle, Kunst am Bau, ein wiederentdecktes Siegel. Ein Konzept für die Auswertung von Zeitungsbildern steckt erst in den Anfängen.

(Jens Hamer)

Keramikmuseum Staufen

Im Auftrag des Badischen Landesmuseums richtet die Landesstelle für Volkskunde in dem Hafnerort Staufen ein Keramikmuseum ein. Den Grundstock des künftigen Museums bildet die Keramiksammlung Bregger-Maier. Die Entstehung dieser für den südwestdeutschen Raum bedeutenden Sammlung und die Museumskonzeption werden im folgenden vorgestellt:

Im Jahr 1959 zwingt eine schwere Krankheit den am Bauhaus ausgebildeten Kunstkerami-

ker Egon Bregger die Produktion der letzten Staufener Hafnerwerkstatt einzustellen. Zu dieser Zeit blickt die Werkstatt in der Wettelbrunnerstraße auf eine hundertjährige Geschichte zurück.

Der Hafnermeister Johann Bühler erwirbt in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts das kleine Handwerkerhaus und ernährt seine vielköpfige Familie durch den Verkauf von einfachem Gebrauchsgeschirr für den Alltagsbedarf der ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung. Zusammen mit den beiden Staufener Hafnern Joseph Keller und Fidel Lichtlin beteiligt sich Bühler 1861 an der im Rahmen einer umfassenden Gewerbeförderung zugunsten des darniederliegenden Handwerks durchgeführten Landesindustrierausstellung des Karlsruher Kunstgewerbevereins. Bühler stellt ein „Assortiment Töpferwaren“ aus.⁵⁾ Doch ihm ist kein Erfolg beschieden. 1898 stirbt er hoch verschuldet.



Hafnerei Josef Maier, ca. 1925

(Bild: Nachlaß-Sammlung Bregger-Maier, Archiv Landesstelle)

Preis-Courant

über meine sämmtlichen Hafner-Waaren.

Flache Waare, Becken und Platten, in rother, weißer gelber und schwarzer Farbe, wie folgt:

Nr. 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9
Preis per Stück: 5 7 10 12 18 25 30 40 50 60 Pf.

Milchhäfen, schwarze, weiße, gelbe und rothe Farbe:

Nr. 1 2 3 4 5 6
Preis per Stück: 7 10 17 25 30 40 Pfennig.

Kaffeehäfen, schwarze, in niederer und hoher Façon:

Nr. 1 2 3 4 5 6
Preis per Stück: 12 18 24 30 35 45 Pfennig.

Deckelschüsseln in verschiedenen Farben:

Nr. 1 2 3 4 5 6 7 8
Preis per Stück: 15 20 25 30 40 50 60 70 Pfg.

Geller in verschiedenen Farben:

Nr. 1 2 3
Preis per Stück: 4 6 8 Pfennig.

Milchbrenten per Stück 11 Pf.

Kaffeeschüsseln, verschiedener Farbe " " 5 "

Nachthäfen u. Rindshäfen, roth und weiß " " 23 "

Schmalzhäfen, außen schwarz per Maaß 20 "

Papfenkrüge, schwarz und roth " " 25 "

Teigbecken mit Handhaben, roth von 15 Pfg. an.

Blumentöpfe (Böller):

Nr. 2 3 4 5 6 7 8 u. s. w.
Preis per Stück: 2 3 4 5 8 12 16 Pfennig.

Anderer hier nicht verzeichnete Sorten werden nach Verlangen gefertigt.

Die Waare wird unfrankirt von hier an den Empfänger abgesandt. Für gute Packung ist gesorgt und wird deshalb für etwaigen Bruch keine Verbindlichkeit angenommen. Reclamationen werden nach 8 Tagen nicht mehr berücksichtigt. Körbe mit Packung müssen frei retour gesandt werden. Die Waare gebe ich nicht länger als auf zwei Monate Ziel. Bei Baarzahlung werden 5 Prozent Sconto bewilligt.

Staufen i. B'gau im November 1898.

Josef Maier, Hafner.

Buchdruckerei G. A. Geijel in Staufen.

Haus und Werkstatt, einschließlich Inneneinrichtung, übernimmt der aus Stauffens Nachbarort Ehrenstetten stammende Hafner Joseph Maier.

Der 1871 als jüngster Sohn eines Winzers geborene Joseph Maier absolviert bei dem Ehrenstetter Hafner Keller eine zweijährige Lehrzeit. Eine neunjährige Wanderschaft führt ihn im Anschluß in bekannte Hafnerorte der Schweiz und Südwestdeutschlands. Wichtige Stationen sind Küsnacht/Kanton Zürich, Bernek/Kanton St. Gallen, Kandern, Horheim bei Waldshut und Erzingen im Klettgau, wo er vier Jahre als Geselle des Hafnermeisters Stefan Huber verbringt. Ein genügsamer Lebenswandel und harte Akkordarbeit ermöglichen Joseph Maier den Erwerb des eigenen Betriebs. Der Weitgereiste nutzt die auswärts gewonnene Erfahrung und führt den kleinen Familienbetrieb erfolgreich bis in die 40er Jahre. Wie Bühler behält der junge Hafner die Produktion von Gebrauchskeramik für Haus und Hof zunächst bei. Das Angebot der Maierschen Werkstatt umfaßt Milch- und Kaffeehäfen, Schüsseln, Teller, Teigbecken, Zapfenkrüge, aber auch Nachhäfen und unglasierte Blumentöpfe verschiedener Größe. Dabei ist der Betrieb flexibel genug, um auf besondere Kundenwünsche einzugehen. Es entstehen repräsentative Teller, Krüge und Vasen, belebt durch ein polychromes Malhorndekor und volkstümliche, oft ironische Sprüche. Als Geschenke zu wichtigen Stationen des Lebenslaufes werden sie eigens auf Bestellung angefertigt und individuell mit Jahreszahl und Monogrammen bemalt. Der Anteil von Repräsentationsstücken dieser Art an der Gesamtproduktion einer typischen Hafnerwerkstatt beträgt selten mehr als fünf Prozent. Joseph Maier spezialisiert sich jedoch früh auf die Wünsche eines neuen Kundenkreises. Heimatbegeisterte Städter entdecken volkstümliche Kunstformen und kaufen die bunte „Bauernkeramik“. Der Hafner profitiert hier von der staatlichen Gewerbeförderung, welche den Trend gezielt unterstützt. 1913 beteiligt sich Joseph Maier

an einer Ausstellung badischer Töpfereien im Lichthof des Großherzoglichen Landesgewerbeamtes:

„Die Freude an unserer schönen Hafnerkeramik, an dieser alten, ehrwürdigen Volkskunst ist noch nicht ausgestorben, wenn auch in der Abnehmerschaft eine ziemliche Verschiebung eingetreten ist und anstatt wie früher der Bauer und der kleine Mann ausschließlich Abnehmer waren, jetzt auch der Städter, der Besizende an gut gelungenen Hafnerarbeiten Gefallen und Verwendung findet, diese Konjunktur muß der Hafner sich zunutze machen, dem tüchtigen und strebsamen Meister öffnen sich mancherlei Perspektiven auch heute noch.“⁶⁾

Während die Zahl der im Hafnergewerbe Beschäftigten kontinuierlich sinkt, vertreiben Kunstgewerbehäuser Joseph Maiers Keramik als „Schwarzwälder Bauerntöpferei“. Entscheidenden Anteil an dem Erfolg hat nach dem frühen Tod von Maiers Frau Katharina 1929 die einzige Tochter Emma Maier. Die beiden Frauen bemalen die noch ungebrannte Ware geschickt und phantasievoll mit dem durch Metalloxide gefärbten Tonschlicker. Hier spiegelt sich die traditionelle Arbeitsteilung der Hafnerwerkstatt. Gesellen und Meister verarbeiten den meist in der eigenen Grube gegrabenen Ton auf der Drehscheibe und überwachen den stundenlangen Brennvorgang, der nicht selten über das Gelingen mehrmonatiger Arbeit entscheidet. Die Frauen dagegen geben den Formen ihr äußeres Gewand, beteiligen sich ferner am Vertrieb, indem sie die Märkte der näheren Umgebung besuchen. Diese wichtige Rolle der weiblichen Hafner wird nur zu oft unterschätzt, da keine formale Ausbildung die berufliche Laufbahn der Frauen reglementiert.

Auf der Drehscheibe Joseph Maiers entstehen über 140 verschiedene Formen. Charakteristisch für die Werkstatt Maier ist neben dem von der Tochter Emma ausgeführten Dekor die von Joseph Maier selbst entwickelte grüne Kupferoxid-Glasur. Per Bahn wird die zerbrechliche Ware an Händler im gesamten südlichen Schwarzwald verschickt, regelmäßige Sendungen gehen bis nach Berlin, Ham-



*Hafnermeister Josef Maier mit Gesellen und Tochter Emma in seiner Werkstatt um 1925
(Bild: Nachlaß-Sammlung Bregger-Maier, Archiv Landesstelle)*

burg oder Kiel. Die Hafnerei Joseph Maier repräsentiert somit einen typischen handwerklichen Kleinbetrieb, dem jedoch durchaus überregionale Bedeutung zukommt.

Nur selten beschäftigt Joseph Maier Lehrlinge und Gesellen, um seinen unverwechselbar individuellen Stil beizubehalten. Selbst die körperlich schwere Arbeit der Tonaufbereitung ohne die Hilfe maschinell betriebener Tonmühlen bewältigt Maier lediglich mit Hilfe einer stundenweisen eingestellten Hilfskraft. Altersbedingt gibt Joseph Maier die Produktion 1944 auf.

Die alte Hafnerwerkstatt übernimmt sein Schwiegersohn Egon Bregger, der 1948 eine Versuchswerkstatt in Bernau, dem Heimatort Hans Thomas, schließt und nach Staufen übersiedelt. Joseph Maier und Egon Bregger unterscheiden sich sowohl in der beruflichen

Laufbahn als auch in der Intention ihres keramischen Schaffens. Während Maier dem zünftischen Handwerk verbunden bleibt, sieht sich Egon Bregger als Künstler auf der Suche nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten. Nach einer Ausbildung zum Holzbildhauer durch den Vater Johann Bregger, dem langjährigen Bürgermeister Bernaus und Leiter der dortigen Schnitzerschule, führt Egon Breggers Weg über die Kunstgewerbeschule Pforzheim an die Badische Landeskunstschule Karlsruhe. Als Mitglied der Bildhauerklasse Prof. Edzard entdeckt Bregger das keramische Material und entschließt sich zum Besuch der Staatlichen Hochschule für Handwerk und Baukunst in Weimar. 1926–1928 studiert er unter Otto Lindig in dessen Dornburger Werkstatt, der ehemaligen Lehrwerkstatt für Keramik des Bauhauses. Deutlich

zeigt sich in Breggers weiterem Werk der Bauhaus-typische Stil in der Verbindung von Ästhetik und einfachen, funktionsgerechten Formen. Dabei bleibt Egon Bregger der ursprünglichen Bauhaus-Idee des Architekten Walter Gropius verhaftet:

„Architekten, Bildhauer, Maler, wir alle müssen zum Handwerk zurück. Denn es gibt keine ‚Kunst von Beruf‘. Es gibt keinen Wesensunterschied zwischen dem Künstler und dem Handwerker. Der Künstler ist eine Steigerung des Handwerkers.“⁷⁾

Der Anspruch einer Rückbesinnung auf das Handwerk in einer Zeit der zunehmenden Technisierung gipfelt in der Forderung nach einer gründlichen handwerklichen Ausbildung der Studierenden. So dreht Otto Lindig eine bestimmte Form vor, die von den Lehrlingen so lange geübt wird, bis sie diese ohne alle Unsicherheiten beherrschen.⁸⁾ Egon Breggers Zeit am Bauhaus endet denn auch mit der Gesellenprüfung für das Töpferhandwerk, welche er vor den Meistern des namhaften Thüringer Hafnerortes Bürgeln ablegt. Stets besticht die handwerkliche Sorgfalt von Breggers dünn gedrehter Keramik. Den ideologischen Wandel des Bauhauses Mitte der 20er Jahre, der sich in einer angestrebten Zusammenarbeit mit der Industrie äußert, lehnt Bregger dagegen ab. Nach einjährigem Schweiz-Aufenthalt als Leiter der kunstgewerblichen Abteilung der Tonwarenfabrik Carl Bodmer in Zürich-Wiedikon, wo er Industriemodelle entwirft, richtet Bregger eine eigene Werkstatt in Bernau ein.⁹⁾ Während Breggers keramischer Lehrer Otto Lindig die Wirkung der Form betont, wobei eine einfache Glasur die Formaussage noch unterstützend erhöhen kann, richtet sich Egon Breggers Interesse auf das Experiment mit unterschiedlichen Glasuren und deren Möglichkeiten. Der spannendste Augenblick für Egon Bregger ist jedesmal das Öffnen des Muffelofens, wenn es gilt nach mehrmaligem Brand das Ergebnis zu begutachten. Neben keramischen Einzelstücken fertigt Egon Bregger schlichtes Gebrauchsgeschirr als Zugeständnis an die Anforderungen des Alltags: In der

Vorkriegszeit fehlt das Geld für den Kauf teurer Keramik. Nach einer mehrjährigen Zwangspause durch den Krieg und Gefangenschaft versucht Bregger in Staufen einen Neuanfang. Der holzgefeuerte Töpferofen Joseph Maiers, von Bregger wegen Baufälligkeit abgerissen und originalgetreu wieder aufgebaut, eröffnet ungeahnte Perspektiven. Im direkten Holzfeuer bis zu viermal gebrannte Reduktionskeramik mit lebendigen, metallisch schimmernden Glasuren in warmen, erdigen Farbtönen gehören zu den beeindruckendsten Werken Breggers und können sich durchaus mit den Arbeiten der großen keramischen Meister dieses Jahrhunderts messen:

„Ich will Arbeiten schaffen, die die Spuren des Lebens tragen, die nicht gemacht, sondern organisch gewachsen sind, die geworden sind unter naturgesetzlichen Bedingungen, so, wie sich eine Pflanze aus dem Erdreich entwickelt oder eine Raupe sich zum Schmetterling wandelt.“¹⁰⁾

Egon Bregger beherrscht die Reduktionstechnik meisterhaft. In dem zugemauerten Töpferofen entsteht bei starkem und schnellem Feuern eine sauerstoffarme Atmosphäre. Statt Kohlendioxid bildet sich ein unbeständiges Kohlenmonoxid, das den färbenden Metalloxiden in Masse und Glasur Sauerstoff entzieht, sie reduziert. Dies führt zu Farbveränderungen. Egon Bregger bevorzugt die aus China übernommene Ochsenblutglasur. Kupferoxid, bei Oxidationsbrand grün, verfärbt die Glasur zu einem tiefen Rot. Das offene Holzfeuer verleiht den Keramiken zusätzlich eine besondere Lebendigkeit, da die durch den Ofenraum schlagenden Flammen die Glasuren abwechslungsreich verändern. Die Glasurbücher Egon Breggers zeugen von den Experimenten des Künstlers. Um sich ganz seiner Arbeit zu widmen, verzichtet er auf die Sicherheit einer bürgerlichen Existenz.

Egon Bregger stirbt 1966 nach langer Krankheit 63jährig in Staufen — ein engagierter Künstler, dem zu Lebzeiten der künstlerische Durchbruch versagt bleibt. Die Witwe Emma

Bregger wahrt das Andenken an Vater und Ehemann. Von Kindesbeinen an ist die Staufener Werkstatt ihre Heimat, widmet sie Zeit und Liebe der Keramik. Als junge Frau schon sammelt sie die Arbeiten des Vaters, bewahrt Werkstattunterlagen, Geschäfts- und Rechnungsbücher auf. Dazu gesellen sich immer mehr einzelne Arbeitsabläufe in der Werkstatt dokumentierende Photographien. Die Arbeiten Egon Breggers vervollständigen die wertvolle Sammlung. Unermüdlich setzt sich Emma Bregger für den Erhalt dieser annähernd 5000 Keramiken umfassenden Sammlung in den Räumen ihres Elternhauses ein. Schließlich beauftragt das Ministerium für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg das Badische Landesmuseum mit der Einrichtung eines Keramikmuseums. Der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald beginnt 1989 mit der Sanierung des Hauses Wettelbrunnerstraße 3, welches sich in einem sehr schlechten baulichen Zustand befindet. Vollständig erhalten wird die Hafnerwerkstatt inklusive der zwei unter Denkmalschutz stehenden Brennöfen. Die Konzeption des zukünftigen Museums wird an der Landesstelle für Volkskunde Freiburg erarbeitet, während die Stadt Staufen nach Eröffnung den laufenden Betrieb betreut.

Mit der Einrichtung des Museums in der Fauststadt Staufen wird ein alter Hafnerort gewürdigt. Die gute Verkehrslage des Marktes sowie ausreichende Brennholz- und Tonvorkommen begünstigen die Ansiedlung von Hafnern. Archäologische Keramik- und Kachelfunde weisen auf die Existenz von Werkstätten schon im 16. Jahrhundert hin. Eine eigenständige Hafnerzunft besteht bis zur Einführung der Gewerbefreiheit in Baden 1862. Das seit 1807 geführte Meisterbuch befindet sich im Besitz der Familie Hermann Keller, deren Vorfahre, Hafnermeister Andreas Keller, im Jahre 1673 das Bürgerrecht der Stadt Staufen erwirbt.¹¹⁾ Im Jahre 1807 verzeichnet das Meisterbuch im Amtsbezirk Staufen dreizehn Hafner, von denen acht in Staufen leben und arbeiten: Fidel Stüber und

sein Sohn gleichen Namens, Antoni Golder, Joseph Bavoni, Fidel Keller, Michael Keller, Johann Bösch und Joseph Meyer (kein Vorfahr Joseph Maiers). Auch Lehrverträge mit interessanten, die Ausbildung betreffenden Einzelheiten sind im Meisterbuch überliefert: „Datum den 8 t Abrill

1827

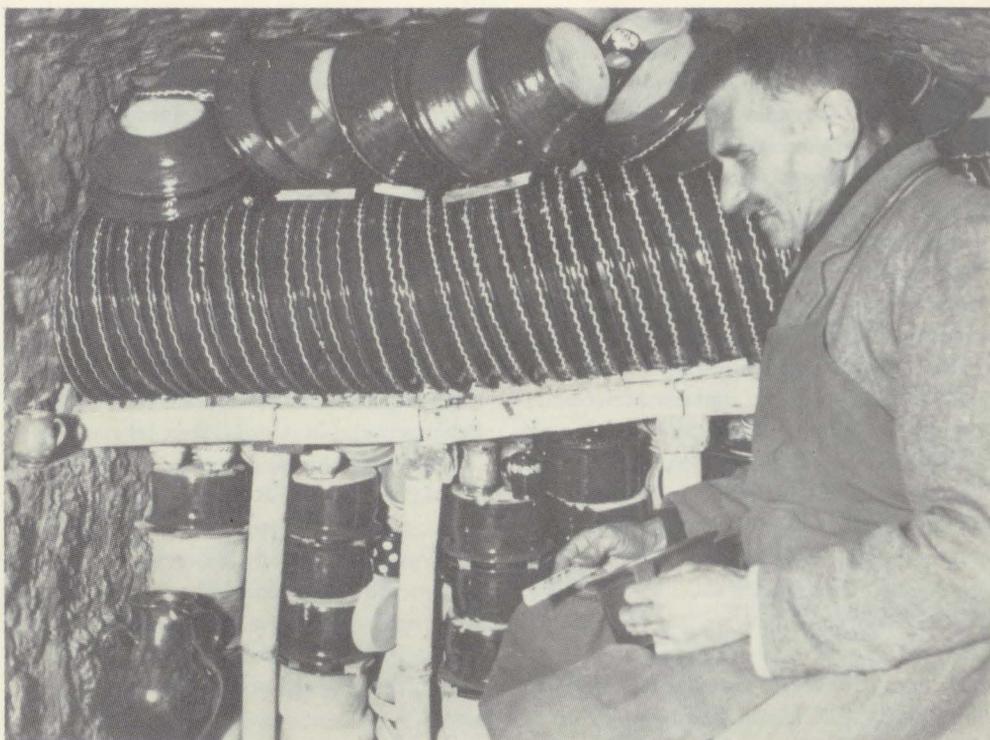
Hat Fidel Keller ein Lehrjung auf dinge Lasen Gebürtig von Bingen mit Namens Konrath Böck nebst seinen Beistand Johan Böck auf 3 Jahr zu Lehrnen doch auf Wohlhalten ein halb Jahr zu Schengen und in dem Halben Jahr ein kleinen Lohn zu geben

Das Lehrgelt ist 44 R: Sage Vier: und Vierzig Gulden nebst 5 R: 24 K: Tringelt für Waschen Neien oder fligen Wobey die Ehrsamten Meister unter Zeichnet nebst seinem Beistand Michael Keller/Fidel Keller/Johannes Linsenmeyer/ Johann Beek pfleger¹²⁾

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts trifft die zunehmende industrielle Konkurrenz an billigem Email- und Steingutgeschirr auch die Staufener Hafner schwer. Während die Ofenhafnerei Keller die Fertigung von eigenen Kacheln aufgibt und sich auf den Ofenbau konzentriert, kann einzig Joseph Maier durch die rechtzeitige Umstellung auf Zierkeramik seine Werkstatt halten.

Die Konzeption des Museums legt den Schwerpunkt auf die Arbeiten des Hafnermeisters Joseph Maier und seines Schwiegersohnes Egon Bregger. Neben der jeweiligen beruflichen Entwicklung läßt sich am Werk Egon Breggers die Beeinflussung des Künstlers durch den eher der sogenannten „Volkskunst“ verbundenen Joseph Maier beobachten.

Die Witwe des letzten Staufener Ofenhafners, Herman Keller, stellt Kacheln und Werkzeug aus dem Nachlaß ihres Mannes zur Verfügung. Auch dieser in Staufen stets präsenste Zweig des Hafnerhandwerks findet



*Hafnermeister Josef Maier vor seinem Holzbrandofen
(Bild: Nachlaß-Sammlung Bregger-Maier, Archiv Landesstelle)*

angemessen Berücksichtigung. Die in situ erhaltene Werkstatt bietet weiter die Möglichkeit, die Arbeitsweise des Hafners und die Grundlagen der keramischen Technologie darzustellen. Nicht vergessen wird das soziale und wirtschaftliche Umfeld des Töpferhandwerks, welches sich exemplarisch an der Betriebsgeschichte der Werkstatt Maier nachvollziehen läßt.

Die Eröffnung des Keramikmuseums Staufen ist für 1991 vorgesehen. Der schriftliche Nachlaß Joseph Maiers und Egon Breggers befindet sich in der Landesstelle für Volkskunde Freiburg und kann von Interessenten eingesehen werden.

(Antje Burkhardt)

Anmerkungen:

¹⁾ Assion, Peter: Volkskunde in Baden. Versuch einer Standortbestimmung. In: Badische Heimat 64 (1984), Heft 2, S. 463–490

²⁾ Niederer, Arnold: Volkskundliche Forschungsrichtungen in den deutschsprachigen Ländern. In: Deutsche Volkskunde — Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen. Hrsg. von Isac Chiva, Utz Jeggle u. a. Frankfurt/New York: Campus, 1987, S. 45

³⁾ Assion, Peter: Die Badische Landesstelle für Volkskunde in Freiburg i. Br. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 1. Jg. 1972, Heft 3, S. 21–22

⁴⁾ Oeschger, Bernhard, Wortelkamp, Karin: Das Zeitungsarchiv der Landesstelle für Volkskunde Freiburg. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 3/1989, S. 299–345

⁵⁾ Dietz, Rudolph: Die Gewerbe im Großherzogthum Baden. Ihre Statistik, ihre Pflege, ihre Erzeugnisse. Karlsruhe, 1863. S. 603

⁶⁾ Die Ausstellung badischer Töpfereien im Lichthof des Großh. Landesgewerbeamtes. In: Heimat und Handwerk. Beilage zur Badischen Gewerbe- und Handwerkerzeitung. Hrsg. v. Großh. Bad. Landesgewerbeamt. Nr. 12, 1913, S. 46

⁷⁾ Gropius, Walter: Manifest und Programm des Staatlichen Bauhauses in Weimar. April 1919. In: Hans M. Wingler (Hrsg.): Das Bauhaus 1919—1933. Weimar, Dessau, Berlin. Brama, 1962, S. 39

⁸⁾ Weber, Klaus (Hrsg.): Keramik und Bauhaus.

Geschichte und Wirkungen der keramischen Werkstatt des Bauhauses. Berlin, 1989, S. 53

⁹⁾ Vgl. Messerli-Bolliger, E.: Die Tonwarenfabrik Bodmer in Zürich-Wiedikon. In: Keramik-Freunde der Schweiz. Mitteilungsblatt Nr. 101, 1986, S. 33 ff.

¹⁰⁾ Aus einem Brief Egon Breggers an den Ministerialdirektor Asel, Karlsruhe, Unterrichtsministerium, 18. 11. 1938. Nachlaß Bregger, Landesstelle für Volkskunde Freiburg

¹¹⁾ Stadtrechnung Staufen des Jahres 1673. Privatarchiv Schladerer, Staufen

¹²⁾ Meisterbuch der Hafnerzunft Staufen. Im Besitz von Frau Keller, Staufen



Johannes Künzig (1897–1982)

Johannes Künzig und sein Lebenswerk

Waltraut Werner-Künzig, Freiburg

Johannes Künzig entstammt einem alten Bauerngeschlecht im badischen Frankenland. Er ist 1897 in Pülfringen bei Tauberbischofsheim geboren. Hier hat er das Gymnasium besucht und wurde 1916 sofort nach dem Abitur zum Kriegsdienst eingezogen, zu den Leibgardien des Großherzogs. Monatlang lagen die 109er an der Somme und vor Verdun. Um diese verzweifelte Lage in den Schützengräben ertragen zu können, wurde viel gesungen. Der junge Künzig hat die Lieder seiner Kameraden systematisch gesammelt und später veröffentlicht¹⁾. Im August 1917 wurde Künzig beim Sturmangriff schwer verwundet und verlor die meisten seiner Kameraden. Das Kriegsgeschehen und seine Verletzung blieb für ihn lebenslang seelische Belastung und schmerzhaft körperliche Behinderung. Noch vom Lazarett aus begann Künzig 1918 sein Studium — Volkskunde, Germanistik, Geschichte — in Würzburg, setzte es 1919 — immer noch mit Nachoperationen geplagt — in Freiburg fort und beendete 1922 in Heidelberg mit Staatsexamen und Promotion. Seine Dissertation, von John Meier in Freiburg angeregt und bei Friedrich Panzer in Heidelberg abgeschlossen, galt der „Geschichte des Volksliedinteresses in Baden“, speziell den Beiträgern zum Wunderhorn, d. h. den Liedkundigen und Liedsammlern, die Beiträge geliefert hatten zu „Des Knaben Wunderhorn“ von Achim von Arnim und Clemens Brentano. Gleichzeitig schon arbeitete Künzig an seinem ersten Buch „Badische Sagen“²⁾, dem Jahre später das bekanntere Werk „Schwarzwaldsagen“³⁾, entwicklungs-geschichtlich angelegt und mit vielen Anmerkungen von z. T. monographischer Ausführlichkeit, folgte. Erste volkskundliche Aufsätze erschienen ab 1923 auch in den Veröffentlichungen der Badischen Heimat⁴⁾. Dem Lan-

desverein Badische Heimat diente Künzig viele Jahre als Mitarbeiter und Ratgeber und war mit einzelnen Persönlichkeiten freundschaftlich verbunden; z. B. mit dem langjährigen Vorsitzenden Eugen Fischer, bis zu dessen Tode⁵⁾; Willi Hensle und der amtierende Präsident Ludwig Vögely waren einst seine Schüler an der Pädagogischen Hochschule, Karlsruhe.

Nach Abschluß des Studiums konnte Künzig — wie alle Absolventen seines Jahrgangs — keine Verwendung im Staatsdienst finden. Vorübergehend war er an einer Privatschule in Rastatt tätig. In dieser Zeit begründete er in privater Initiative das „Badische Volksliedarchiv“ und einen „Badischen Volksliedausschuß“. Er verfaßte einen Aufruf zur Sammlung von Volksliedern in Baden. Alle Aufzeichnungen gingen künftig in einer Ausfertigung an seinen verehrten Lehrer John Meier und dessen 1914 gegründetes „Deutsches Volksliedarchiv“ in Freiburg und mündeten so auch in die Volksliedforschung ein. Im Anschluß an diese Lehrtätigkeit in Rastatt arbeitete Künzig beim Deutschen Caritasverband in Freiburg, der auch eine Betreuungsstelle für Auslandsdeutsche unterhielt. Hier wurde Künzig mit einem Arbeitsfeld bekannt, das fortan und vor allem nach dem 2. Weltkrieg von großer Bedeutung für ihn werden sollte.

Erst 1925 erhielt Künzig die Anstellung im Höheren Schuldienst in Freiburg und später in Lahr. In diesen Jahren als Gymnasiallehrer arbeitete er u. a. an seiner Habilitationsschrift „Entwicklungsgeschichte und Grundformen der deutschen Volkssage“, die ihn in regen Kontakt mit finnischen und amerikanischen Erzählforschern brachte. Doch der Geist der Zeit war gegen ihn: sein Forschungsurlaub wurde abrupt gestrichen und das Habilita-

tionsverfahren an der Universität Freiburg 1936 eingestellt.

1937 wurde Künzig an die Pädagogische Hochschule nach Karlsruhe für das Fach Volkskunde berufen. Mehr als drei Jahre blieb er kommissarisch beschäftigt, obwohl er sich durch Übernahme von Ämtern (z. B. die Leitung der Volksbildungsstätte Karlsruhe, Gausachbearbeiter für das Dorfbuch, d. h. Äusarbeitung von Richtlinien für die Abfassung von Ortschroniken) pragmatisch arrangiert hatte, galt er als „Volkskundler im Sold der Kirche“ (Presseorgan „Der Führer“).

1942 wurde Künzig an die Universität Freiburg berufen als kommissarischer Leiter eines neubegründeten Instituts für Volkskunde, mit einem zusätzlichen Lehrauftrag für „Volkskunde und Auslandsdeutschtum“. Neben der Lehrtätigkeit baute er zwei umfangreiche Archive, die bereits in Karlsruhe unter Mitarbeit von Studenten grundgelegt waren, weiter aus: das „Oberdeutsche Erzählarchiv“ und eine umfangreiche Auswanderungskartei. Untersucht wurde die Auswanderung aus dem Oberrheingebiet — Baden und Elsaß — nach dem Südosten. Es erfolgten durch die Studenten Erhebungen im Generallandesarchiv in Karlsruhe, in Archiven in Straßburg und Paris. Dazu kamen mehrwöchige Studenten-Exkursionen, um Kirchenbücher zu exzerpieren, nach Ungarn, nach Rumänien und nach Rußland. (In der Ukraine z. B. gab es die deutschbesiedelten Dörfer Baden, Elsaß, Speyer, Mannheim, Kandel, Straßburg). Diese Archive sind mit dem Institut am 27. November 1944 durch Fliegerangriff zerstört worden.

Nach dem Krieg wurde das Fach Volkskunde aus dem Lehrplan gestrichen, Künzig hatte später wohl wieder Lehraufträge an der Universität, aber ein Institut wurde erst nach Jahrzehnten wieder eingerichtet unter der Leitung von Lutz Röhrich.

Eine neue Aufgabe kam — wie bereits angedeutet — auf Künzig zu. Schon seit Anfang der 30er Jahre verbrachte Künzig seine großen Schulferien zu Feldforschungsfahrten in

deutschen Siedlungen im Osten und Südosten: Slowakei, Ungarn, Rumänien, Krim und Ukraine. Meist reiste er allein, ohne Auto, also mit großem Gepäck, d. h. voluminösen Aufnahmegegeräten. Künzig war schon immer aufgeschlossen für alle technischen Hilfsmittel der Feldforschung. Nicht nur Bild und Film setzte er zur Dokumentation ein, sondern vor allem die Tonaufnahmen — zuerst auf Edison-Wachswalzen, dann auf Dralston- und Decelithplatten. (Ab 1926 hat Künzig bereits in Baden Volkslieder auf Wachswalzen festgehalten). Aus diesen Reisen resultieren neben zahlreichen Aufsätzen drei Bücher: „Volkslieder aus dem rumänischen Banat“, „Deutsche Bauern im Banat“ und die Monographie „Saderlach. Ein Alemannendorf im rumänischen Banat und seine Urheimat“⁶⁾.

Nach dem Krieg kamen nun auch aus diesen Gebieten Millionen von Vertriebenen und Flüchtlingen nach Westdeutschland. Neben der materiellen Not, die Künzig 1945—1949 durch Mitarbeit wiederum beim Caritasverband zu lindern suchte (u. a. durch eine Schrift „Unsere Sorge um die Heimatlosen“ und eine Dia-Reihe „Das Los der Heimatvertriebenen“, die im Ausland verbreitet wurde und manche Hilfsaktionen auslöste), erkannte der Volkskundler, daß durch die Entwurzelung der meist bäuerlichen Menschen und ihre oft radikalen Zerstreuung bei der Notaufnahme gewachsene Gemeinschaften und ihre Traditionen auf immer zerschlagen wurden. Traditionen, die auch für uns wichtig waren, weil sie enthielten, was in den Auswanderungsgebieten — dazu gehört auch unsere badische Heimat — sich längst gewandelt hatten oder schon in Vergessenheit geraten war. Mit genauen Zahlen belegte Künzig aufgrund einer Umfrage, daß z. B. aus einem ungarndeutschen Dorf (Bagykovacsi) 2000 Zwangsausgesiedelte auf 153 Dörfer in Westdeutschland verteilt worden waren — auf 58 badische und 95 bayerische Orte.

In dieser Situation „zeigten sich ihm die alten wissenschaftlichen Aufgaben in neuer Schär-

fe, war doch mit der Umsiedlung in größtem Stil der Untergang der einst in den deutschen Siedlungsgebieten des Ostens blühenden Kultur absehbar. Künzig ließ sich deshalb 1949 pensionieren, um sich voll dem widmen zu können, was er als dringendste Aufgabe der Nachkriegsvolkskunde sah: das mitgebrachte Überlieferungsgut der Heimatvertriebenen wenigstens noch für die Wissenschaft und die spätere systematische Auswertung zu sichern⁷⁾.

Künzig begründete 1949 zusammen mit John Meier, dem Vorsitzenden des „Verbandes der Vereine für Volkskunde“ (jetzt „Gesellschaft für Volkskunde“) die heute noch sehr erfolgreich tätige „Kommission für ostdeutsche Volkskunde“, deren Jahrbuch im 32. Bd. und deren Schriftenreihe bereits im 47. Bd. erschienen ist. Gleichzeitig begründete Künzig ein privates Archiv zur Sammlung der Überlieferung der Vertriebenen und Flüchtlinge — Grundstock des heutigen „Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde“. Es folgten Jahre des Sammels und des Aufbaus, mit bescheidenen Subventionen und Spenden. Ein 1950 verbreiteter „Aufruf zur Sammlung volkskundlicher Überlieferungen der Heimatvertriebenen“ hatte großes Echo. Vor allem handschriftliche Einsendungen, oft erstaunlichen Umfangs, erfolgten. Ein alter Herr aus dem Altvaterland schickte z. B. 168 engbeschriebene Schulhefte mit Beschreibungen aus dem Volksleben seiner Heimat. Menschen, die nicht die Möglichkeit hatten, Schriftdeutsch zu lernen, schickten Aufzeichnungen in ihrer Mundart. Vieles davon ist inzwischen in Publikationen verwendet worden. Es entstand und mehrte sich Jahr um Jahr eine Sammlung von Zeitschriften der — meist hervorgegangenen aus bescheidensten Rundbriefen, in denen die zerstreut untergekommenen Menschen sich suchten. Aus diesen Zirkularen haben sich Zeitschriften entwickelt, die nun bereits mehr als vierzig Jahre erscheinen. Diese einmalige Sammlung von heute nahezu 30 000 Jahrgängen ist über einen gedruckten Katalog⁸⁾ und die Zeit-

schriftendatenbank zu erreichen und wird vom In- und Ausland in Anspruch genommen.

Von Beginn an stand für die Arbeit die private volkskundliche Bibliothek von Künzig zur Verfügung; sie war zum größten Teil bei der Evakuierung von Karlsruhe nach Pülfringen verbracht worden. Außerdem wurde eine Karten- und Dia-Sammlung angelegt.

Die herausragende Leistung von Künzig, bei der ich von Anbeginn mitwirken konnte, war aber die Schaffung eines großen Tonarchivs zur ostdeutschen Volkskunde. Wir reisten per Zug, per Rad und später mit einem kleinen Auto, um in den Baracken und Notunterkünften Vertriebene und Flüchtlinge auf Tonband singen und erzählen zu lassen. Benutzt werden mußte ein Aufnahmegerät, zu dem man ein Radio als Verstärker brauchte und einen Transformator vorschalten mußte. Nie mehr war später die Bereitschaft so vieler so groß, zu singen, zu erzählen und zu berichten. Aufgenommen wurden Volkserzählungen, Lieder, Brauchschilderungen, Erlebnis- und Arbeitsberichte — nach Möglichkeit im Dialekt.

Es war uns wohl bewußt, daß jede Aufnahme, sei es nun ein Lied oder eine Erzählung, immer nur die temporäre Version festhalten und eine Wiederholung eine Variante sein konnte, je nach Umfeld und Gelegenheit des Singens und Erzählens. Außergewöhnliche Funde wurden dokumentiert, z. B. Märchen mit gesungenen Versen, alte Balladen, darunter eine spätmittelalterliche „Vom Herrn von Braunschweig“, die in deutscher Sprache bislang nicht belegt werden konnte.

Die Gewährleute dieser Feldforschungsarbeit wurden nicht durch Organisationen ermittelt, vielmehr wußte jeder Befragte, wer in seinem Dorf gut singen und erzählen konnte, wer die Einlernfrau für die Umgangsspiele, wer „Vorsinger“ in der Kirche war u. a. m. Vor dem Aufkommen der Unterhaltungsmedien nahm das Singen und Erzählen, vor allem in den durch die Initiative der Kaiserinnen Katharina und Maria Theresia entstan-

denen Siedlungsdörfern einen für uns nicht mehr vorstellbaren Platz im Leben der Menschen ein, sowohl bei der Arbeit wie am Feierabend. Oft lebten Menschen in Großfamilien und zu Gemeinschaftsarbeiten wie Federnschleifen oder Maisrebeln kamen noch die Nachbarn hinzu. Im Winter traf man sich abends in Gruppen in der Spinnstube zu gemeinsamer Arbeit und Unterhaltung. Im schon genannten Dorf „Saderlach“, das von Hotzenwäldern besiedelt ist, sagte man „z' Licht goh“ und oft wurde dann auch vom „Schrätteli“ erzählt. In den 60er Jahren konnten Künzig und ich solche Zusammenkünfte in nicht ausgesiedelten Dörfern in Ungarn und Rumänien noch miterleben und auf Tonband festhalten.

Um authentische Beispiele dieser noch lebendigen Tradition für Forschung und Lehre bereitzustellen, begründete Künzig, im Anschluß an sein Buch „Ehe sie verklingen . . .“, eine Publikationsreihe „Quellen deutscher Volkskunde“, regional oder thematisch zusammengefaßt. Ausgaben mit je 3 oder 4 Langspielplatten und dazu gehörigen Text- und Kommentarbüchern⁹⁾. Diese Publikationen hatten im In- und Ausland außergewöhnliche Resonanz und leiteten zugleich für das Fach Volkskunde eine bemerkenswert neuartige Form der Veröffentlichung ein. Es sind dies Editionen von Erzählgut (Märchen, Schwänke, Sagen, Legenden) und Lieder in Dialektniederschrift und schriftdeutscher Übertragung und Melodieübertragungen mit allen Strophenvarianten, versehen mit Kommentaren zur Motiv- und Verbreitungsgeschichte, denen für den Benutzer nachprüfbar, das Originalmaterial auf Schallplatten beigegeben ist. Damit wird zugleich vermittelt, was keine Niederschrift erfassen kann: die Ausdruckskraft der Erzähler und Sänger, ihre innere Anteilnahme, ihr gesamtes Engagement. Wo immer möglich und die Erzählsituation nicht störend, wurden Mimik und Gestik der Gewährsleute im Bild festgehalten. Auch nach dem Kriege behielt Künzig die Volkskunde der badischen Landschaften im

Auge. Für ihn war die einheimische und die ostdeutsche Volkskunde eine weithin sich ergänzende Einheit, was einprägsam und beispielhaft dargestellt ist in seinem Buch Saderlach und in einer Arbeit „Urheimat und Kolonistendorf“¹⁰⁾. Künzig verfaßte 1950 eine Schrift „Die alemannisch-schwäbische Fasnet“, die wiederholt — zuletzt 1989 — aufgelegt wurde; bearbeitete weitere Auflagen der „Schwarzwaldsagen“ und publizierte neben Einzeluntersuchungen eine Anzahl von Filmen zu badischem Brauchtum in Zusammenarbeit mit dem Institut für den wissenschaftlichen Film, Göttingen¹¹⁾. Sein Ziel war die Einrichtung einer staatlichen Badischen Landesstelle für Volkskunde analog der Württembergischen in Stuttgart. Dies gelang im Jahre 1960.

Die Aufnahme des Instituts für ostdeutsche Volkskunde in den Haushalt des Landes Baden-Württemberg erfolgte, nach jahrelangem Bemühen, 1965. Dadurch waren aber nun die beiden Arbeitsgebiete etatmäßig getrennt und auch die räumliche Trennung erfolgte alsbald. Die Badische Landesstelle übernahm Peter Assion und nach seinem Weggang als Ordinarius in Marburg, Bernhard Oeschger, der die Arbeit noch heute mit großem Engagement und vielen neuen Ideen fortführt. Die Leitung der ostdeutschen Arbeit hat Künzig 1970 an mich abgegeben. Nach der Etatisierung konnten auch Mitarbeiter gewonnen und berufen werden. Die heute noch hier tätigen sind: Gottfried Habenicht, der geschäftsführende Leiter, der maßgeblich an den Publikationen und durch seine Veröffentlichungen an der internationalen Reputation des Instituts beteiligt ist, Peter Haegele, der die 1985 angeschlossene „Sammlung Karasek“ verwaltet und Felicitas Drobek, die den Nachlaß des Volkskundlers Bruno Schier zur Publikation vorbereitete und jetzt das Archiv der handschriftlichen Einsendungen systematisiert.

Viele Ehrungen sind Künzig zuteil geworden in den letzten Jahrzehnten seines Lebens: Bundesverdienstkreuz, Oberrheinischer Kul-

turpreis, Donauschwäbischer Kulturpreis, Dehio-Preis und zahlreiche Ehrenmitgliedschaften von Verbänden und Vereinen. Bis zu seinem Tode 1982 arbeitete Künzig im Institut mit. „Darüber hinaus nahm Künzig an allen Vorgängen in einem angestammten Fach lebhaften Anteil und verkörperte — vielfach geehrt — als Senior der Freiburger Volkskundler und Mentor des Gesamtfaches ein Stück lebendiger Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde“¹²⁾.

Anmerkungen

¹⁾ Lieder der badischen Soldaten. Leipzig. Eichblatt 1927. Ausgabe A: VIII, 176 S. Ausgabe B: mit Quellennachweisen und Anm. VIII 208 S.

²⁾ Badische Sagen. Gesammelt und herausgegeben. Leipzig. Eichblatt 1923. XX, 148 S. (Eichblatts Deutscher Sagenschatz Bd. 10)

³⁾ Schwarzwaldsagen. Gesammelt und herausgegeben. Jena, Diederichs 1930. XI, 383 S. 3. Aufl. 1976

⁴⁾ Alte Frühlingsbräuche aus einem fränkischen Dorf. Mein Heimatland 10 (1923), 18—20. Das Badische Volksliedarchiv. Mein Heimatland 12 (1925), 26—228. Zur Geschichte der badischen Volksliedforschung. Mein Heimatland 12 (1925), 147—151. Neujahrslieder in Baden. Mein Heimatland 15 (1928), 235—247. Vom Volkstanz in Baden. Mein Heimatland 18 (1931), 69—77. Aus der Kinderpoesie im Hotzenwald. Badische Heimat 19 (1932), 233—242. Volkskundliches aus dem Hotzendorf Saderlach im rumänischen Banat. Badische Heimat 19 (1932), 250—262. Das Frühlingsbrauchtum der Ortenau. Badische Heimat 22 (1935), 433—466. Volkskundliche Streife durch Bauerndörfer des unteren Linzgaus. Badische Heimat 23 (1936), 162—179.

Das Volkslied im Elsaß. Oberrheinische Heimat = Badische Heimat 27 (1940), 460—481.

⁵⁾ Eugen Fischer hat Johannes Künzig seine Lebenserinnerungen auf Tonband erzählt.

⁶⁾ Deutsche Volkslieder aus dem rumänischen Banat. Gesammelt und herausgegeben. Berlin, de Gruyter 1935. 88 S. Saderlach. Ein Alemannendorf im rumänischen Banat und seine Urheimat.

Karlsruhe, Müller 1937. XVI, 354 S. 3. Aufl. Haslach i. K. 1987. Deutsche Bauern im Banat. Mit Bildern von Hans Retzlaff. Berlin, Verlag Grenze und Ausland 1939. 96 S.

⁷⁾ Peter Assion, Künzig, Johannes, Volkskundler. Badische Biographien Bd. II, Stuttgart 1987.

⁸⁾ Repertorium der Periodica im Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde. Freiburg 1987. 302 S.

⁹⁾ Ehe sie verklingen . . . Alte deutsche Volksweisen vom Böhmerwald bis zur Wolga. Mit 4 Schallplatten. Freiburg, Herder 1958. Quellen deutscher Volkskunde: Bd. 1: Gottscheer Volkslieder aus mündlicher Überlieferung. 3 Langspielplatten mit Textheft. Freiburg 1967. Bd. 2: Die Rosibäs aus Hajós — Ungarndeutsche Märchenerzähler I — 3 Langspielplatten mit Textheft. Freiburg 1969. Bd. 3: Die Blinden Madl aus Gant — Ungarndeutsche Märchenerzähler II — 3 Langspielplatten mit Text- und Kommentarbuch. Freiburg 1971. Bd. 4: Balladen aus ostdeutscher Überlieferung. 4 Langspielplatten mit Text- und Kommentarbuch. Freiburg Bd. 5: Legendenlieder aus mündlicher Überlieferung. 3 Langspielplatten in Kassette mit Text- und Kommentarbuch. Freiburg 1971. Bd. 6: Aus dem Liedgut des dobrudschadeutschen „Singers“ Paul Ruscheinski. 3 Langspielplatten mit Text- und Kommentarbuch. Freiburg 1977. Bd. 7: Volkslesestoff in mündlicher Überlieferung. 4 Langspielplatten mit Text- und Kommentarbuch. Freiburg 1978. Bd. 8: Schwänke aus mündlicher Überlieferung. 3 Langspielplatten mit Text- und Kommentarbuch. Freiburg 1973. Bd. 9: Volkslieder aus Deutsch-Mokra, einer Waldarbeitersiedlung in der Karpaten-Ukraine. 4 Langspielplatten mit Text- und Kommentarbuch. Freiburg 1978. Bd. 10: Liebeslieder vom Böhmerwald bis zur Wolga. 3 Langspielplatten mit Text- und Kommentarbuch. Freiburg 1979. Bd. 11: Lied- und Erzählgut der Resi Klemm aus Almáskamarás im ungarischen Banat. 4 Langspielplatten mit Text- und Kommentarbuch. Freiburg 1980.

¹⁰⁾ Urheimat und Kolonistendorf. Ein methodisches Beispiel der gegenseitigen volkskundlichen Aufhellung. Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen 2 (1956), 103—140.

¹¹⁾ Bibliographie der volkskundlichen Veröffentlichungen von Johannes Künzig 1922—1967. Freiburg 1967. 36 S.; Johannes Künzig, Kleine volkskundliche Beiträge aus fünf Jahrzehnten. Freiburg 1972. 448 S.

¹²⁾ s. o. ⁷⁾



Denkmal in Hildesheim

Die Inschrift lautet:

„Junge, lat dei Appels stahn,
süst packet deck dei Huckup an.
Dei Huckup is en starken Wicht,
hölt mit Stehldiefs bös Gericht!

(Junge, laß die Äpfel stehn,
sonst springt dich der Aufhock an.
Der Aufhock ist ein starker Wicht,
hält mit Stehldieben bös Gericht)

Der „Aufhock“ in Baden — Regionalismen populärer Dämonologie am Beispiel eines unvergänglichen Sagentyps

Sabine Wienker-Piepho, Freiburg i. Br.

Nach einer aktuellen Meinungsumfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach vom Mai 1990 gewinnen in der Bundesrepublik „... Volks- und Aberglauben immer mehr an Bedeutung“. Bei dieser Umfrage verbanden „10 Prozent mehr Menschen als noch 1976 gewisse Symbole und Vorkommnisse mit guten oder bösen Erwartungen“¹⁾. Ein solches Resultat läßt auch den Sagenforscher, der immer auf der Suche ist nach zeitgenössischen Ausformungen alter Erzählstoffe, aufhorchen. Es rechtfertigt nicht zuletzt in diesem Sinne die erneute Beschäftigung mit einem Sagentyp, der auch in Baden wohlbekannt ist, mit dem „Aufhock“. Gibt es ihn noch, gibt es ihn wieder, verbirgt er sich in modernen, kaum wiederzuerkennenden Ausdrucksformen? Welche Last trägt man heute „huckepack“?

Ein solcher „Aufhock“ (nomen agentis von „aufhocken“) springt dem nächtlichen Wanderer an bestimmten Stellen in den Nacken, würgt ihn, wird immer schwerer und muß getragen werden, bis der Geplagte schließlich zusammenbricht, oder bis die Gestalt, wiederum an bestimmten Stellen, abspringt. „Aufhock“ ist allerdings nur die gewissermaßen schriftdeutsche Einheitsbezeichnung für den Dämon. In Baden kennt man ihn hingegen unter regional sehr verschiedenen Namen, die auch eine unterschiedliche innere Einstellung zu dieser Erlebnissage verdeutlichen; Sehr populär und allgemein verbreitet ist die Bezeichnung „Schrätzl“, an der Grenze zum Schwäbischen trägt der Aufhock manchmal den anschaulichen Namen „Ranzenpuffer“, u. a. an der Bergstraße springt er als „Hehmann“ auf, manchmal auch als unspezi-

fisches „Gespenst“. Insgesamt kennt man in Baden an die fünfzig verschiedene, dialektale Bezeichnungen. Eine eigene Kategorie bilden die wiedergängerischen Aufhockgestalten, die die individuellen Namen der ruhelosen Toten tragen. In Nordbaden — aber nicht nur dort — findet man sehr häufig auch Tierbezeichnungen wie „Schwarzer Pudel“, „S'Aenetier“, „Stadtter“, „Grauer Hund“, „Schaf ohne Kopf“, „Ziege“ usw.

Dominant sind aber auch in Baden eindeutig anthropomorphe Vorstellungen. Namen wie „graues Männchen“, „Feuermann“ oder auch „Bachwibli“, die sehr verbreitet sind, bezeugen dies.

Im Gegensatz jedoch zu der in Norddeutschland eher überregional eingebürgerten Bezeichnung „Huckup“ („Hickup“!) oder „Uphuck“, die den Vorgang schon im Wort beschreibt, gibt es im Süden eher eine phänomenologische wie morphologische Vielfalt, die der Uneinheitlichkeit in der Namensgebung entspricht. Im Badischen — so kann man es auch ausdrücken — ist die Vorstellung vom „inneren Gehalt“ des Phänomens eher diffus. Es mag dies einer der Gründe dafür sein, warum dem Aufhock bislang nur im Norden, in Hildesheim nämlich, wo die Vorstellung auch heute noch mühelos bei Feldforschungen abgefragt werden kann, die Ehre eines Denkmals zuteil wurde. Das nunmehr rund 90 Jahre alte Denkmal stellt einen offensichtlich schwer an seiner Last tragenden Mann dar, dem ein zwergerartiger Kobold auf einer Kiepe (Rückentragekorb) im Nacken hockt. Der Mann ist offensichtlich ein Apfeldieb, denn auf dem Sockel warnt den Betrachter folgende Inschrift:

„Junge, lat dei Appels stahn,
süst packet deck dei Huckup an.
Dei Huckup is en starken Wicht,
hölt mit Stehldiefs bös Gericht!“

(Junge, laß die Äpfel stehn,
sonst springt dich der Aufhock an.
Der Aufhock ist ein starker Wicht,
hält mit Stehldieben bös Gericht)

Dieses Denkmal, heute von modernen Büro-
bauten umrundet, ist in der volkskundlichen
Fachwelt bekannt geworden durch den
grundlegenden Aufsatz über den „Huckup“,
den der Sagenforscher Friedrich Ranke 1922
in den Bayerischen Heften für Volkskunde
veröffentlichte²⁾. Ranke, der dem Hildeshei-
mer Huckup einen urkundlichen Erstbeleg
von 1741 an die Seite stellt, konnte damals
bereits auf eine ganze Reihe von Publikation-
en zu diesem Thema mit zahlreichen Belegen
zurückgreifen, aus denen hervorging, daß die
Vorstellung in ganz Europa und darüber hin-
aus verbreitet zu sein schien. Um diesen Sach-
verhalt auf einen Nenner zu bringen, zitiert
Ranke einen brandenburgischen Sagensamm-
ler: „Die Zahl der Aufhocker ist Legion“³⁾.
Das innere Erleben, das diesem Sagentyp zu-
grunde liegt, erschien Ranke bereits damals
so allgemeinemenschlich und ubiquitär, daß er
es deutete als „Ausdruck psychophysischer
Brustangst, die mythisch apperzipiert wird“, —
eine Formulierung, die in der Folge denn
auch in fast alle Lexika und späteren Abhand-
lungen über den Aufhock Eingang gefunden

hat und bis heute unwidersprochen blieb.
Rankes Aufsatz hat auch deshalb einen so ho-
hen Stellenwert, weil er anhand dieses einen
und individuellen Sagentyps seine allgemei-
nen Thesen zum Wesen der Erlebnissage als
solcher abzuleiten versuchte. Wichtig ist da-
bei vor allem, daß es sich bei der Sage als
„fabula credibilis“ im Gegensatz zu anderen
Typen der Volkserzählung („fabula incredi-
bilis“) immer um angeblich tatsächliche Er-
lebnisse handelt, wie sie auch heute noch zum
Wesen moderner Sagen mit ihrem Wahr-
heitsanspruch charakteristisch gehören⁴⁾.
Rankes Abhandlung setzte aber nicht nur
Maßstäbe für alle folgenden Aufhock-Unter-
suchungen. Er machte auch insofern Wissen-
schaftsgeschichte, als er u. a. das Atlasunter-
nehmen entscheidend anregte, sich diesem
Phänomen zuzuwenden. Elf Jahre später
nämlich versandte das kartographische
Großprojekt des ADV (Atlas der Deutschen
Volkskunde) von Berlin aus einen Fragebo-
gen an 23 000 Belegorte des damaligen Deut-
schen Reiches mit dem Ziel, den Sagenablauf
— und damit den mentalen Kern — dieser ab-
sonderlichen Volksvorstellung möglichst mi-
nutiös zu erfassen. Eine der in mehrere Un-
terfragen aufgeteilte Frageformulierung des
ADV von 1933 zeigt bereits, daß man damals
schon dem Sagenganzen auf ziemlich diffe-
renzierte Art und Weise beizukommen ver-
suchte. Sie sieht folgendermaßen aus:

175.

- a) Weiß man in Ihrem Ort von einem Geist, der auf den Rücken des
Wanderers springt und ihm aufhockt? *Ja. (funger!)*
- b) Was tut er dabei? *Wird auf den
Wandern um.*
- c) Wie sieht er aus? *nicht.*
- d) Wie nennt man im Volke einen solchen Geist? *der unig' Feiger!*
- e) Gibt es eine bestimmte Stelle, bei der dieser Geist immer wieder sich
bemerkbar macht und zwischen welchen beiden Orten (Wegstellen) liegt sie?
auf Karystu (Rud im Wald)
- f) Hat diese Stelle einen besonderen Namen? (Welchen?) *meiner*

Die Auswertung der Gesamterhebungen zu Frage 175 ergab u. a. jene große Vielfalt der Sagen gestalten besonders im Süden, von der eingangs schon die Rede war. Ranke, der später auch für den entsprechenden Artikel im Handwörterbuch des Aberglaubens verantwortlich zeichnet, unternimmt es dort dann, die Einheit in der Vielfalt herauszuarbeiten. Zum typischen Verlauf des Sagen erlebnisses schreibt er im HdA:

„Der (meist einsame) Wanderer wird durch irgendeinen Schrecken, eine Sinnestäuschung in Dämmerung oder Dunkel in Angst versetzt, und glaubt zu fühlen, wie sich ihm eine schwere Last von hinten auf den Rücken legt, die ihm den Atem zu rauben droht: zugleich fühlt er sich wie gelähmt, unfähig, den Kopf zu wenden oder irgendeine freiwillige Bewegung zu machen, alle Aufmerksamkeit wird durch das ‚Ding‘ auf den Schultern gebannt. Das Erlebnis pflegt damit zu enden, daß entweder ein Sinneseindruck die Aufmerksamkeit von außen ablenkt, oder (wie beim Alp) ein Schrei, eine krampfartige Bewegung des Befallenen den Angst und Beklemmungszustand von innen heraus zerbricht.“⁶⁾

Zur Abgrenzung gegenüber verwandten Sagentypen, wie beispielsweise dem von Alp, Drud oder Nachtmahr, ist beim Aufhocktyp entscheidend wichtig, daß sich der Vorgang nicht im Schlaf, sondern im Wachzustand abspielt, bei dem der Betroffene — wenngleich ebenfalls zumeist nachts — bei vollem Bewußtsein aktiv (z. B. wandernd oder fahrend) ist. Erlebnisagen, die mit dem Schlaf verbunden sind, bilden eine eigene Kategorie und gehören nicht hierher⁷⁾.

Die Bedeutung, die die Vorstellung des immer schwerer werdenden Tragenmüssens des eigentlich Unerträglichen im Volksglauben einnimmt, läßt sich unschwer an allen möglichen Erzählgattungen zeigen. In der Christopheruslegende — so hat man es sehen wollen — erscheint Christus als eine Art Aufhock⁸⁾, im Märchen (z. B. in der ‚Gänsehirtin am Brunnen‘, KHM 179) gibt es das Aufhockmotiv, in Sage und Mythos (Atlas) ist es häu-

fig. Rudimentär erhielt es sich auch in der sprichwörtlichen Redensart: Man trägt „Jahre auf dem Buckel“, man hat „den Schalk“ und vor allem: „die Angst im Nacken“. Es ist nicht verwunderlich, daß auch die Hochliteratur das Motiv wiederholt verwendet (Goethe: Braut von Korinth, Wieland: Geschichte vom weisen Danischmend).

Der Glaube an eine nächtlich überraschend aufhockende, aufspringende Spukgestalt ist wohl auch in unserer Region Teil eines weitverbreiteten, christlich überformten Vorstellungskomplexes, daß nämlich freiwillig oder unfreiwillig aufgenommene Wesen der jenseitigen Welt ihrer Erlösung wegen getragen werden müssen. Das Tragen an sich ist somit bereits ein Verdienst, eine positive Leistung. Der Glaube an die Erlösung Armer Seelen durch Tragen erscheint als einzelnes Sagen element oder als Sagen Ganzes in sehr unterschiedlichen Arten dieses Typs der Gattung, zum Beispiel in Berichten über den Umgang mit bösen, wiedergängerischen Toten, bei Begegnungen mit mythischen Gestalten aller Art, wie z. B. den Wasser- und Elementargeistern, in Schatzsagen und zahllosen, zum Teil schwer klassifizierbaren Oikotypisierungen. Die häufigste Vorstellung ist dabei — ganz anderes als beim Christopherusmotiv — negativ: es handelt sich um einen Plage- und Quälgeist, vor dem man sich fürchtet, um einen dämonischen Rächer oder strafenden Unhold, der von den betroffenen Opfern als häßlich, übelgesinnt, feindlich oder bedrohlich beschrieben wird. Deshalb können auch fast alle anderen bekannten dämonischen Sagen gestalten mit dem Aufhock kontaminieren (bekannt ist neben anderen z. B. die Affinität zum Werwolf⁹⁾, der ja ebenfalls der Vorstellung von Seelenwanderung entspringen kann). Unmittelbar stellt sich hier schon die Frage nach der psychologischen Funktion solch schauerlicher Warn- und Schrecksagen: warum wurden sie erzählt? Hatte das Erzählen neben dem pädagogisch-diaktischen nicht vielleicht auch einen autotherapeutischen Effekt?

Leider gibt das Material des ADV von seiner Fragestellung her für diese, heute in der Sagenforschung so wichtige, sog. „Performanz“ keine Auskunft, so daß man gezwungen ist, sich dem Problem indirekt zu nähern. Aufschlußreich scheint z. B. auch, ob man dem Aufhock ein bestimmtes Geschlecht zuordnet; In manchen Gegenden hocken in der Tat bevorzugt weibliche Wesen auf. So wird etwa aus Pommern von einer Tödin berichtet, einem weiblichen Todesboten mit einem „Gesicht wie verschimmelter Käse“. Auch im Schwarzwald, wo ansonsten die Aufhocker eher männlichen Geschlechts sind, begegnen gelegentlich weibliche Varianten. So in einer Ortssage aus dem Simonswäldertal, die bei Röhrich wiedergegeben wird:

„Aber amol isch dr aldi Schüllisepp (. . .) gruefe em Bachwibli: ‚Bachwibli, do isch mi Nasduech, wesch mer’s au, s’isch schu gonz dreckig!‘ Kum het’r des gsait, schpringt’s Bachwibli us em Bach, hockt em uf de Buckel un goht nimmi runder, biss’r schwaissbadet haimkommen isch. Under dr Schdubediir hops’s wieder nunder un goht über’d Schtraubühni nus un plompst vorne runder un isch verschwunde gsi.“¹⁰⁾

Hier wird der Aufhock zwar nicht direkt sexualisiert, wie es überhaupt selten der Fall ist, aber sicherlich spielt auch in eine solchermaßen angedeutete Geschlechterfixierung eines „reitenden“ Aufspringedämons die jeweilige sexuelle Konvention hinein, die bestimmte Gegenden und Ortstraditionen ausgebildet hatten. Aufhockende Frauen entsprechen jedenfalls nur selten den herkömmlichen Normen und erscheinen, wenn überhaupt, dann nur im Rahmen von Succubus- und Incubus-Vorstellungen, die — wie gesagt — einem anderen Sagentyp zugeordnet werden müssen. In einigen Fällen ist der Aufhock allerdings betont geschlechtsneutral und trägt auch keinen männlichen oder weiblichen Namen („Es“, „das Ding“), in anderen handelt es sich um leblose Materie, die plötzlich vitalisiert aufspringt. Solch ein Beispiel findet sich bereits im Nachlaß der Brüder Grimm, wo in ei-

ner Sage aus Adelebsen am Solling ein Stein als Aufhocker beschrieben wird¹¹⁾. Man hat zu Zeiten der ADV-Erhebungen auch dem geschlechtsspezifischen Aspekt des Phänomens nicht viel Bedeutung beigemessen. Im Gegenteil: manche Fragen scheinen einen männlichen Aufhock geradezu zu suggerieren („wie sieht er aus?“, „wie nennt man ihn?“). Anders bei Gerda Grober-Glück, die in ihrem 1966 veröffentlichten Kommentar zur Frage 175 diesen Punkt schon ganz anders akzentuiert. Eine genaue Analyse der Befragungsbelege ergab schließlich, daß für Südwestdeutschland eindeutig männliche Gestalten besonders häufig sind¹²⁾. Interessant scheint im interethnischen Vergleich auch eine neuere Studie über Neufundland¹³⁾, wo die Geschlechtsneutralität der Erscheinung in vielen Fällen geradezu betont wird.

In Baden jedenfalls, das zeigen nicht zuletzt auch die vielen eindeutig männlichen Namen wie Hehmann, Lodder, Schnürbübel etc., ist das nächtliche Aufhocken diesem Aberglauben zufolge eine fast rein männliche Domäne, wobei die Betroffenen allerdings gleichermaßen beiderlei Geschlecht angehören.

Die äußere Gestalt ist polymorph. Sie kann — wie man sah — sogar innerhalb kleinster Räume sehr stark variieren. Relativ konstant ist hingegen eine weit die Landesgrenzen übergreifende Gemeinsamkeit, nämlich die der Auf- und Absprungstellen. Es fragt sich allerdings, ob die betreffenden Lokalitäten nur an diesen spezifischen Sagentyp gebunden, oder ob sie allgemein als Spukorte verbindlich sind. Nach jeder Sage, die zur Verifizierung des an sich Unglaubwürdigen ja stets mit präzisen Orts- und Zeitangaben operiert, könnte man geradezu Spukortgeographien mit genauen Landkarten entwickeln, und es erstaunt denn auch durchaus nicht, daß es Dergleichen in Amerika längst gibt: hier hat die Tourismusindustrie „maps of haunted places“ angelegt, während wir uns in Deutschland vorerst noch mit einer „Deutschen Märchenstraße“ begnügen müssen. Eine am USA-Muster orientierte

Sagenstraße ist jedoch auch im Sinne der Auf- und Absprungstellen des Aufhock im Bereich des Denkbaren, denn dieser bevorzugt jene Orte, die dem numinosen Grundgefühl der Menschen seit jeher entsprechen. Meist ist der *genius loci* an irgendwie unheimliche Tradition gebunden, die also auch dem nächtlichen Wanderer nicht ganz geheuer sind: Selbstmord-, Mord- und Unglücksstellen, ehemalige Richtstätten und Galgenberge, Friedhöfe, Martel, Hexentanzplätze oder ganz einfach markante Wegkreuzungen zwischen zwei Ortschaften mit Steinen, Bäumen oder Bildstöcken — all dies sind Aufsprungstellen, die noch 1933 auch für Baden angegeben wurden. Innerhalb von den als schützend empfundenen Ortschaften begegnet der Spuk fast nie. Entsprechend wurde als häufigste Absprungstelle denn auch der Ortsrand genannt. An manchen Stellen springt der Geist zwar sowohl auf als auch ab (Waldrand, Wegkreuz, Bildstock, Wasserlauf), ausschließlich Absprungsort sind aber das schützende Haus und bestimmte Stellen desselben, wie Dachtraufe, Tür, Schwelle oder Hausaltar. Außerdem können Wasser und Metall den Spuk bannen, den, wenn man einen Bach überschreitet oder einen metallischen Gegenstand, so ist man die Last los. Fast unnötig zu sagen, daß auch Beten, Kreuzschlagen und das Absingen religiöser Lieder durchschlagende Wirkung haben sollen, gelegentlich reicht auch schon das ferne Läuten der Glocken, um den Unhold in die Flucht zu schlagen. Alle diese Ortsangaben waren noch in der Interpretation des Materials von 1933 bezeichnend insofern, als überall dort, wo noch spontan und präzise lokalisiert wurde, der Sagentyp noch fest im Bewußtsein der Befragten verankert war — ein Indiz, daß sich, wenn man fast 60 Jahre später Kontrollerhebungen durchführen würde, mit einiger Sicherheit zu anderen Resultaten verdichten ließe. Es entspricht der negativen Identität des Aufhocks, daß sein Auftreten sich durchaus nicht immer nur auf stilles, stummes Schwererwerden beschränkt. Der Spuk kann seinen Träger

auch kratzen, schlagen, beißen oder ohrfeigen. Manchmal macht er sich auch akustisch bemerkbar, indem er den Wanderer mit „Hoi!“ oder „Heh!“ anruft!. Daraufhin muß man denselben Gruß erwidern, um das Übel wenigstens in Grenzen zu halten. Aus diesem Ritual leitet sich die überregionale Bezeichnung „Hehmann“ her. Im allgemeinen wird er als eine strafende Instanz interpretiert, die vor allem — man denke an Hildesheim — den Dieben das Handwerk legt. Sehr unangenehm sind denn auch mitunter die Folgen, die das Aufhocken für den Betroffenen haben kann: Man ist völlig erschöpft und vom Tragen der Last schweißgebadet, man zittert am ganzen Leibe und muß sich übergeben. Fürchterliche Krankheiten bis hin zu Wahnsinn, Blindheit, Sprachverlust und sogar Tod können in Extremfällen zu den Spätfolgen zählen. Bleibende Fingerabdrücke auf den Schultern sind dabei noch verhältnismäßig harmlos. Der Aufhock — darin wiederum anderen Sagentämonen ähnlich — liebt es auch, sein Opfer in die Irre zu führen, wo dieses dann hilflos verhungert und verdurstet. Landschaftlich hauptsächlich auf Südwestdeutschland beschränkt sind daneben die Mitteilungen, der Aufhock springe nicht unmittelbar auf die Schultern der Vorübergehenden auf, sondern auf deren Traglast. Dann läßt er sich fallen auf eine Holz- oder Heukiepe, oder, wie in Hildesheim, auf einen Apfelkorb. Noch weniger direkt ist das Bescheren der Zugtiere oder der Fahrzeuge. Gerade für letztere Varianten scheint wiederum Baden eine Domäne zu sein. Das indirekte Aufhocken kann auch in modernen Versionen passieren: ein Einzelbeleg (bereits von 1933) über einen Fahrradsattel-Aufhock machte schon damals in Ansätzen deutlich, daß und wie auch die Erlebnissage vom Aufhocktyp einmünden kann in die sog. „modern urban legend“¹⁴). Es ist nur nicht immer so ganz leicht zu erkennen, wie sich der alte Wein in seinen neuen Schläuchen verbirgt. Solch moderne Funktionsäquivalente zeitgenössischen Erzählens¹⁵) sind z. B. jene Spuk-

gestalten, die sich auf das Auto legen, eine Strecke mitfahren, und denen man durch das Heraufkurbeln der Fensterscheibe irgendwelche Extremitäten abquetscht. Solche und ähnliche Geschichten werden heute, wie jüngere, internationale Publikationen beweisen, wieder überall als sensationelle, „wahre“ Tatsachen erzählt, geglaubt und teils durch die Medien, teils noch wie früher von Mund zu Mund weitergetragen¹⁶). Insbesondere angesichts dieser Aktualität drängt sich die Frage nach dem psychologischen Impetus des Erzählens und damit die Vermutung auf, daß der Erzählvorgang selbst wohlmöglich auch autotherapeutischen Charakter hat. Man entledigt sich heute wie damals durch das Erzählen der Last des Numinosen, Unerklärlichen und Bedrohlichen in solchen Bahnen, wie die Gemeinschaft sie als „normal“ anbietet.

Doch kehren wir zurück nach Baden, um den Traditionen eventueller Oikotypen weiter nachzuspüren. Als einer der ältesten Belege aus dieser Gegend dürfte ein Bericht aus der Zimmerischen Chronik gelten, die mündliche Überlieferung allerdings noch sehr viel weiter zurückreichen (Beitl gibt im Wörterbuch der Deutschen Volkskunde den ältesten gemeineuropäischen Beleg mit „spanisch, um 1200“ an). Schon in dieser Chronik spukt der Aufhock als „Pfaffenkellerle“ in der Gestalt eines kleinen, weißen Füllens, das „druckte ain guten weg durchs holz biß an bach, genannt die Ach“. Das Opfer habe es bis dort „... hinder inne füren müßen. Alsdä hat es ine verlassen, ist von inne gesprungen ins holz, von inen geloffen, das sie nit wissen mögen, wohin es kommen“¹⁸). Diese, zu Beginn des 16. Jahrhunderts angelegte Quelle sagt auch deutlich aus, daß der Dämon „druckte“, auch verdient der Bach als klassischer Absprungort Beachtung. Der Belege in den verschiedenen verschrifteten Sammlungen aus oraler Tradition mangelt es nicht. Allein das Freiburger Sagenarchiv bietet einschließlich der Peuckert'schen Kartei hunderte, bislang teils gedruckter, teils ungedruckter und noch nicht gruppiertes Materialien aus aller Welt,

von denen einige mehr und einige weniger authentisch sein dürften. Von ihnen können hier nur vereinzelte Beispiele herausgegriffen werden. Eine der bekanntesten, gedruckten Sagensammlungen der Regio aus dem 19. Jahrhundert ist zweifellos die von Bernhard Baader, der eine Aufhock-Variante aus Durlach wiedergibt. Mehrere wesentliche Züge des Typs sind hier enthalten:

„Einem Manne aus Au, der nachts von Durlach heimging, setzte sich bei der Ruhebank der gespenstige Kapuziner, welcher dort umgeht, auf den Rücken und ließ sich bis in dessen Haus tragen. Als der Mann, unter der Last keuchend, die Stiege hinaufkam, rief ihm seine Frau zu, er solle die Schuhe gegen einander wechseln. Er that es, und sogleich fiel ihm der Kapuziner vom Rücken und polterte, gleich einem rollenden Fasse, die Treppe hinter.“¹⁹)

Auch in zeitgenössischen Sammlungen gibt es Belege aller Art. In der Sammlung von Ludwig Vögely, die unlängst erschien, hat ein Aufhock aus Gundelfingen bei Freiburg, dabei ganz den Befunden des ADV entsprechend, die Gestalt eines „schwarzen Pudels“: „Oft läßt sich der Pudel auf dem Rücken der Leute bis nach Lutzen tragen, wo man die Kirche sieht. Dann weicht er. Aber unter seiner Last schwitzen die Leute so sehr, daß sie es kaum aushalten können.“²⁰)

Aus einer Sagensammlung des Breisgaus und der Baar von 1898 zitiert Vögely ferner eine Freiburger Aufhock-Variante mit typischen Zügen (genaue Ortsangabe, Kruzifix, Anrufung, Absprungstelle Haus):

„Auf dem Weg, der von der Landstraße von Freiburg St. Georgen nach Uffhausen abbiegt, steht ein steinernes Kruzifix. Einst kam abends bei Schneewetter ein Metzgerbursche hier vorbei. Als er zu dem Kreuze kam, sah er dort eine dunkle Gestalt stehen. ‚S'taubt g'hörig!‘ sagte der Metzgerbursche. ‚Wart! Ich will dir stauben‘ war die Antwort, und schwupp saß ihm die Gestalt auf dem Rücken. Trotz Sturm und Wetter mußte er sie bis in

die Gegend zum Brückle-Wirtshaus tragen, wo sie ihn endlich frei ließ.²¹⁾

Daß auch in Baden ein (in diesem Falle diffus zoomorpher) Aufhock während des eigentlichen Spuk-Vorganges seine Gestalt ändern und immer schwerer und größer werden kann, bis er — im Extremfall — den Wanderer ganz erdrückt, das zeigt ein Beleg aus Endingen am Kaiserstuhl, in welchem wiederum ein Metzger der Düpierte ist:

„Nun kam einstmals ein Metzger in die Stadt, der sich vor nichts auf der Welt fürchtete. Da kam das Stadttier auf ihn zu, zuerst ganz klein, dann aber zu einem riesigen Ungeheuer anwachsend. Der Metzger wurde von ihm unterm Stadttor erdrückt.“²²⁾

An diesem Beispiel zeigt sich außerdem die typische Absprungtopographie (Stadttor), daneben auch noch das häufig in Volkserzählungen wiederkehrende (und noch aus KHM Nr. 4 allgemein vertraute) Motiv der Bestrafung unbotmäßiger Vermessenheit („der sich vor nichts auf der Welt fürchtete“). — Das folgende Aufhock-Zeugnis aus Horben bei Freiburg versinnbildlicht im Dialekt den für Baden typischen Sagenzug des indirekten Aufspringens auf Zugtiere oder Wagen:

“In Horbe geht z’Nacht ’s’Aengetier’. Des het sich als hinte uf d’Wäage gsetzt un isch e Schtreck mitgfahre. D’Wäage sin so schwer worre, daß d’Roß fascht nit imschand gsi sin, d’Wäage furtz’ziehe. Am Morge nach em Betzitlitte isch’s verschwunde. In dare Zit, wu’s gange’n isch, het mer als e Schtick Vieh meh zählt uf dr Waid als mer ustriebe het. Des isch’s Aengetier gsi. Wemmer z’Obe igfahre-n-isch, isch’s mit bis an Dachtrauf. Derno isch’s verschwunde.“²³⁾

Bemerkenswert ist an diesem Beispiel auch, daß schon das entfernte akustische Signal (Glockenläuten zur Betzeit) charakteristisch den Absprung des Dämons bewirkt. — Der Ausdruck „reiten“ statt „aufhocken“, „drücken“ oder „aufsitzen“, der auch schon aus den Materialien von 1933 belegt ist, findet sich in einem eher lakonischen Bericht aus

Nordbaden (Bensheim), der bereits 1853 von Wolf veröffentlicht wurde:

„Plötzlich springt es auf den Buckel und reitet ihn, bis er zusammensinkt. Wem das begegnet, der lebt nicht mehr lang.“²⁴⁾

Diese wenigen regionalen Stichproben sollen im gegebenen Rahmen genügen. Fragt man nun weiter nach dem bereits eingangs angesprochenen „inneren Gehalt“ der Aufhockgeschichten, so zeigt sich, daß dieser Sagentyp — wie alle Sagen — aus verschiedenen Teilelementen zusammengesetzt ist, die im Wesentlichen schon in der ADV-Auswertung von Grober-Glück 1966 als konstitutiv beschrieben wurden. Für unsere Fragestellung muß man dabei vor allem zwei Arten von Teilelementen unterscheiden: die einen sind universal, die anderen kulturell bedingt, also verknüpft mit regionalspezifischen Traditionen. Wenden wir uns zunächst ersterer Kategorie zu. Die numinose Angst, die offensichtlich der Mehrzahl der Berichte zugrunde liegt, ist als psychische Dimension weitgehend kulturunabhängig. Es handelt sich um eine der „anthropologischen Grundkonstanten“ von denen Ranke und wiederholt auch Röhrich sprechen²⁵⁾. Diese elementare Furcht ist es, die die Sage vom Aufhock im eigentlichen Sinne alterslos, ubiquitär und „mythisch apperzipierbar“ macht, wie Ranke es ausdrückte. Daß diese Ängste sich interkulturell zu relativ einheitlichen Aufhockvorstellungen ausformen konnten, liegt an einem bestimmten Symptomenkreis — einem Aufhock-Syndrom gewissermaßen — das entsprechend disponierte Menschen überall in der Welt gleichermaßen haben. Es läßt uns in einem Akt psychophysischer Parallelisierung seelische Belastung nicht selten als wirkliche, körperliche Last empfinden, an der wir schwer und immer schwerer zu tragen haben, die uns als Erstikungsangst die Kehle zuschnürt und schließlich förmlich erdrückt. Der Betroffene weiß es nicht genau, was es eigentlich ist, an dem er da so schwer trägt, die Angst ist diffus. Dem entspricht übrigens ein anderer, wesentlicher Zug der Aufhocksgage, nämlich der, daß der

Spuk unsichtbar bleibt, daß er sich hinter-rücks seiner Opfer bemächtigt, die sich — wie nach dem Plumpsack — nicht nach ihm umsehen dürfen; in einem Huckup-Abwehrspruch, den man heute noch zwischen Weser und Leine kennt, wird in diesem Sinne davor gewarnt, sich nach dem Plagegeist, gegen den im übrigen nur Baldrian helfe, umzusehen, denn sonst bleibe einem der Kopf verkehrt herum stehen: „Haste kaanen Baldrian, derste deck nich umme drahn, shall di de Nees in Nacken stahn!“²⁶). Schon der Anblick des Dämons ist also tabu, und dem entspricht das Paralysisierungssyndrom des „Sich-nicht-umdrehen-Könnens“. So ist das Bild des Aufhocks eine allgemeinverständliche Metapher, in der man eigene Gefühle der Schwere, der Beklemmung, der Lähmung wiedererkennt. Vertraut ist einem auch die Erfahrung, daß man manchmal mit einer schier unüberwindlichen Willensanstrengung, etwa auch mit einem Schrei, die schwere Last abwerfen kann:

ein „Stein“ fällt uns vom „Herzen“. Rankes Überlegungen zur Psychogenese der Erlebnissage scheinen jedenfalls, was den Aufhock anbetrifft, auch heute noch überaus plausibel. Allüberall in der Welt kann man diese Sage deshalb ähnlich vernehmen. Es handelt sich, um es mit anderen Worten zu versinnbildlichen, bei den kulturunabhängigen Determinanten gewissermaßen um diejenigen Sagen-elemente, die auch ein Kaspar Hauser so oder ähnlich hätte erleben oder träumen können. Eine zweite Frage ist die nach den kulturell bedingten Elementen einer Sage. Inwiefern handelt es sich bei den einzelnen Berichten um Verbalisationen einer bestimmten Kollektivvorstellung, um eine subjektive Umsetzung bereits vorgeformter, mehr oder weniger mit bestimmten Ortstraditionen verknüpfter Denkmuster? Bei einer solchen Fragestellung geht die Volkserzählforschung von dem Theorem einer generellen, historisch-geographischen Wahrnehmung aus. Aufhock-Erleb-

Villeneuve „Der große Mißbrauch“ (1791)



Anonyme Karikatur (1791)



nisse sind also keine bloß zufälligen Phantasmen, sondern Resultate kultureller Konditionierung. Der Mensch kann selektiv nur das wahrnehmen, erleben, träumen und verarbeiten, was ihm in seinem soziokulturellen Dasein irgendwann einmal angeboten worden ist. In diesem Zusammenhang sei auch der Hinweis auf neuere volkskundliche Addenda zur Freud'schen Traumdeutung gestattet, die ihrer Nähe zum Werwolf-Themenbereich wegen für die Aufhocksage aufschlußreich sind²⁷). Folkloristen, die sich zunächst nur für diese, z. B. durch Brauch und Glauben geprägten Konstituenten der Sage zuständig fühlten, sind heutzutage bemüht, sowohl die interkulturellen als auch die kulturspezifischen Aspekte einer Sage zu diskutieren.

Am deutlichsten wird das ubiquitäre Woher und Wohin der Aufhocksage in einer wahrhaft überregionalen Ikonographie des Motivs. Immer schon — und besonders gern im Bereich der Karikatur — hat man das Phänomen zu visualisieren versucht. Stets ist in diesen Zeichnungen der Tragende der Dumme, der Betrogene, so wie z. B. das Volk in der bitteren Skizze „Der große Mißbrauch“ eines französischen Zeichners namens Villeneuve. Er karikiert eine Bäuerin, der eine Nonne und eine Adlige „aufhocken“. Wenn sich beim Betrachter die Assoziation zur Sage vollzieht, werden Adel und Klerus auf einer zweiten, nicht sichtbaren Bildebene zudem immer schwerer. Sie müssen von einem Volke getragen werden, das sich nicht wehren, ja, noch nicht einem umsehen kann. Ein anonym Karikaturist aus jener Zeit ging noch weiter: er bürdete dem Lasttier Volk nicht nur Adel und Klerus allgemein, sondern auch den König persönlich auf. Die rechte Skizze gilt als eine der ersten Arbeiten mit offen antiroyalistischer Tendenz²⁸).

Die Metapher vom Tragen einer unerträglichen Last kann heute z. B. auch in eine parodistische Photomontage wie die folgende umgesetzt werden, bei der die deutsche Hausfrau unter der Last der Handwerkerrechnungen zusammenzubrechen droht.



*Aufhock Handwerkerrechnungen
(Hamburg 23.7.1987)*

Eine „kritische Bildlore“, wie sie in der derzeit aktuellen visuellen Anthropologie von der Volkskunde zunehmend gefordert wird, muß, wenn sie Karikaturen in die Erzählmotiv-Diskussion einbringt, stets Folgendes beachten: Parodien greifen nur dann, wenn sie auf vorbekannte, populäre Klischees und Topoi rekurrieren können. Deshalb tauchen z. B. auch immer wieder die gleichen, wenigen Märchenbeispiele in der Politikarikatur auf. Aus der häufigen Verwendung des Aufhock-Motivs im darstellenden Bereich kann man also — andersherum formuliert — auch auf die immer noch aktuelle Popularität dieser für Manche zu Unrecht „exotisch“ wirkenden Vorstellungswelt schließen.

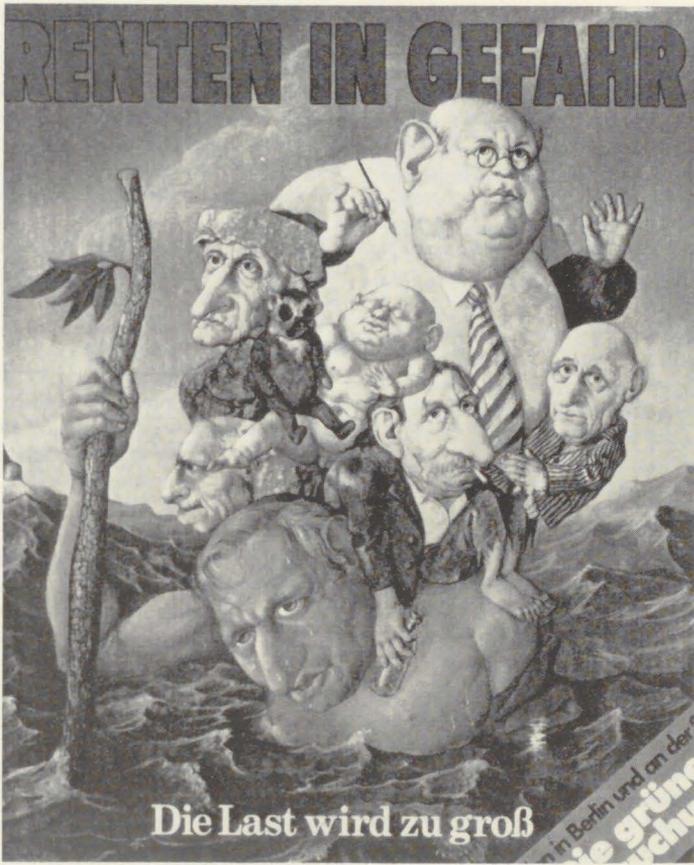
Die zwei folgenden Beispiele machen dies sinnfällig. Beide beschäftigen sich mit dem den verschiedenen Politikern aufhockenden Gespenst der Rentenlast. Zum einen wird Bundesarbeitsminister Blüm nach einem unüberlegten Flirt mit der Konjunktur hier von einem mehrdeutigen „Kater“ aufgehockt, in dem anderen Beispiel greift ein Spiegel-Titel mit den Konterfeis verschiedener Politgrößen

auf die eingangs genannte Christopherus-Lesart der Aufhock-Sage zurück.

Solche und ähnliche Bildbelege zur gegenwärtigen Rezeption des Aufhocks ließen sich relativ mühelos vermehren. Sie zeigen zudem den Trend, d. h. die mögliche Richtung, in der sich der Sagentyp erhalten und weiterentwickeln könnte.



„Aschermittwoch“, Karikatur des Münchner Künstlers Horst Haizinger (aus „Bunte“ 15, 1985)



Spiegel-Titel Nr. 10, 39. Jg., 4. März 1985

Bleibt zum Schluß noch einmal der diese Sage einschließende Bezug zur eingangs zitierten Zeitungsnotiz von der Zunahme des Aberglaubens. Es bliebe zunächst zu überprüfen, ob dies auch eine Rückbesinnung auf bestimmte Sagengestalten (wie den Aufhock) mit einschließt. Allerdings können eine derartige statistische Feststellung und eine solche Fragestellung allein den Sagenforscher nicht befriedigen. Wir müssen vielmehr nach den Gründen für diese Trendwende fragen, und

damit danach, warum solche „survivals“ überleben²⁹). Daraus ergibt sich zunächst das Desiderat nach Kontrollerhebungen zu den Untersuchungen von 1933 in den betreffenden Gebieten. Bei einer weitgehenden Beibehaltung und gleichzeitigen Erweiterung der Frageformulierungen nach modernen Kategorien der Erzählforschung dürfte sich genügend Material zur Analyse von Kontinuität und Wandel eines in Baden ehemals allseits bekannten Dämons zeigen.

1) „Bonn (AP) Volks- und Aberglauben gewinnen in der Bundesrepublik nach einer Meinungsumfrage des Instituts für Demoskopie Allenbach an Bedeutung. Bei der Umfrage verbanden mehr Menschen als 1976 gewisse Symbole und Vorkommnisse mit guten oder bösen Erwartungen. Das vierblättrige Kleeblatt etwa ist für 38 Prozent der Bürger Glückssymbol. Das waren 10 Prozent mehr als 1976.“ (zitiert nach „Badische Zeitung“ 16. Mai 1990)

2) Ranke, Friedrich: Der Huckup. Erstmals vorgebracht im Kreise der „Graeca“, Göttingen (1919), dann in *Volkssagenforschung* (1922) S. 39–69 und in: *Bayerische Hefte für Volkskunde* 9 (1922) 1, S. 1–33; heute am besten zugänglich in F. R.: *Kleinere Schriften*, hg. von Heinz Rupp und Eduard Studer, Bern, München (1971) S. 255–285

3) Handtmann, S. III (nach Ranke, F., wie not. 2 (1971) S. 259)

4) Zum Wahrheitsanspruch vgl. z. B. Brednich, Rolf Wilhelm: *Die Spinne in der Yucca-Palme*, München (1990), Vorwort, S. 6f.

5) Zender, Matthias (Hg.): *Atlas der Deutschen Volkskunde*. Neue Folge aufgrund der von 1929 bis 1933 durchgeführten Sammlung im Auftrage der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Erläuterungen, Band II (in Zusammenarbeit mit H. L. Cox, G. Grober-Glück und G. Wiegelmann), Marburg 1966. Hier: Erläuterungen zur 4. Lieferung, 1. Teil, Karte 41 und 42, Frage 175, S. 127–223

6) Ranke, Friedrich: Artikel „Aufhock“ in: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, hg. von Hanns Bächtold-Stäubli, Bd. I, Berlin und Leipzig (1927)

7) Dies differenziert Ranke selbst gleich zu Beginn seiner Arbeit (1971, S. 257). Ähnlich auch Röhrich, Lutz: *Sage und Märchen*. Beiträge zur Erzählforschung, Freiburg, Basel, Wien (1976) S. 88 („Im Unterschied zum Aufhocker (. . .), der vom nächtlichen Wanderer auf dem Rücken getragen werden muß, ist der Alp ein Wesen, das in die nächtlichen Schlafkammern eindringt und sich den Schlafenden auf die Brust setzt.“)

8) Vgl. Bausinger, Hermann: *Formen der Volkspoesie*. In: *Grundlagen der Germanistik* 6 (hg. v. H. Moser), Berlin (1968), S. 193; dagegen Moser, Dietz-Rüdiger: *Christus als „Aufhock“?* In: *Zeitschrift für Volkskunde* 69, (1973) S. 234ff. Zum Christophorus-Motiv auch Benker, Gertrud: *St. Christopherus*. Stufen der Bildwertung in: *Man and Picture*, Lund (1986) S. 146–157

9) Zum Werwolf als Aufhock vgl. Rumpf, Marianne: *Ursprung und Entstehung von Warn- und Schreckmärchen*, *Folklore Fellows Communications* 160 (1955). Rumpf gibt ein Werwolf-Aufhock

Beispiel aus Zaunert: *Westfälische Sagen* S. 262 auf ihrer S. 10f.

10) Röhrich, Lutz: *Sagen und Märchen* (1976), S. 87

11) Vg. dazu Heinz Rölleke (Hg. und Erl.): *Märchen aus dem Nachlaß der Brüder Grimm*. *Schriftenreihe Literaturwissenschaft d. Gesamthochschule Wuppertal* 6, Bonn (1977), S. 76–77; vgl. auch *Grimm Sagen I*, S. 189, 319;

12) Grober-Glück, Gerda: *Das Aussehen des Aufhocks*, Frage 175c (wie Anm. 5), S. 185 ff., insbes. S. 191.

13) Hufford, David J.: *The Terror that Comes at Night*. Philadelphia (1982)

14) Linda Dégh lehnt diesen Begriff mit der Begründung ab, daß man im Medienzeitalter in diesem Sinne nicht mehr von „Stadt“ und „Land“ sprechen könne. vgl. dazu L. D. (Hg.): *Indiana Folklore. A Reader*. Bloomington (1981), insbes. ihren Beitrag: „The House of the Blue Lights in Indianapolis“ pp. 179–195

15) Vgl. dazu Lutz Röhrich und Sabine Wienker-Piepho (Hg.): *Storytelling in Contemporary Societies*. In: *ScriptOralia* 22 (1990), (im Druck).

16) Rolf Wilhelm Brednich: *Die Spinne in der Yuccapalme* (1990) etwa S. 31 und S. 32; — Mit modernen Autofahrersagen haben sich bislang befaßt: Volker Knierim: *Auto, Fremde, Tod*. Automobile und Reisen in zeitgenössischen deutschsprachigen Sensationserzählungen. In: *Fabula* 26 (1985) S. 230–244, sowie Walter Heim: *Moderne Straßengeister*. In: *Schweizer Volkskunde* 71 (1981) S. 1–5.

17) Richard Beitz (Hg.) *Art.*: „Aufhock“ in: *Wörterbuch der deutschen Volkskunde* (1974).

18) Karl August Barack (Hg.) *Zimmerische Chronik*, Bde. I–IV, Freiburg i. Br., Tübingen, Bd. II (zweite, verbesserte Auflage 1881/82), S. 174

19) Baader, Bernhard: *Neugesammelte Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden*. Karlsruhe (1859), S. 86, Nr. 118.

20) Ludwig Vögely (Hg.): *Sagen rund um Freiburg*, Karlsruhe (1989); *Zitat nach Brüstle*, Hans: *Das wilde Heer*. Die Sagen Baden Württembergs, Freiburg 1977, Nr. 452, S. 333.

21) (wie Anm. 20), *Zitat nach Waibel*, Josef und Flamm, Hermann: *Badisches Sagenbuch*, Bd. II, *Sagen des Breisgaus und der Baar*, Freiburg (1898), S. 80.

22) Nach Johannes Künzig: *Badische Sagen*. *Eichblatt deutscher Sagenschatz* 10, Leipzig (1925) Nr. 81, S. 29f.

23) Nach W. Zimmermann.: *Sagen aus Horben*, in: *Badener Land*. Beilage zur *Freiburger Zeitung* vom 30. 5. (1926).

24) Nach J. W. Wolf (Hg.): *Hessische Sagen*, Leipzig (1853), Nr. 166

²⁵⁾ Vgl. Lutz Röhrich: Kap. „Was soll und kann Sagenforschung leisten?“ In: Sage und Märchen, Freiburg, Basel, Wien (1976), S. 30–43; und ders.: The Quest of Meaning in Folk Narrative research. In: The Brothers Grimm and Folktale, ed. James McGlathery, Urbana and Chicago (1988) p. 1–15.

²⁶⁾ Nach Aussage meines Vaters, jetzt 80jährig, gebürtig aus Bad Münden am Deister, vom Frühling 1990

²⁷⁾ Vgl. Ginzburg, Carlo: Freud, der Wolfsmann und die Werwölfe, in: Zeitschrift für Volkskunde

82 (1986) S. 189–199 und die sich daran anschließenden Diskussionsbeiträge u. A. von Rudolf Schenda, Christoph Daxelmüller, Helge Gerndt, Utz Jeggle, ebd. S. 200–226.

²⁸⁾ Aus Georg Piltz: Geschichte der europäischen Karikatur, Berlin (1976), S. 86

²⁹⁾ Vgl. Lutz Röhrich: The quest for meaning in folk narrative research. In: The Brothers Grimm and Folktale, Ed.: James McGlathery, Urbana and Chicago (1988), p. 1–15



Wohnhaus des kleinbäuerlichen Anwesens Backfisch aus Neckarbürken. Erbaut 1798; Wiederaufbau in der Baugruppe Odenwald des Freilandmuseums 1984/85.

Das Odenwälder Freilandmuseum in Waldürn-Gottersdorf

Dokumentationsstätte dörflicher Kultur zwischen Rhein und Tauber

Peter Assion, Marburg und Thomas Naumann, Waldürn

Eine Gesamtdarstellung bäuerlicher Haus- und Wohnkultur im deutschen Südwesten ist vor einiger Zeit mit dem Satz eingeleitet worden: „Vom heutigen Bundesland Baden-Württemberg darf gesagt werden, daß es im gesamten deutschen Bereich den wohl reichsten Bestand verschiedenartig entwickelter ländlicher Baukultur aufzuweisen hat“¹⁾. Tatsächlich gliedert sich das Land zwischen Bodensee und Main in fast zwanzig verschiedene „Hauslandschaften“ mit je eigenem Gepräge, wobei Nordbaden die folgenden ganz oder anteilmäßig umfaßt: Kraichgau, Nördliche Rheinebene, Odenwald und Bauland-Taubergrund. Diese Hauslandschaften sind — ebenso wie die sonstigen im Land — mit abgrenzbaren Natur- und Kulturräumen identisch, in denen Bodenqualität und Klima, die davon abhängige bäuerliche Wirtschaftsweise, die Herrschafts- und Rechtsverhältnisse sowie anderes mehr die Baukultur je unterschiedlich beeinflussten. Wirtschaftliche und soziale Sonderentwicklungen kamen hinzu und ließen nicht etwa nur *eine* landschaftstypische Hausform entstehen, sondern ein Ensemble funktionsgerecht abgewandelter bzw. zusätzlich eingeführter Bautypen: ein sogenanntes dörfliches „Hausformengefüge“. Betrachtet man den Odenwald genauer²⁾, so hebt sich hier als Behausung des Vieh- und Waldbauern das langgestreckte niedere Fachwerkhäuser hervor, das unter seinem steilen Satteldach auch den an die Wohnzone angebauten Stall barg. Solche Wohnstallhäuser gab es jedoch auch zweistöckig, und es gab nach neueren Forschungen reine Wohnbau-

ten neben solchen, in denen zwar ein Stall vorhanden war, aber umgenutzt wurde, weil man früh schon den Bau von Stallscheuern bevorzugt hatte. Andererseits breitete sich seit dem 18. Jahrhundert ein neues Wohnstallhaus aus, bei dem der Stall den steinernen „Erdstock“ bildete und zum Wohngeschoß seitlich eine hohe Staffel hinaufführte. Mit einer angebauten kleinen Scheuer vervollständigt, war dieser Haustyp den Bedürfnissen der Odenwälder Kleinbauern angemessen, während arme Dorfhandwerker und Tagelöhner noch bescheidener wohnten: in ebenerdigen Häuschen mit angebautem Schuppen für etwas Kleinvieh (Ziegen, Hühner).

Ähnlich strukturiert war das Dorfbild in den Nachbarlandschaften des Odenwaldes. Auch hier bildete sich Armut baulich ab. Aber es gab teilweise auch einen Wohlstand und ein Repräsentationsbedürfnis, die Bauformen begünstigten, wie wir sie im Waldland — dort allerdings auch aus klimatischen Gründen — nicht finden. Zu denken ist vor allem an die zwei- oder gar dreigeschossigen Bauernhäuser des Baulandes mit reichem Schmuckfachwerk an der Giebel- und an den Längsseiten. Rechtwinklig ordnen sich ihnen große Scheuern zu, die wegen des ertragreichen Getreidebaues der Landschaft wichtiger waren als Ställe und zusammen mit den Häusern ansehnliche Hofanlagen ergeben konnten. Hakenhöfe wechseln dabei weiter östlich mit Dreiseithöfen ab, die zur Straße hin mit großen Hoftoren geschlossen sind. Im Taubertal und seinen Seitentälern finden wir außerdem Weinbauernhäuser mit mächtigen Kellern

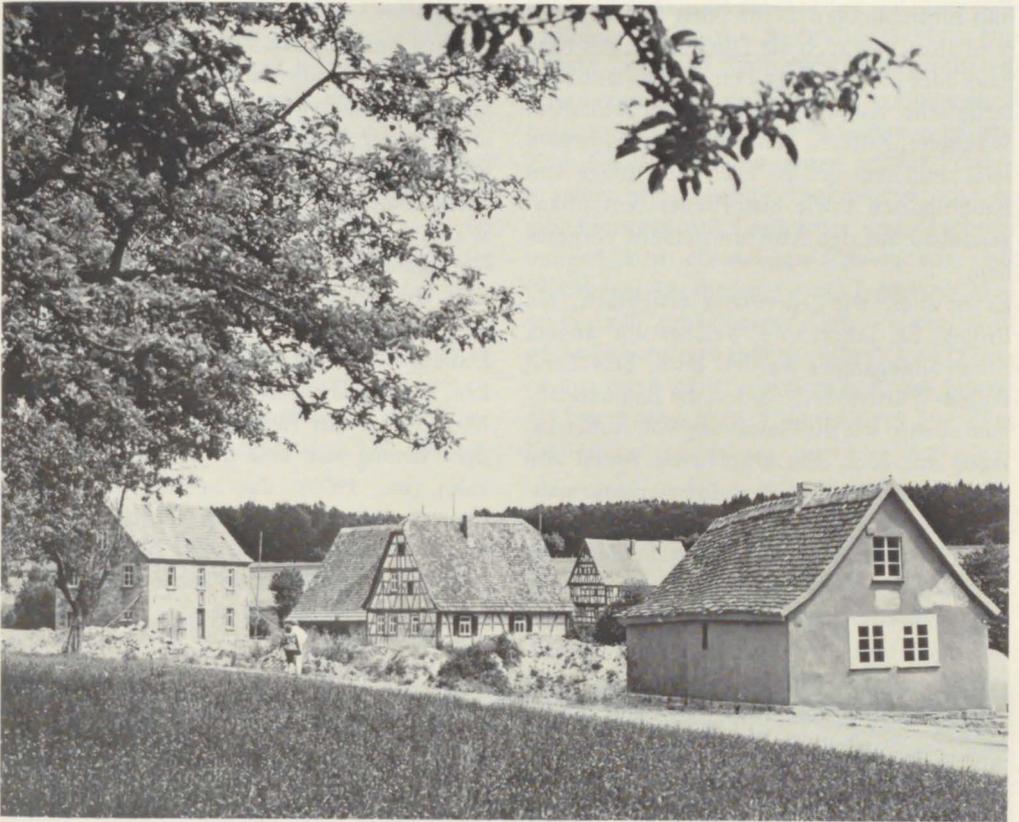
unter dem Erdgeschoß. Hier zeigt sich deutlich der Einfluß einer Sonderkultur, wie sie auch an der Bergstraße den Hausbau mitgestaltete, während in der Rheinebene der Hopfen- und der Tabakbau Bedeutung hatten. Entsprechend sind es hier oft Trockenscheuern, die die Hofanlagen charakterisieren. Im Dorf der Ebene reihen sich diese Anlagen in strenger Ordnung aneinander, was im Haufendorf des Baulandes nicht der Fall ist und erst recht vom Odenwald absticht, wo sich die verstreut liegenden Vollbauernhöfe nur locker zum Dorf zusammenfügen. An der mehr oder weniger dichten Bebauung der Dörfer kann man dabei auch die herrschenden Erbsitten ablesen: Intensivkulturen ermöglichten die regelmäßige Teilung der Güter (Realteilungsprinzip) und führten entsprechend zur vollen Ausnutzung dörflichen Baugrundes, während dieser Tendenz im Odenwald — zumal im hinteren Odenwald um Mudau — das ältere Anerbenrecht (ungeteilte Vererbung) entgegenstand.

Im geschichtlichen Rückblick zeigt sich, daß die Herausbildung aller Hauslandschaften ein dynamischer Prozeß war und ohne wiederholten Wandel der dörflichen Verhältnisse nicht zu denken ist. Offenkundig wird aber auch, daß dieser Prozeß zu einem Ende gekommen ist, weil sich das Leben in den Dörfern von Grund auf verändert hat. Die Landwirtschaft trat zurück: durch das Verschwinden der Mittel- und Kleinbetriebe schon seit den 1950er Jahren und noch einmal verstärkt seit etwa 1970. Neue Erwerbsmöglichkeiten bieten heute die Industrie, die sich auch über das Land hin ausgebreitet hat, sowie der Dienstleistungssektor. In den meisten Dörfern wohnt heute eine sozial stark gemischte Bevölkerung, die von den älteren Vorbedingungen ländlichen Bauens weitgehend frei geworden ist und beim Eigenheimbau den allgemeinen Trends und Standards folgt. Rund um die alten Dorfkern zeigt sich dies in Neubauvierteln, wie man sie heute weithin fast gleich finden kann. Und mehr noch: auch die Dorfkern sind im Umbau, indem Altbau-

ten modernisiert oder abgerissen werden, um neuen Gebäuden Platz zu machen. Dies betrifft auch bäuerlich gebliebene Anwesen. Den gestiegenen Anforderungen an die Landwirtschaft können die alten Hofanlagen kaum noch genügen, und so werden auch sie verändert, soweit sie nicht schon durch Aussiedlerhöfe draußen in der Flur — auch diese nach modernem Standard gebaut — ersetzt worden sind.

Den dörflichen Umbruch kann niemand bedauern, der um die Härte vorindustrieller Landarbeit, um einstige Dorfarmut und um die kulturellen Benachteiligungen früheren Landlebens weiß. Berechtigt ist jedoch die Sorge, daß dem allzu schnellen Wandel auch unnötige Opfer gebracht werden könnten. Dazu würde die Preisgabe der geschichtlichen Erinnerung zählen, wie sie jetzt noch in dörflichen Baudenkmalern, in Sachzeugnissen aller Art und im Wissen um die früheren Arbeits- und Lebensverhältnisse präsent ist. Zwar sind seit Jahrzehnten Möbel, Trachten, Geräte usw. in den Heimatmuseen geborgen worden. Inzwischen aber ist deutlich geworden, daß dies nicht genügt, um der heutigen und künftigen Gesellschaft ein Bild dessen zu erhalten, was eine Vorstufe und eine der Vorbedingungen ihres industriellen Fortschritts war. Vielmehr stellt sich auch die exemplarische Erhaltung dörflicher Baukultur als Aufgabe, und es zeigt sich die Notwendigkeit, vom Sammeln und Ausstellen von Einzelstücken zur Dokumentation von Sachzusammenhängen im Verbund lebensweltlicher Vergewärtigung überzugehen.

Die Denkmalpflege, die sich verstärkt dem Dorf zugewandt hat, kann nur teilweise Entsprechendes leisten. Deshalb hat sich der Gedanke durchgesetzt, der verschwindenden Dorfkultur in zentralen Freilichtmuseen eine Heimstatt zu schaffen und bedrohte Wohn- und Wirtschaftsgebäude von besonderem Zeugniswert in solche Museen zu verpflanzen. Im Unterschied zu anderen Bundesländern hat sich Baden-Württemberg gegen ein einziges Landesfreilichtmuseum — wie es



Blick auf einen Teil der Baugruppe Bauland. Von links nach rechts: Armenhaus aus Reichartshausen, Hof Backfisch (Wohnhaus und Stallscheune), Tagelöhnerhaus aus Walldürn (alle mit Inneneinrichtung versehen und zugänglich). Im Hintergrund Bauernhaus aus Allfeld (Baugruppe Bauland).

z. B. Hessen im „Hessenpark“ bei Neu-Anspach besitzt — und für die Förderung von Landschaftsmuseen entschieden, von denen inzwischen sieben bestehen bzw. im Aufbau sind. Dank einer im Neckar-Odenwald-Kreis gestarteten Initiative befindet sich auch ein Freilichtmuseum für den Odenwald und seine Nachbarlandschaften darunter. Als „Odenwälder Freilandmuseum“ (gegr. 1984) entsteht es gegenwärtig in Walldürn-Gottersdorf auf der Odenwaldhöhe nördlich der Stadt Walldürn und ist im Begriff, sich zu einer Bildungs- und Freizeiteinrichtung von Bedeutung für den ganzen nordbadischen Raum zu entwickeln.

Als Museumsgelände stehen in Gottersdorf ca. 25 Hektar zur Verfügung. Diese Fläche schließt unmittelbar an den Ortskern an und soll in Abständen mit drei Baugruppen besetzt werden, die als geschlossene kleine Dörfer strukturiert werden. Der Baugruppe „Odenwald“ wird die Baugruppe „Bauland mit Unterem Taubertal“ gegenüberliegen, und die dritte Baugruppe „Unteres Neckarland (mit Großraum Mannheim-Heidelberg/Rheinebene)“ wird das Dorf-Ensemble vervollständigen. Die geplanten — und in allen Fällen schon begonnenen — Dörfer entstehen nach historischen Vorbildern für die jeweilige Landschaft mit allen zugehörigen Gebäuden

und Einrichtungen. Neben den Bauernhöfen wird also etwa auch die Dorfschule, das Rathaus oder das ansässige Handwerk (ländliche technische Kulturdenkmale) wie Schmiede, Wagnerei, Küferei, Schusterei usw. vertreten sein, und natürlich ist auch die Anlage von Bauergärten sowie historischer Nutzpflanzenanbau auf den Museumsfeldern vorgesehen.

Es ist dies, wie jedermann ersichtlich, ein Projekt für Jahrzehnte, welches mit langem Atem angegangen werden muß. Das Land Baden-Württemberg fördert die Baumaßnahmen ebenso wie die Gestaltung von Außenanlagen mit 75%. Ein erheblicher Anteil von 25% der Baumaßnahmen, Infrastrukturmaßnahmen, Personal- und Verwaltungskosten verbleibt aber bei dem privaten Trägerverein Odenwälder Freilandmuseum. Dieser Verein setzt sich aus Gebietskörperschaften, Vereinigungen und privaten Mitgliedern zusammen. Federführend war von Anfang an die Stadt Walldürn, deren Bürgermeister Robert Hollerbach auch Vorsitzender des Trägervereins ist. Die Stadt Walldürn stellt die Grundstücke zur Verfügung, gibt Zuschüsse und bietet erhebliche Verwaltungshilfen: ohne diesen Hintergrund wäre in den vergangenen Jahren kein Fortkommen gewesen. Auch der Neckar-Odenwald-Kreis stellt im Rahmen seiner Kulturförderung einen erheblichen jährlichen Betrag zur Verfügung. Im wesentlichen aber müssen die Eigenmittel der Maßnahmen aus Spenden erbracht werden; und hier gilt es noch, mehr Sponsoren zu finden, will man das dringend notwendige eingeschlagene Tempo (ca. zwei Objekte pro Jahr) beibehalten. Man muß sich nämlich vor Augen führen, daß gerade derzeit wichtige Gebäude, die zum Abriß anstehen oder sich bereits im Stadium fortgeschrittenen Verfalls befinden, unwiederbringlich verloren gehen, wenn es nicht gelingt, zügig voranzuschreiten.

Am weitesten vorangeschritten ist bisher die Baugruppe „Odenwald.“ Erfreulich ist hierbei, daß die Kulturlandschaft Odenwald in der Darstellung ihrer zusammengehörigen

Sachkultur nicht vor Ländergrenzen halt machen muß: bereits zwei Objekte aus dem bayerischen Landkreis Miltenberg, der Mitglied des Trägervereins ist, wurden übernommen. In der Baugruppe „Odenwald“ stehen nun Gebäude aus dem Walldürner und Buchener Bereich (Tagelöhnerhaus Salbreiter aus Walldürn, 1800; Schäferhaus Schmiege aus Gerolzahn, spätes 19. Jahrhundert; Kleintierstall aus Bödigeim, 19. Jahrhundert), aus dem Elztal bei Mosbach (Einhaus Liebig aus Dallau, 1700; Hof Backfisch aus Neckarburken, 1798) und aus dem Miltenberger Bereich (Armenhaus aus Reichartshausen, 1876). In der Planung sind eine Schmiede aus Gerolzahn (um 1900), das bereits eingelagerte Firstständerhaus Roth aus Weilbach (Landkreis Miltenberg, 1540), ein Bauernhof aus dem Hinteren Odenwald (Schlossau) und eine Ziegelei aus Schwarzach.

Die Baugruppe „Bauland“ nahm ihren Anfang mit dem prächtigen Fachwerkhause Metz aus Allfeld (1686) und wird derzeit ergänzt durch das Haus Keller aus Bofsheim (1777). Bei diesem Haus bestand die Besonderheit, daß es noch mit originalen alten Einrichtungsgegenständen ausgestattet war, als das Museum es übernahm — eine absolute Ausnahme in heutiger Zeit. In dieser Baugruppe steht ferner die Translozierung mehrerer Grüinkerndarren aus Sindolsheim und Altheim bevor. Angestrebt ist eine umfassende Darstellung der für das Bauland so bedeutenden Grünkernwirtschaft. Weiter sind schon auf der Liste der für das Bauland geplanten Objekte: ein sehr altes Tagelöhnerhäuschen aus Oberwittstadt (wahrscheinlich das älteste bekannte ländliche Baudokument der Region; um 1500) sowie eine Mühle des 18. Jahrhunderts aus demselben Ort.

Noch einsam steht in der Baugruppe „Unteres Neckarland“ der komplette Hof Schneider aus Haßmersheim (Wohnhaus, Stallscheuer und Kleintierställe, 1800). In den kommenden Jahren soll hier die Übernahme des Eckschen Hofes aus Hemsbach-Balzenbach (Rhein-Neckar-Kreis) folgen, eines

wahrscheinlich aus dem frühen 17. Jahrhundert stammenden Anwesens, das Heinrich Winter³⁾ beschrieben und aufgezeichnet hat. Eine ebenfalls bei Winter⁴⁾ erwähnte Stallscheuer des Ehwaldschen Hofes aus Lampenhain (Heiligkreuzsteinach) ist eingelagert und wird später einem entsprechenden Wohnhaus zugeordnet.

Mit dem Hof Backfisch, dem Hof Schneider und dem Anwesen Liebig gelangte das Freilandmuseum bisher immerhin noch an drei komplett erhaltene Höfe. Die Regel aber ist heutzutage leider, daß meist nur noch Einzelgebäude (entweder Wohnhäuser oder Wirtschaftsgebäude) erreichbar sind. Das entspre-

chende Pendant ist meist schon seit längerem abgängig. So muß z. B. das Haus Metz aus Allfeld mit zwei Stallscheuern aus anderen Orten ergänzt werden. In solchen Fällen wird nach ähnlichen Objekten Ausschau gehalten. Zum Glück existieren immer wieder Photographien der einstigen Hofanlagen oder es gibt Hinweise auf Grundrisse und Beschreibungen von ehemaligen Bewohnern und Nachbarn. Aus diesem Grund lagert das Museum auch zunächst nur Gebäude ein, z. B. wichtige Scheuern (so aus Altheim und Hardheim); diese stehen dann in späteren Jahren als Ergänzungen zu Wohnhäusern zur Verfügung.



Von links nach rechts: Tagelöhnerhaus aus Walldürn, Hinterhaus aus Gerolzahn, Kleintierstall aus Bödighcim (Baugruppe Odenwald). Beim Hirtenhaus ist die „Großteilerversetzungsmethode“ (Übernahme ganzer Wände) zu erkennen.

Unabdingbar ist die exemplarische Auswahl der Gebäude. Die Grundlage hierfür bildet ein wissenschaftlicher Museumsrahmenplan, nach dem aus vielerlei dem Abbruch geweihten Objekten ausgewählt wird. Denn es geht nicht darum, einen Häuserfriedhof aufzubauen, sondern Typisches zu erhalten und so der Nachwelt die Lebenszusammenhänge früheren Alltags zu überliefern. Der Vermittlung von Zusammenhängen dienen gleichwertig die Einrichtungen, die Möbel, Geräte und Haushaltsgegenstände in Häusern und Höfen. Von Anfang an hat das Freilandmuseum daher entsprechende Gegenstände aus den betroffenen Regionen gesammelt. Dabei wurde der Großteil der ständig wachsenden Sammlung, mit der die Häuser ausgestattet werden, direkt aus noch stehenden Höfen übernommen; die Authentizität dieser Gegenstände ist also gewährleistet. Nur ein kleinerer Teil wurde auch von Händlern mit eindeutigen Herkunftsnachweisen bzw. -merkmalen angekauft. Bei der Restaurierung wird behutsam vorgegangen und Wert auf Erhalt der Gebrauchsspuren gelegt. Es geht dem Museum nicht um das Herausputzen möglichst schöner Möbel, sondern z. B. gerade um den langen Gebrauch mit entsprechenden Verschleißerscheinungen an den vielfach vererbten Stücken. Besonderen Wert legt das Museum auf die Darstellung der Hof- und Familiengeschichten in den Häusern, die durch zusammengetragene Dokumente und Befragungen zustandekommen. Die Vermittlung erfolgt durch Text- und Bildtafel sowie über einen Museumsführer. Bauhistorisch erfahrene Architekten erbringen in Verbindung mit einem Restaurator die baulichen Voruntersuchungen (hierzu gehören z. B. verformungsgetreue Bauaufmaße) und betreuen und dokumentieren den Abbau ebenso wie den Wiederaufbau. Beim Abbau eines Hauses bieten sich Möglichkeiten für die Hausforschung, wie sie bei einem in situ erhaltenen Objekt in keiner Weise bestehen. Die gesamte Baugeschichte, insbesondere auch Hausveränderungen — die mit Hilfe der Dendrochro-

nologie zeitlich eingeordnet werden können — kommen zutage und werden dokumentarisch festgehalten. So entsteht ein dynamisches Bild von Häusern und Höfen als ständig sich entwickelnden, den Familien- und Wirtschaftsverhältnissen zu verschiedenen Zeiten angepaßten „Gebrauchsgegenständen“. Ein eigenes Kapitel bilden die restauratorischen Farbbefunduntersuchungen der Wände, insbesondere der Innenwände der Wohnbereiche. Hier kann das Odenwälder Freilandmuseum für sich beanspruchen, an vorderster Stelle auf die Notwendigkeit solcher Untersuchungen vor einer Translozierung hingewiesen zu haben und, was Methodik und Ergebnisse betrifft, sehr ertragreich zu sein. Seit etwa 1800, verstärkt ab Mitte des 19. Jahrhunderts, ist im ländlichen Haus des Odenwaldes und des Baulands eine Entwicklung zu verfolgen, Wohn- und Schlafräume ebenso wie den Bereich der Flure in immer perfekterer Weise mit bunten Mustern und Ornamenten auszuschnücken⁵). So sind bei den Befunduntersuchungen meist mehrere Dutzend Farb- und Putzschichten festzustellen, und zwar im großbäuerlichen Hof ebenso wie im von Form und Raumverhältnissen her schlichten Tagelöhnerhäuschen. Somit gehörte diese Form des reichlichen Ausschmückens der Wände mit zum Wohnverhalten und Lebensstil der genannten Zeiten.

Schablonen waren frühe Hilfsmittel der Wanddekoration; mit ihnen konnte man die kompliziertesten Motive komponieren. Mit Hilfe der Schablonen war es auch möglich, die Muster der damals dem stadtbürgerlichen Bereich vorbehaltenen Tapeten zu imitieren. Um 1900 kamen das Rollen oder Walzen als Technik hinzu. Mit Hilfe einer profilierten Gummiwalze und eines mit Farbe getränkten Schwammes wurden vielfältige Muster auf die Wände aufgebracht. Häufig ist auch die Kombination beider Techniken. Der Phantasie beim Kreieren von Motiven waren keine Grenzen gesetzt: auch ausgediente Bürsten und Pinsel wurden verwendet, um zusätzliche farbliche Einsprengel zu erreichen. Auch un-

ter Zuhilfenahme von Stempeln und Wickeln gestaltete man die Wände motivlich aus.

Von Anfang an hat das Odenwälder Freilandmuseum bei allen übernommenen Häusern diese Farbschichten dokumentiert. Beim Wiederaufbau kommt freilich nur eine Dekorationsphase zur Ausführung. Durch eine mittlerweile technisch perfektionierte Versetzungstechnik ist aber gewährleistet, daß der gesamte Wandaufbau im Sinne eines historischen Dokuments erhalten bleibt. Die angewandte „Großteilerversetzungsmethode“ erlaubt die Translozierung der Fachwerkwände im ganzen, ohne Ausschlagen der Gefache. So wird der Erhalt fast der gesamten Originalsubstanz eines Hauses erreicht, nicht zuletzt auch für den Erhalt aller Farb- und Putzschichten von großer Bedeutung⁶⁾.

Mit dem Haus Schüßler⁷⁾, einem in situ erhaltenen und restaurierten Gottersdorfer großbäuerlichen Anwesen, Bestandteil des Freilandmuseums, ist ein Dokument erhalten, das anschaulich zeigt, was in einem bäuerlichen Haus des fränkischen Raumes über die Jahrhunderte alles versteckt sein kann. Ausgehend von einem aufsehenerregenden Fund in einem Raum des Obergeschosses — reichhaltige religiöse, freie Wandmalereien aus der Zeit um 1800 waren bei den Untersuchungen zum Vorschein gekommen — und ergiebigen Befunden von Schablonen- und Rollendekorationen bis zu ersten Tapeten um 1920, ist hier eine Dokumentationsstätte bäuerlicher Wanddekorationen eingerichtet worden, die eine Zeitspanne von etwa 1760—1960 umfaßt. Zum Teil sind die Befunde original in mehreren Schichten (Freilegungstreppen) zu sehen, zum Teil wurden ganze Raumdekorationen vollständig wiederhergestellt. In diesem Haus sind auch die Techniken und Hilfsmittel für Wanddekorationen ausgestellt. Das Museum verfügt u. a. über eine umfangreiche Rollensammlung. Alte Tünchnermeister haben zu diesem Zweck ihre Utensilien zur Verfügung gestellt.

Schon bei den derzeit stehenden Häusern und Höfen bieten sich vielerlei Möglichkei-

ten, auf historische dörfliche Strukturen und sozialgeschichtliche Entwicklungen einzugehen. So wiederholt sich nicht etwa in jedem Haus die Nutzung und Einrichtung der Räume: Im Haus Backfisch aus Neckarburken (Baugruppe „Odenwald“) bot sich z. B. die Gelegenheit, eine Posthaltereie einzurichten, die dort in einem abgetrennten Teil der Stube von 1919 bis 1932 von einem Bruder des Bauern betrieben wurde; sie ist authentisch aufgrund von Befragungen ehemaliger Postkunden eingerichtet. Im Armenhaus aus Reichartshausen (Baugruppe „Odenwald“), im Grunde ein multifunktionales Gemeindehaus, lassen sich Aufgaben einer Gemeinde des Odenwalds im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert darstellen: Neben den Armenwohnungen war hier der Dienstsitz der Ortshebamme, für die die Gemeinde die Fürsorgepflicht hatte, war von 1914—1918 und wieder von 1939—1945 das Gefängnis für französische, polnische und russische kriegsgefangene Zwangsarbeiter, die tagsüber Bauern für schwere Feld- und Stallarbeit zugeteilt wurden. Unter das Dach wies man einen verarmten Schuster (niedergehendes Schusterhandwerk!) ein, der neben einem Zimmer für sich und seine Familie hier eine Werkstatt unterhielt, die jetzt wieder als Flickschusterei vollständig eingerichtet ist.

Der Schuster im Armenhaus ist fast symbolisch; auch in Zukunft, so haben die bisherigen Erhebungen gezeigt, wird für Odenwald und Bauland kaum einmal ein selbständig existierendes, prosperierendes Dorfhandwerk gezeigt werden können. Schmied, Wagner, Küfer usw. konnten sich infolge der Ärmlichkeit bäuerlicher Betriebe und der daraus folgenden beschränkten Auftragslage nur halten, wenn sie gleichzeitig einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb unterhielten und die Nahrungsmittel für die Eigenversorgung herzustellen in der Lage waren. Handwerksbetriebe sind also meist nur als Komplementäreinrichtung eines kleinen ärmlichen Bauernhofs darzustellen.



Blick in einen Raum des Armenhauses aus Reichartshausen (erbaut 1876), Baugruppe Odenwald. Die Schablonendekoration der ist nach Befund wiederhergestellt.

Zur vollständigen Darstellung gehört aber auch zu zeigen, daß im 19. Jahrhundert bei geschickter Betriebsführung Wohlstand erwirtschaftet wurde, vor allem dann, wenn der Bauer, instandgesetzt durch größeren Grundbesitz, über die Eigenversorgung hinaus zum großräumigen Verkäufer seiner Produkte wurde. Die notwendige Versorgung der wachsenden Stadtbevölkerung bei gleichzeitiger Verbesserung der Handelsinfrastruktur ermöglichte dies. Am Beispiel des großbäuerlichen Hofes Schüßler, von dem sich zwei Rechnungsbücher erhielten, wurde nachgewiesen, wie flexibel dabei auf Marktpreise reagiert und die landwirtschaftliche Produktion je nach Nachfrage spezifiziert wurde. Hof Schüßler war entsprechend —

auch seiner technischen Ausrüstung nach — ganz auf der Höhe seiner Zeit⁸).

Alle diese Tatsachen der ländlichen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte müssen beim Aufbau eines Freilichtmuseums berücksichtigt werden, was insbesondere heißt, daß alle sozialen Schichten und beruflichen Gruppen des alten Dorfes einzubeziehen sind: im historisch richtigen Verhältnis und unter dem Aspekt sich wandelnder Bedingungen und Einflüsse. Endgültig vorbei sind die Zeiten, da in Freilichtmuseen die Häuser etwa nach besonders schön erscheinender Architektur ausgewählt und soziale Realitäten ausgeblendet wurden. Die Freilichtmuseen unserer Zeit haben ein anderes Konzept, indem sie die Vermittlung von Lebensbedingungen und



Die Schusterei im Armenhaus aus Reichartshausen. Im Obergeschoß des Hauses hatte sich diese ein verarmter Schuster eingerichtet. Er wohnte mit seiner Familie in einem gegenüberliegenden Zimmer.

-zusammenhängen, den Alltag der ländlich-bäuerlichen Gemeinschaften, in den Vordergrund stellen, wobei dann die äußere Erscheinungsform eines Hauses nur noch einen relativen Stellenwert behält. Das Odenwälder Freilandmuseum trägt diese Entwicklung im Museumswesen ohne jede Einschränkung mit.

Daß die ganzheitliche Darstellungsweise allerdings auch die Gefahr in sich birgt, dem Besucher ein Zuviel an Eindrücken zuzumuten und ihm eine in sich geschlossene Welt zu präsentieren, zu der aus historischem Abstand kaum noch ein Zugang zu finden ist⁹⁾, wird ebenfalls reflektiert. Und es gehört zum Konzept des Museums, dieses Problem durch museumspädagogische Maßnahmen zu lösen.

Sie sehen — wie schon mehrfach angeklungen — den Einsatz erklärender Schrift- und Bildtafeln vor. Außerdem werden sich in den Gebäuden didaktisch aufbereitete Ausstellungseinheiten finden. Informationsmaterial zum Mitnehmen — das Museum hat inzwischen eine eigene Schriftenreihe begründet¹⁰⁾ — fehlt ebenfalls nicht. Dazu gehört auch ein Führer für die „Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus“. Er geleitet den Besucher zu Bauten, alten Handwerksbetrieben und sonstigen Kulturzeugnissen im weiteren Umfeld des Museums, wo der Gründung des Freilandmuseums die Schaffung entsprechender Besuchsstationen, durch erklärende Schrifttafeln markiert, schon vorausgegangen war¹¹⁾. Alle diese Angebote verstehen sich als

Hilfestellungen zur Gewinnung eines vertieften Verständnisses von ländlich-bäuerlicher Kultur. Und sie sollen auch dazu beitragen, daß sich die Besucher längerfristig mit dem Gesehenen beschäftigen und wiederkehren, um sich gezielter mit einzelnen Sachkomplexen auseinanderzusetzen.

Wenn das Museum die erste Aufbauphase, die jetzt noch stark alle Kräfte bindet, hinter sich haben wird, sollen des weiteren Sonderveranstaltungen stattfinden, die geeignet sind, das Gezeigte zu verlebendigen. Zu denken ist an Arbeitsdemonstrationen, Ausstellungen und Führungen zu bestimmten Themen, volkskundliche Vorträge, Fachtagungen im Museum usw. Vermieden werden muß dabei, daß sich folkloristische Aktivitäten — Trachtentänze, Volksfeste, Brotback-Aktionen u. ä. — in einer Weise hervordrängen, daß das Museum zur idyllischen Kulisse angeblich heilen Volkslebens degradiert wäre. Dies geschieht am besten, indem immer wieder auf Wissensvermittlung und Aufklärung gesetzt wird. Die Meinung mancher Kulturpolitiker, daß die Besucher eine Aversion gegen Belehrung hätten, trifft nicht zu. Wer je im Museum gearbeitet hat, wird vielmehr erfahren haben, daß gerade oft bei sogenannten einfachen Leuten ein großes Wissensbedürfnis besteht. Und dieses Bedürfnis ist um so stärker, wo es mit dem Gefühl verbunden ist, daß es im Museum um die eigenen Vorfahren, um den eigenen geschichtlichen Lebenshintergrund geht. Abneigung gilt allenfalls einer Didaktik, die museale Möglichkeiten mit denen belehrender Bücher wechselt und Museumsbesucher mit Texten „überfüttert“. Demgegenüber gewährleistet das Freilandmuseum jedoch schon von seiner Anlage her die Dominanz der Objekte, und ein überlegtes didaktisches Konzept wird ein übriges tun können, sinnliche Erfahrung und verstehendes Erkennen in einem ausgewogenen, sich wechselseitig stützenden Verhältnis zu halten. Warum sollten sich dann nicht auch in Walldürn-Gottersdorf ein Ausflug in die Odenwälder Landschaft und in die dörfli-

che Welt von einst mit einem durchaus lustvollen Lerngang auf dem Museumsgelände verbinden?

Nachtrag

Die Teileröffnung des Freilandmuseums ist am 13. Juli 1990 erfolgt, im Beisein von Minister Prof. Dr. Engler (Stuttgart) und Regierungspräsident Dr. Karl Miltner (Karlsruhe). Am anschließenden Wochenende wurden ein Museumsfest (mit Festzeltbewirtung und Handwerkervorführungen auf dem Museumsgelände) veranstaltet, außerdem ein Bauerntag der Kreisbauernverbände mit Minister Dr. Gerhard Weiser (Stuttgart), um die Verbindung der Landwirtschaft mit dem Museum zu unterstreichen. Diese Veranstaltungen führten Besucher von weither nach Gottersdorf, wie auch in der Folgezeit ein sehr guter Museumsbesuch zu verzeichnen war. Bis zum 1. November wird das Museum täglich außer montags von 10—18 Uhr geöffnet sein.

Anmerkungen:

¹⁾ Peter Assion, Rolf Wilhelm Brednich, Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten. Dörfliche Kultur vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart 1984, S. 9.

²⁾ Vgl. dazu Rolf Reutter, Haus und Hof im Odenwald. Form, Funktion und Geschichte, Hepenheim und Lorsch 1987 (Geschichtsblätter Kreis Bergstraße, Sonderband 8).

³⁾ Heinrich Winter, Das Bauernhaus des südlichen Odenwaldes vor dem 30jährigen Krieg, Essen 1957, S. 67.

⁴⁾ Ebenda, S. 87.

⁵⁾ Eine ähnliche Entwicklung zeichnet sich für den gesamtfränkischen Raum ab, wie Ergebnisse der benachbarten Freilandmuseen Bad Windsheim, Fladungen und Wackershofen zeigen.

⁶⁾ Vgl. Heinrich Mehl, Thomas Naumann, Ganzheitliche Translozierungstechniken im Hohenloher und Odenwälder Freilandmuseum, in: Mitteilungen des Hohenloher Freilandmuseums 9 (1988), S. 6—19.

7) Thomas Naumann (Red.), *Der Hof Schüßler in Gattersdorf. Zur Geschichte eines großbäuerlichen Anwesens auf der Walldürner Höhe, Walldürn-Gattersdorf 1987* (Schriften des Odenwälder Freilandmuseums, Bd. 1).

8) Peter Assion, *Bäuerliches Wirtschaften auf dem Hof Schüßler von 1900–1920*, in: Naumann (wie Anm. 7), S. 37–57.

9) Die diesbezügliche Diskussion von Museumsexperten findet sich zusammengefaßt und akzentuiert bei Ingrid Edeler, *Zur Typologie des kulturhistorischen Museums. Freilichtmuseen und kulturhistorische Räume*, Frankfurt/Main 1988 (Europäische

Hochschulschriften, Reihe XXVIII, Bd. 79), S. 215–220.

¹⁰⁾ Vgl. Anm. 7.

¹¹⁾ Siehe Wolfgang Lermer, *Die Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus*, in: *Badische Heimat* 63 (1983), S. 279–286; Thomas Naumann, *Die Odenwälder Museumsstraße und das Regionale Freilichtmuseum Neckar-Odenwald. Beweggründe für zwei große kulturgeschichtliche Projekte*, in: *Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau*, Obrigheim 1985, S. 57–64; Edeler (wie Anm. 9), S. 273–278.

250. Geburtstag von Matthias Claudius

Der Mensch.

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar
Römmt er und sieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüftet und begehret,
Und bringt sein Thranlein dar;
Verachtet, und verehret;
Hat Freude, und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält Nichts, und Alles wahr;
Erbauet, und zerstöret;
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst, und zehret;
Trägt braun und graues Haar ic.
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Denn legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

(Vierter Teil des „*Asmus omnia sua secum portans*, 1783)

Prof. Hans-Albrecht Koch schrieb zu dem Gedicht in der SZ am 11./12. August 1990:

Das Gedicht zeigt gleichsam *in nuce* Claudius' Glauben, sein Menschenbild und sein — in den Dienst beider gestelltes — hohes poetisches Vermögen, das die Durchbrechung der Form in dem &-Zeichen einschließt. Zu der langen und mächtigen Wirkungsgeschichte des Gedichts gehört — wie Rolf Siebke jüngst gezeigt hat — ein Schopenhauer-Zeugnis von

1844: „Wenn in einem Gedicht von einiger Länge nur zwei Reime beständig abwechselnd wiederkehren, wird, durch die große Anhäufung, ihre vereinte Wirkung fühlbar, wodurch dann eine seltsam melancholische Monotonie entsteht, welche besonderen Stimmungen angemessen seyn kann: nämlich das schöne Gedicht von Klaudius (!), welches anfängt: ‚Empfangen und genähret vom Weibe wunderbar.‘“

Im Auftrag des Großherzogs unterwegs:

Aus dem Tagebuch des Landschaftsmalers und Trachtensammlers Georg Maria Eckert

(1828 — 1901)

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Es ist nicht der Zweck dieses Beitrages, über das Entstehen der Trachten zu schreiben. Hier soll ein Trachtensammler zu Worte kommen, der Maler und Zeichenlehrer Georg Maria Eckert. Das Sammeln und Ankaufen der Trachten samt dem dazugehörigen bäuerlichen Gerät für die Großherzoglichen Sammlungen in Karlsruhe, das Eckert im Auftrage des Großherzogs und der Regierung betrieb, hatte seinen einfachen Grund darin, daß diese Tätigkeit höchst notwendig geworden war. Es war hohe Zeit, die Trachten wenigstens in die Sammlungen zu bekommen, um sie nachfolgenden Generationen zeigen zu können als ein kulturelles Erbe von hoher Bedeutung. Mit anderen Worten heißt dies, daß um jene Zeit die Trachten kaum noch getragen wurden und teilweise schon ganz in Abgang geraten waren. Deshalb soll zunächst etwas über den Rückgang der Volkstrachten ausgesagt werden. Damit wird auch die Wichtigkeit der Tätigkeit Eckerts für die Volks- und Trachtenkunde einsichtig.

Man hat viel darüber nachgedacht, welche Gründe für den Rückgang der Volkstrachten verantwortlich waren. In Baden war schon im 19. Jahrhundert wenig mehr von Volkstrachten die Rede, selbst in den bekannten Trachtengebieten gingen sie rasch zurück. Vor allem waren die wenig wandelbaren Männertrachten verschwunden, auch da, wo sich die Frauentracht noch einige Zeit hielt. Heinz Schmitt zieht folgende Bilanz: Bald nach

1800 waren die Trachten verschwunden in fast ganz Nordbaden, im Bauland, in der Rheinebene zwischen Karlsruhe und Mannheim, im Schwarzwald nördlich vom Renchtal, im Hegau und Bodenseegebiet!¹⁾ Das ist eine ernüchternde Feststellung. Viele Männertrachten wurden um 1850 nicht mehr getragen, so in der Hardtgegend, der Baar, im Schapbachtal und auch im Hochschwarzwald. Eine Männertracht fand der Maler Gleichauf zu jener Zeit auch im Breisgau und im Markgräflerland nicht mehr. Frauentrachten hielten sich — wie schon gesagt — meist viel länger, wenn auch oft nur in den bekannten Hauptorten wie um Gutach und dem Hannerland. In diesen Gebieten trug man die modisch modifizierte Tracht noch um und nach 1860, denn die Zweckmäßigkeit erforderte es, daß zunächst die Werktagstrachten modernisiert wurden und z. T. Elemente der städtischen Mode erhielten. Erstaunlich ist es immerhin, daß die Feiertagstracht um jene Zeit noch in der Hardt südlich von Karlsruhe in den heutigen Vororten Beiertheim und Bulach von den Frauen beim Kirchgang getragen wurden, auch wenn es nur noch ältere Frauen waren, welche die einfache Tracht in Ehren hielten. So etwa war es auch im Odenwald in der Gegend von Mudau. In Steinbach trugen bis in die neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts ältere Frauen Tracht beim Kirchgang und kirchlichen Festen. Friedrich Ratzel schrieb um etwa 1900 für den Kraichgau: „Die alte Tracht war schon vor vier Jahr-



Georg Maria Eckart, badischer Maler und Trachtenmaler (1828—1901)
(Foto nach Ekkhart-Jahrbuch 1925, Repro Jörg Vögely)

zehnten in dieser Gegend verschwunden, der letzte Rest lebte in schwarzseidenen Hauben mit zwei hinten hinabhängenden kurzen Bändern, die die ältesten Frauen trugen. Was sage ich, sie lebte? Nein, sie war im Sterben, denn kein Mädchen würde sich dazu bequemt haben. Die Bauern trugen bei der Arbeit eine kurze leinene Jacke aus selbstgewonnenem Stoff, im Dorfe von dem Färber hellblau gefärbt, den ich nie anders als mit Indigohänden gesehen habe. Sonntags trugen sie blaue Röcke mit langen Schößen, lange Beinkleider und schwarze Schirmmützen. Die Mädchen und Frauen trugen zur Arbeit baumwollene gebülmte Leibchen, bei Sonne oder Regen Kopftücher, die bei diesen dunkel, bei jenen bunt waren.²⁾

Die Gründe für den Rückgang der Trachten sind unterschiedlicher Art, sie müssen differenziert gesehen werden. So spielte der wachsende Verkehr, hervorgerufen durch die Erschließung des Landes durch die Eisenbahn sicher eine große Rolle. Die dadurch rasch wachsende Mobilität der Landleute, die leichter in die Stadt kamen und dadurch fremden Einflüssen, auch denen der Mode, ausgesetzt waren, oder die Ableistung des Militärdienstes der Burschen in der Stadt sind Fakten mit Gewicht. Andererseits haben auch verkehrtsferne Gebiete wie der Odenwald früh die Tracht aufgegeben. Der Einfluß naher Städte wurde schon angesprochen. Hier sei an die oft über das Ziel hinausschießende Haltung Heinrich Hansjakobs erinnert, wenn er z. B. in seiner Schrift „Unsere Volkstrachten, ein Wort zu ihrer Erhaltung“ (1892) sagt, daß der Bauer mit seiner Tracht auch den Glauben ablege und so sozialrevolutionären Ideen leichter zugänglich werde.³⁾ Uns scheint, daß der gewichtigste Grund, die Tracht abzulegen, die zunehmende Industrialisierung war, denn zunehmende Industrialisierung bedeutet auch eine rasche Zunahme der Fabrikarbeiterschaft. Daß Arbeit in einer Fabrik mit ihren damaligen sozialen Problemen mit dem Tragen selbst von Arbeitstrachten nicht überein ging, liegt auf der

Hand. Hermann Eris Busse hat das Schwinden der Tracht ebenfalls auf einen einleuchtenden Nenner gebracht, indem er darauf hinweist, daß auch Trachten ihre Zeit haben, die eben einmal vergeht und endgültig vorbei ist: „Es gibt viele Gründe, die den unaufhaltbaren Schwund der Bauertracht erklären. Der stichhaltigste ist der, daß die Tracht sich geschichtlich ausgelebt hat. Innerlich kann und will der ländliche Mensch nicht mehr zu ihr stehen, weil er unbewußt ihre Ausgelebt-heit fühlt, und deshalb fällt sie ihm äußerlich naturgemäß bei nächster Gelegenheit vom Leibe. Alles hat seine Zeit.“⁴⁾

Auf die Anregungen Hansjakobs hin bildeten sich in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts zur Pflege der Trachten Trachtenvereine, zunächst im Gutach- und Kinzigtal. Sie führten auch Trachtenfeste und Trachtenumzüge durch. Auch diese waren von Beginn an nicht unumstritten, denn schon damals mußte man Mädchen für die Feste in eine Tracht stecken, die sonst nicht mehr daran dachten, eine solche zu tragen. Um die Situation abzurunden, muß noch gesagt werden, daß vor der Jahrhundertwende die Heimatbewegung einen starken Auftrieb erhielt. Die Gründe sind vielfältig. So war es z. B. das neu erwachte Nationalbewußtsein durch die Konstituierung des Kaiserreiches 1871, welche das Heimatbewußtsein stärkte, zum andern wurde Heimat, das Dorf, zum Gegenpol der industriellen Revolution. In Baden bildeten sich nach dieser Entwicklung, die hier nur gestreift werden konnte, im Jahre 1894 der „Verein zur Erhaltung der Volkstrachten“, 1902 der „Verein für ländliche Wohlfahrtspflege“ und 1904 der „Badische Verein für Volkskunde.“

Diese Vereine wurden von Großherzog und Regierung finanziell tatkräftig unterstützt.⁵⁾ Großherzog Friedrich I. und Großherzogin Luise waren aus guten Gründen Freunde der Tracht. Der Großherzog hat sich jederzeit wohlwollend für die Erhaltung der Tracht eingesetzt. Für ihn boten die Trachten die Möglichkeit, die Vielfalt seines schönen Lan-



Hauensteiner Trachten

des aufzuzeigen. Gerade in der Vielfalt der Landschaften mit ihrer Historie und Menschen lag und liegt der Reiz Badens, der sich nicht zuletzt im Brauchtum präsentierte. In großen Trachtenumzügen huldigte das Landvolk seinem Fürsten, wenn es in organisierten Trachtengruppen aus dem ganzen Land auftrat. Die drei größten dieser Feste fanden in Karlsruhe statt, erstmals 1838 das Zentralfest der deutschen Landwirte. 1881 folgte dann die großartige Veranstaltung anlässlich der Silberhochzeit des Großherzogpaares und der Vermählung der Prinzessin Viktoria mit

dem Kronprinzen Oskar Gustav Adolf von Schweden. 1885 gab die Hochzeit des Erbprinzen, des späteren Großherzogs Friedrich II., mit Prinzessin Hilda von Nassau den Anlaß zu einer weiteren großen Trachtenschau, an der 1100 Trachtenträger teilnahmen. Großherzog Friedrich I. war es dann auch, welcher die Bemühungen zur Erfassung abgegangener und noch vorhandener Trachten einleitete. Die damit beauftragten Künstler sollten eine bildnerische Dokumentation vorlegen, die Trachten also im Bild darstellen. Sie gingen meist weit über diesen Auftrag



Gruppe der Hauensteiner „Miliz“ für den Festzug von 1881

hinaus und beschrieben die aufgenommenen Trachten, sammelten sie und die bäuerlichen Geräte und Einrichtungsgegenstände, wo sie solche erhalten konnten. Es ist ein schöner Zufall, daß fast alle Künstler, welche badische Trachten malten, aus der Baar stammten. Aus Hüfingen kam Lucian Reich mit seinem „Hieronymus“ und den „Wanderblüthen“, aus Furtwangen die Brüder Lucas und Johann Baptist Kirner, die eine ansehnliche Anzahl von Trachtenstudien fertigten. Aus Hüfingen stammte auch der Historienmaler *Rudolf Gleichauf* (1826—1896). Das Er-

gebnis mehrjähriger Reisen zwischen 1862—1869 war eine wertvolle badische Trachtenfolge mit 39 fertig ausgeführten Aquarellen und vielen Kostümstudien. Sie stellten die Vorarbeiten für ein badisches Trachtenwerk dar, das seit 1861 von Hof und Regierung geplant war und in der Vervielfältigung erscheinen sollte. Aber nur zehn Blätter kamen im Farbdruck heraus und in den Handel. Der ursprüngliche Plan eines badischen Trachtenwerkes unterblieb wegen mangelnden Interesses. Die Blätter Gleichaufs sind von hoher künstlerischer Qualität und Zuverlässigkeit.

Sie bilden zusammen mit der ausführlichen Beschreibung der Trachten eine wichtige Quelle der Trachtenforschung.

Nach Gleichauf muß der Bräunlinger Maler *Johann Baptist Tuttiné* (1838—1889) genannt werden. Er war ein hervorragender Kenner des Schwarzwaldes und des Trachtenwesens. Tuttiné, der aus ärmlichen Verhältnissen stammte und früh verwaist war, hütete als Bub Kühe und Geißen, malte später Uhrenschilder, bis der Karlsruher Möbelfabrikant Haßlinger sein Talent entdeckte und ihm den Übertritt zur Karlsruher Kunstschule ermöglichte. Er hauste z. B. in Rickenbach im Hotzenwald in einer armseligen Strohütte und malte jahrelang Trachtenstudien. Neben seiner malerischen Tätigkeit hat Tuttiné in zahllosen Reisen Trachten, Trachtenstücke, Geräte usw. für die staatlichen Kunstsammlungen gesammelt und Hausbau, Sitten und Gebräuche des Landvolkes studiert. Er hat als erster die Schaffung eines badischen Trachtenmuseums angeregt, um seine große Trachtensammlung der Öffentlichkeit zugänglich machen zu können. Das aber hat Tuttiné nicht mehr erlebt. Er war dank seiner Kenntnisse der Hauptorganisator der erwähnten großen historischen Festzüge von 1881 und 1885. Er erhielt außerdem vom Großherzog den Auftrag, in drei großen Gemälden den Trachtenumzug (1881) festzuhalten. Tuttiné konnte nur „Die goldene Hochzeit“ vollenden, „ein Schlüsseldokument für das Verständnis des badischen Trachteninteresses“, wie es Heinz Schmitt nennt.⁶⁾ Heinrich Issel malte die „Silberne“ und die „Grüne Hochzeit“ zu Ende.

Wenden wir uns jetzt dem Manne zu, dessen Tätigkeit dieser Aufsatz gilt. Es ist *Georg Maria Eckert*, der Landschaftsmaler und Trachtensammler, der verdienstvollste der um die Trachten bemühten Künstler.⁷⁾ Eckert wurde am 17. September 1828 in Heidelberg geboren. Seine früh erkannte zeichnerische Begabung verhalf ihm, er war achtzehn Jahre alt, zu einem Stipendium an der Düsseldorfer Akademie. Dort war Schadow Direktor,

Schirmer Professor. Mit zwanzig Jahren ging Eckert dann nach München und setzte dort drei Jahre seine Studie fort. Darauf folgten die üblichen Studienreisen nach Oberbayern, die Schweiz und Italien. Nach der Vaterstadt Heidelberg zurückgekehrt, wurde er ein geschätzter Landschaftsmaler und Zeichenlehrer. Es ist für Eckerts regen Geist bezeichnend, daß er sich schon 1867 der künstlerischen Fotografie zuwandte und es bald darin zu großen Leistungen brachte. Er gab fotografische Studien für Landschaftsmaler und Architekten heraus, und es entstanden fotografische Sammelwerke, landschaftliche und architektonische Aufnahmen aus Elsaß-Lothringen, vom Rhein von Mainz bis Köln, vom Schwarzwald und Odenwald. Er fotografierte in höchstem Auftrag die Schlösser von Heidelberg, Karlsruhe, Bruchsal, Schwetzingen, Stuttgart, machte Aufnahmen von der Darmstädter Gemädegalerie, den Grabmalen der Pforzheimer Hofkirche, der Insel Mainau oder von Nürnberg. Diese enormen Leistungen brachten ihm hohe Ehrungen ein. Eckert erhielt 1873 in Wien eine große Verdienstmedaille und 1876 in Heidelberg die große goldene Medaille.

1877 erlitt der Künstler „durch widrige Umstände“ große finanzielle Verluste, die ihn zur Aufgabe der Fotografie zwangen. Er zog nach Karlsruhe um. Nun wandte er sich wieder ganz der Malerei zu und fertigte charakteristische Aquarelle aus allen Teilen Badens, die wegen „ihrer glücklichen künstlerischen Auffassung, Sicherheit und Korrektheit der Zeichnung“ sehr geschätzt waren. Im Verein mit dem Sammeln der Trachten entfaltete Eckert eine besondere Tätigkeit, die volkswundlich sehr wichtig war. Er stellte große Modelle von Häusern und ganzen Häuserkomplexen her, die sich durch große Naturtreue bis in die kleinsten Einzelheiten auszeichnen. Er fertigte große Schwarzwaldhäuser samt Zimmereinrichtungen, Schwarzwälder Sägemühlen mit ihrer ländlichen Umgebung, eine Hofanlage aus dem Odenwald u. a. m. für die großherzoglichen Sammlungen. Ähnliche

Werke kamen in das Germanische Museum in Nürnberg und in das Museum für Volkstrachten in Berlin.⁸⁾

Damit sind wir bei seiner eigentlichen großen Leistung für die Trachtenkunde angelangt. Es ist klar, daß Eckert mit all seinen Ambitionen den um die Sammlung der Volkstrachten bemühten Stellen längst aufgefallen war. Er erhielt 1890 den seinen Neigungen entsprechenden Auftrag durch „einen Erlaß des Ministeriums der Justiz, Kultus und Unterrichts von der Direction der Großherzoglichen Altertumsammlung mit dem Sammeln der badischen Volkstrachten zu beginnen.“⁹⁾ Eckert schreibt im Vorwort seines Tagebuches: „Mit großer Freude begrüßte ich den ehrenvollen Auftrag, für das Großherzogliche Museum Volkstrachten und Hausgeräte zu sammeln und zu erwerben, welchen Auftrag ich in neun Jahren in eifriger Tätigkeit im ganzen Lande nachgekommen bin.“

Neun Jahre lang war Eckert nun unterwegs auf seinen Forschungsreisen, die oft genug entbehrungsreich waren. Ausgestattet mit meist unzureichenden Mitteln, ging Eckert bei seinen Reisen nach einem genauen Plan vor und berührte so alle Teile des Großherzogtums. Mit Kennerblick, Verständnis und Hartnäckigkeit verfolgte er sein Ziel, die Volkstrachten des Landes zu sammeln. Besondere Aufmerksamkeit richtete er dabei auf die ältesten, bereits abgegangenen oder schwindenden Trachtentypen, die er manchmal neu anfertigen ließ. Dabei bewies Eckert neben seinem Sachverstand kaufmännisches Geschick, so seine wenig üppigen finanziellen Mittel ausgleichend. Nur ein Idealist, wie er einer war, konnte die Strapazen der Reisen zu Fuß, mit dem Pferdefuhrwerk oder Bahn auf sich nehmen und sich so herzlich freuen, wenn er ein schönes Stück für die Sammlungen in Karlsruhe erworben hatte.

Eckerts Aufzeichnungen in seinem Tagebuch, das lange verschollen war und glücklicherweise im Haus Badische Heimat in Freiburg wieder aufgefunden wurde, die er gewissenhaft von seinen Reisen machte, sind

außerordentlich interessant. Ihr Wert liegt vor allem in der genauen Beschreibung der Trachten, wir erfahren aber auch in lebhaften Schilderungen von der Einstellung der Bevölkerung zur Tracht und dem herkömmlichen bäuerlichen Gerät. Damit ist das Tagebuch Eckerts von großem dokumentarischen Wert. Da nicht das ganze Tagebuch hier veröffentlicht werden kann, wurde in diesem Aufsatz der Norden und Süden unseres Landes berücksichtigt: Markgräflerland, Hotzenwald, Odenwald und Bauland.

Beginnen wir mit dem Jahr 1893. Die Reise dieses Jahres führte Eckert nach Biberach, Hofstetten, Steinbach i. K., nach Zell a. H., Gutach, Elzach, Waldkirch, St. Peter, Gütenbach, St. Märgen und schließlich ins Markgräflerland. Eckert erzählt:

„In Müllheim ließ ich mir die Markgräfler Volkstracht neu herstellen. In diesem Jahrhundert hat sich die Tracht dreimal geändert. Zu Hebelszeit trugen die Mädchen bunte Kleider und kleine Hauben, an denen kleine Schleifen auf der Stirne lagen, buntseidene, florartige Umschlagtücher, welche man Italiener nannte. Im Anfang dieses Jahrhunderts kamen aus Italien Händler nach dem Markgräfler Land und verkauften an die Mädchen solch seidene Tücher, die dann allgemein getragen wurden. Wenn die Mädchen und Frauen auf dem Felde arbeiteten oder über Land gingen, trugen sie einen breitrandigen, feingeflochtenen Strohhut, den sie auch von den Italienern kauften. Ich habe einen solchen bekommen, und es ist vielleicht der einzige, welcher noch existiert. Diese Tracht hielt sich bis in die zwanziger Jahre in dem Jahrhundert, dann wurde an der Haube die Schleife, aber nur auf der einen Seite größer und die Kleider mehr in dunkler Farbe getragen, und seit den fünfziger Jahren sind die großen Flügelhauben und später mit den langen Fransen in Mode gekommen. Die Kleider wurden länger und in hellen Modefarben getragen. Die seidenen, großen Spizentücher mit langen Fransen sind schwarz oder auch weiß und werden über die Brust gelegt und



Hotzenwälder Trachten nach einem Aquarell von Rudolf Gleichauf 1862

hängen hinten geschlungen über das Kleid. Mir war es darum zu tun, eine Tracht aus der Hebelszeit (die sogenannte Verönelitracht) zu bekommen, fuhr deshalb nach *Efringen* und lernte dort eine Familie Däublin kennen, die sehr reich ist und große Weinberge besitzt. Diese Familie hat eine Verönelitracht aus Großmutterzeit. Sie zeigte mir dieselbe, aber mein Zureden, sie für die Großhzgl. Sammlung abzugeben, half nichts, obwohl die Motten sie schon sehr defekt gemacht haben.

Bei den Verwandten dieser Familie frug ich ebenfalls an, doch auch hier vergebens. Die Kleider waren noch schöner und besser erhalten. Die junge Frau tat mir den Gefallen, sich

damit zu bekleiden, und ich wurde noch mehr gereizt, solche Tracht zu bekommen. Sie teilte mir mit, daß noch zwei Familien, die in Kandern wohnen, Anteil an diesem schönen Kostüm haben. Ich ließ einspannen und fuhr dahin, suchte die beiden Familien auf, doch all mein Bemühen war umsonst. Die Leute waren außerordentlich freundlich, bewirteten mich mit Kuchen und Wein, doch zur Einwilligung der Abgabe waren sie nicht zu bewegen. Auch selbst, als ich den Vorschlag machte, das Kostüm der Grßzgl. Sammlung zum Geschenk zu machen, half nichts, und ich mußte ohne dieses interessante Kostüm zu meinem Leidwesen den Rückzug antreten. Ich reiste nach *Schopfheim*, stellte mich dem

dortigen Bürgermeister vor und teilte ihm meine Tätigkeit mit. Er machte mich auf eine Familie aufmerksam, die im Besitze einer alten Verönelitracht ist. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß dieses Kostüm nur noch in reichen Familien vorhanden ist. Ich ging in das bezeichnete Haus, daß ein reicher Fabrikant bewohnt. Die Frau des Hauses, eine stolze Dame mit norddeutscher Aussprache, gab mir vornehm, als ich mein Anliegen vortrug, zur Antwort: ‚Wir geben die Kleidung aus Pietät nicht weg. Es sind die Kleider, die die Großmutter meines Mannes als Mädchen getragen hat.‘ Ich bat sie freundlichst, mich das Kostüm sehen zu lassen. Die stolze Dame gab Befehl, es zu bringen. In einer ziemlich zerrissenen Schachtel lagen die Kleidungsstücke.

Der rotbraune Rock war von Motten zerfressen und das Übrige lag zerknittert und nicht mit Pietät in der Schachtel. Ich dankte höflichst für das gefällige Zeigen und bat um Entschuldigung wegen der Belästigung und verließ das vornehme Haus mit dem Gedanken: ‚Arme Großmutter, so wird deiner mit Pietät gedacht.‘ —

Noch eine andere Familie, die mir der Herr Bürgermeister empfahl, besuchte ich. Doch da ging es mir auch nicht besser. Mutter und Tochter waren bereit, doch der Papa sagte ‚Nein‘ und ging zur Türe hinaus. Die Tochter malt und freute sich, daß ich ein Maler bin. Ich versprach ihr ein Ölgemälde von mir in Tausch zu geben, wenn sie ihren Papa bestimmen könne, die Kleidung der Sammlung



Odenwälder Volkstrachten. Nach einer kolorierten Lithographie von Josef Baader um 1840

zu überlassen. Die Tochter klatschte vor Freude in die Hände, auch die Mutter war mit einverstanden, und sie versprachen mir, den Vater zu bestimmen, daß er meinem Vorschlag entgegen kommt und mich mit dem glücklichen Erfolg zu benachrichtigen. Ich ging mit der festen Hoffnung, die noch in gutem Zustand befindliche Verönelitracht endlich zu bekommen. Aber es kam anders. Nach vierzehn Tagen, ich war wieder in Karlsruhe, erhielt ich von der Tochter einen Brief, worin sie mir unter großem Bedauern mitteilte, daß der liebe Papa für Abgabe nicht zu bestimmen ist.

An demselben Mittag reiste ich nach *Hausen*, dem Geburtsort von Hebel. Ich dachte mir, da muß ich gewiß etwas von alten Leuten von der Verönelitracht finden. Dort ging ich in die ältesten Häuser zu den ältesten Leuten, fand aber nirgends etwas von der gesuchten Kleidung.

Ich fuhr wieder nach Schopfheim zurück, ging in einen Kaufladen um mir Zigarren zu kaufen, und erzählte der Frau mein Schicksal mit der Verönelitracht. Zu meiner großen Freude brachte sie mir zwei alte Häubchen, ein Mieder und eine Schürze, die sie mir um wenig Geld überließ. Jetzt hatte ich doch etwas davon.

Nun reiste ich in das Wiesental nach *Schönau* und blieb dort zwei Tage, fand da bei einer Frau einen noch gut erhaltenen rotbraunen Rock und eine Jacke, ein Paar rote Strümpfe und noch ein Häubchen, alles aus der Verönelizeit. Die Frau war nicht reich, hatte aber die Stücke, die von ihrer Mutter stammten, in ihrer Kommode gut aufbewahrt und gab es gerne für die Großhzgl. Sammlung um mäßige Bezahlung. Sie führte mich zu einer anderen Frau, und von dieser erhielt ich das Italienerhalstuch. Jetzt hatte ich meine Veröneli beisammen. Ich war zu glücklich, um mich noch weiter über den Mißerfolg zu grämen und zu ärgern.“

Im Jahre 1894 machte Eckert eine weitere große Reise, die ihn schließlich über Hinter-

zarten, Lenzkirch, Todtnau, Schönau, Bernau auf den Hotzenwald brachte.

„Im Mai 1894 rüstete ich wieder zur Reise. Es hatte mit dem Sammeln von Volkstrachten Eile. Schon waren fremde Sammler im Lande aus der Schweiz, München und Berlin, auch aus dem Elsaß. Meine Reise ging zunächst über Freiburg nach *Kirchzarten*. Hier fand ich Kleidungsstücke, die in früherer Zeit getragen wurden, auch bekam ich eine Volkstracht, die sehr schön ist, hellblauer Schoben aus Samt, das Mieder und Goller reich mit Goldstickerei, dunkelrotem Rock, fein gefaltet. In *Hinterzarten* ebenfalls einen schönen Mädchenanzug, in *Lenzkirch* verschiedene alte Kleidungsstücke, Hauben, hübsche Gläser und Flaschen und Glasbilder. Von *Lenzkirch* fuhr ich nach dem Schluchsee, und von da zurück nach *Kirchzarten*, am andern Tag mit der Post nach *Todtnau*. Hier fand ich nichts, was ich noch nicht hatte. Am andern Tag in der Frühe machte ich eine Fußtour nach *Todtnauberg*. Außer einigen interessanten Hauben fand ich nichts. Volkstrachten sieht man hier in *Todtnau*, *Schönau* wie im ganzen Wiesental keine mehr. Daran sind die vielen Fabriken und die Nähe der Schweiz schuld. In *Schönau* bekam ich noch ein Paar Schneeschuhe, ein altes Schäppel. Am andern Tag fuhr ich auf einem Bernerwägelchen nach *Bernau*, wo ich verschiedenes bemaltes Holzgeschirr einkaufte, das ich durch den dortigen Kaufmann nach Karlsruhe besorgen ließ.

Nun reiste ich über *Wehr* zum *Hotzenwalde* in das *Hauensteiner Gebiet*.¹⁰⁾ Leider sind dort die schönen und malerischen Trachten verschwunden. Ich habe mit großer Zähigkeit elf Ortschaften abgesehen und nur eine einzige gefunden, die noch aus früherer Zeit stammt. Sie gehörte dem längst verstorbenen Bürgermeister in *Buch*, der auch Einungsmeister der Salpeterer war, dessen schon bejahrter Sohn und Tochter mir das vollständige Kostüm nur deshalb überließen, weil es in der Großhzgl. Sammlung aufbewahrt wird. Der Wirt von *Göhrwil* war so freundlich, mich in

all die Ortschaften bis nach Buch mit seinem Wagen zu fahren. Als das Geschäft mit der Hotzentracht abgemacht war, ging ich in das Gasthaus, in welchem mein Führer eingestellt hatte. Da trat ein alter Hotze mit schneeweiß-gelocktem Haar in seiner malerischen Hotzentracht in das Gastzimmer. Ich unterhielt mich mit ihm, und er erzählte mir, daß er im Begriffe sei, nach Basel auszuwandern und seine Tage bei seiner Tochter zu beschließen. Ich sagte zu ihm: „Da brauchen Sie doch die Kleider nicht mehr.“ „Ja freilich brauch ich sie dort,“ erwiderte er. „Gehe ich dort in der Stadtkleidung, sieht mich kein Mensch an, aber in Tracht schaut jedermann auf mich und trinke ich manches Glas Wein, das mich nichts kostet!“ Ich mußte auf den Erwerb verzichten. Es war der letzte Hotze, der seiner Tracht treu geblieben ist. Die Volkstracht der Mädchen ist längst verschwunden, doch ist in der Sammlung ein Kostüm, das Maler Tutti-né vor 25 Jahren gekauft hatte. Die Hauensteiner Tracht stammt noch aus dem Mittelalter und hat sich unverändert bis in die Neuzeit erhalten. Der Mann und Bursche tragen einen schwarzlackierten hohen Hut, der oben spitz zuläuft und mit einem schwarzen, breiten Samtband und großer silberner Schnalle geziert ist, ein gefälteltes Hemd, der Halskragen mit zackigen Spitzen liegt weit über dem kurzen schwarzen Manchesterrock. Dieser hat an der Seite zwei große Laschentaschen. Die rote Weste hat am Halse und untenherum eine grüne und gelbe Bordüre als Salband und deckt Brust und Leib, hat keine Knöpfe oder Haften, wird über den Kopf gestülpt und die beiden Arme an den zu beiden Seiten angebrachten Öffnungen durchgezogen. Die kurzen, weiten Hosen sind schwarz aus dickem Wollstoff, fein gefältelt. Die weißen Strümpfe stecken in niederen Stulpenstiefeln mit roten Schleifen. Früher trugen sie bei festlichen Gelegenheiten Hellebarden. Der Charakter dieser Leute ist verschlossen und trotzig, sie sind an harte Arbeit gewöhnt. Es sind durchgängig kräftige Männer und seit dem Jahre 1806 dem badischen Lande einverleibt.



Markgräfler Mädchen, nach einer Postkarte von Wilhelm Hasemann, um 1890

Die Grafschaft Hauenstein gehörte vordem zu Österreich.“

Die Hauensteiner Tracht war in der damaligen Zeit wohl eine der bekanntesten in Baden. Das lag einmal an politischen Gründen, denn vom Hauensteiner Ländchen kamen die Salpeterer, welche dem Kloster St. Blasien, Österreich und auch noch dem Großherzogtum über lange Jahrzehnte schwer zu schaffen gemacht hatten. Leider kann auf die Salpeterer hier nicht näher eingegangen werden. Auf jeden Fall waren sie im ganzen Lande ein Begriff, und was mit ihnen zusammenhing, verfolgte man mit Aufmerksamkeit. Die Bemerkungen Eckerts, daß der Charakter der Leute verschlossen und trotzig sei, wird durch die historischen Ereignisse bestätigt. Zum andern enthielt die Tracht viele altertümliche Elemente, welche besonders die Maler zu ihrer Darstellung reizte. Hier ist vor allem an das 3,25 Meter lange und 1 Meter

hohe Hauptwerk Tuttinés zu erinnern, die Darstellung der „Goldenen Hochzeit“ vom Umzug des Jahres 1881. Auf diesem Bild sitzt auf dem Wagen das echte Jubelpaar Ebner aus Hütten, voraus marschiert die Hauensteiner Musik, und dem Wagen folgen Hellebarden tragende Hauensteiner, die „Hauensteiner Miliz,“ alle zusammen eine großartige Darstellung der Hauensteiner Tracht. Leider ist das Bild, das dem Markgrafen von Baden gehört, nicht zu besichtigen.

Im Jahre 1895 machte sich Eckert auf den Weg in den Norden des Landes, Tauberggrund und Odenwald standen nun auf seinem Programm. Seine im Tagebuch festgehaltenen Erlebnisse sind gerade auch deshalb wichtig, weil, wenn von Tracht die Rede ist, gemeinhin jeder an den Schwarzwald denkt. Woran liegt das? Vielleicht daran, daß früher das heute längst überholte Wort von „badisch Sibirien“ an Armut und vielleicht Unterentwicklung besonders des Odenwaldes erinnerte, ein Gedanke, der sich mit reicher Tracht schlecht in Einklang bringen ließ. Es stimmte auch, daß im Odenwald mehr arme als reiche Leute wohnten. Wenn man weiß, daß Trachten sich vor allem da entwickelten, wo die ländliche Bevölkerung die zum Trachtennähen benötigten Stoffe selbst herstellte oder das Rohmaterial dazu lieferte und außerdem noch so wohlhabend war, den erforderlichen Gold- oder Silberschmuck hinzuzukaufen, dann wird einsichtig, daß arme Gegenden kein guter Nährboden für die Entwicklung von Trachten waren. So gesehen, wird das Tragen von Tracht und ihr Verschwinden zu einem sozialen Problem, daß es auch ein Problem der Konfession war, zeigt Eckerts Bericht ebenfalls.

„Im folgenden Jahre 1895 im Mai suchte ich den nördlichen Teil des badischen Landes ab. Mein Reiseziel war der *Tauberggrund und Odenwald*. Ich reiste nach *Tauberbischofsheim* und durchstriefte von hier aus die Umgegend von Wertheim bis zur bayrischen und württembergischen Grenze. In *Tauberbischofsheim* fand ich verschiedenes Hausgerät, dar-

unter einen großen rotseidenen Regenschirm mit Fischbeingestell bei einem Antiquar, für die Einrichtung von zwei Odenwälder Bauernstuben alte Gläser und Porzellangeschirr, in *Hochhausen* mehrere Goldhauben und Schmucksachen, in *Wittichhausen* eine Männertracht, in *Grünsfeldhausen* die vollständige Volkstracht eines Burschen. Der Bursche hat einen schwarzen Tuchwams, der am Umschlag des Kragens mit gelben Knöpfen in Form eines Dreiecks von 1—5 besetzt ist, eine rote Weste mit dicht nebeneinander genähten silbernen, kugelrunden Knöpfen, breiten, mit Blumen gestickten Hosenträgern, deren Enden lang unter der Weste auf die gelben Hosen liegen, weiße Strümpfe und silberne Schuhschnallen und trägt einen Dreispitzhut mit einem Blumenstrauß; gewöhnlich hat er eine grüne Porzellanpfeife.

Die Volkstracht der Gauer Mädchen ist die reichste im badischen Lande, sie kostet oft mit Gold- und Silberschmuck 600 Mark, doch wird die schöne Figur dieser Mädchen durch die drei bis vier wattierten Unterröcke und die an den Schultern hochwattierten Ärmel der Jacke (Mutzen) verunstaltet. An Festtagen sowie bei Hochzeiten sind diese Mädchen in ihrem vollständigen Putz.

Ich habe es so eingerichtet, daß ich am Christi Himmelfahrtstage nach *Königsfeld* kam. Es war alles Volk in der Kirche, nur eine ältere Frau war in dem Wirtshause, in dem mein Kutscher einstellte. Ich ging auf Anraten der Frau zur Kirche und stellte mich nahe beim Ausgang auf. Die Kirche steht von der Straße etwas erhöht, und es führen viele Stufen zum Portal. Als der Gottesdienst geendet und die Türe sich öffnete, bot sich mir ein großartig buntes Trachtenbild dar. Wie stolze Pfauen traten die Mädchen heraus, und ich wußte nicht, welche ich in der Anschauung festhalten sollte. Da kam ein Mädchen mit einem smaragdgrünen Mutzen, reich mit Goldverzierung und Gehäng. Sie hatte einen rotbraunen, fein gefälten Rock an, darauf eine grünseidene Schürze mit einer breiten Goldbordüre und bunten Blumen eingewebt. In ih-

ren Händen mit bunten Perlenhandschuhen trug sie das mit Silberfiligran verzierte Gebetsbuch. An dem Mutzen waren zwei Reihen, an jeder Seite fünf, kugelförmige Silberfiligranknöpfe, welche mit Granaten besetzt sind, wovon jeder Knopf fünf Mark kostete. Auf der Brust hingen an feinen Goldschnüren rote Achatherzen und goldene Kreuzchen und vorn an der Taille an einem kleinen goldenen Kettchen ein Maria-Theresien-Taler. Sie hatte große goldene Ohrringe mit je einer Perle. Auf dem Kopfe trug sie eine hohe, spitze, schwarze Seidenhaube mit über handbreiten, langen, schwarzen Moirébändern, deren Enden mit echten, handbreiten Goldfransen verziert waren. Ihr Haar war in zwei Zöpfen aus je zwanzig feinen Strähnen bandartig geflochten über die Ohren hängend am Hinterkopf aufgestellt. Die Strümpfe waren weiß in durchbrochener Stickerei, die niederen Tuchschuhe hatten Rosetten. Ich betrachtete mir diese Mädchen genau, aber gleich darauf kam ein anderes Bild.

Ein Mädchen in einem azurblauen Mutzen und einem rosafarbenen Oberkleid mit dunkelblauer seidener Schürze mit derselben reichen Ausstattung. Nun wurde mir die Wahl schwer. Ich verfolgte mit den Augen die Erste bis zu ihrer nahegelegenen Wohnung und lief der in Rosa mit dem azurblauen Mutzen nach, grüßte freundlich und frug sie, da ich mir dachte, daß sie den Anzug nicht abgeben wird, wo er gemacht wurde. Die Kleidung war, wie sie mir mitteilte, von ihrem Bräutigam, wie es dort Sitte ist. Sie gab mir die Adresse des Kaufmanns, wo die Stoffe gekauft werden, und die der Näherin in Bütthard, welche die Kleider herstellt, ebenso wo man in Würzburg den Goldschmuck kauft. Zugleich sagte sie mir, daß ich einen ganzen Anzug von der Tochter des Bürgermeisters erhalten könne, welche ihrem Bruder, der als Pfarrer nach Bühl kommt, die Haushaltung führen wird und dort die Kleider nicht mehr anzieht. Es war dieselbe, von der ich vorhin so begeistert war. Ich dankte für die Mittei-

lung und ging sofort zum Bürgermeister und zeigte ihm mein Ausweisschreiben.

Ich trug mein Anliegen vor. Er rief seine Tochter, die schon ihren Staat ausgezogen, in weiße Tücher eingeschlagen und in der Kommode aufbewahrt hatte. Sie und ihr Vater waren mit der Abgabe einverstanden, aber die Frau des Bürgermeisters machte Opposition und erklärte, daß sie den Mutzen nicht abgebe, weil er von ihm stamme und ihr Brautmutzen sei. Er fragte sie lachend: ‚Willst Du ihn noch einmal anziehen?‘, und ich erklärt, daß ich ohne den Mutzen den Anzug nicht gebrauchen könne. Zuletzt willigte die Frau ein, und ich erhielt den vollständigen Anzug ohne den Goldschmuck für 100 Mark. Ich packte den Anzug sorgfältig in den Wagenkasten und fuhr noch nach *Bütthard*, suchte die Näherin auf, die mit mir zum Kaufmann ging, um die nötigen Stoffe zu einem zweiten Anzug zu kaufen. Die Haube und die Bänder, sowie die Goldfransen fand ich in einem anderen Geschäft, ebenso auch die Schuhe. Von der Näherin erhielt ich die Perlenhandschuhe, und diese besorgte mir auch von einer jüngeren Frau die Zöpfe. Ich habe genau dieselben Stoffe und Farben ausgewählt wie bei dem Königsfelder Mädchen.

Die Gauer sind sehr vermögende Leute, haben große Güter und einen schönen Viehstand. Das sind die Bauern im östlichsten badischen Frankenland. Der Wirt in Bütthard sagte mir, daß die mit dem rosa Rock in Königsfeld in vierzehn Tagen Hochzeit mit einem Burschen von hier habe, wovon jedes 100 000 Mark in die Ehe bringt.

Am Abend kehrte ich nach Tauberbischofsheim zurück. Unterwegs brach das schon längst drohende Gewitter los, es ging ein Wolkenbruch nieder, der Erde und Steine den Berg herunterwälzte und die Straße so überschwemmte, daß der Wagen so lange stehen mußte, bis das Wasser abgelaufen war. Spät in der Nacht kam ich in Tauberbischofsheim an. Am anderen Tage reiste ich nach *Würzburg*, um den Schmuck zu kaufen, den



Mädchen in evangelischer Festtracht aus Nassig bei Wertheim

ich mit dem Gebetbuch sowie dem Maria-Theresien-Taler für 110 Mark bekam. Am Fronleichnamstag fuhr ich nach *Waldürn*. Da sah ich viele Gauer Mädchen, aber auch solche aus dem Odenwald, deren Heimatorte ich mir aufschrieb. Aber auch aus dem Rheinlande aus der Kölner Gegend und Kurhessen waren Mädchen mit ihren Trachten zugegen. Inzwischen war ich auch in *Wertheim* und fand die so lang gesuchte Uniform des altbadischen Postillons. Von Wertheim ging ich nach *Nassig*. Die Bewohner sind Protestanten und tragen dunkle Kleider. Die Mädchen haben schwarze Röcke und Jacken, weiße Spitzentücher, die mit schwarzen Glasperlen in Schnüren gefaßt und verziert sind. Die Schürze ist rotblau schillernd. In früherer Zeit hatten sie mehr bunte Kleider und Schappel. Die Burschen hatten rote Westen mit weißen Metallknöpfen und gelbe Lederhosen. Jetzt tragen sie schwarze Kleider

mit einem Zylinderhut, sogar schon Vierzehnjährige tragen die Zylinderhüte am Sonntag zur Kirche. Der Kontrast zwischen einer katholischen und protestantischen Gegend ist auffallend. Dort ziehen die Katholiken in ihren bunten Kleidern in fröhlicher Stimmung und lustigem Geplauder aus der Kirche in ihre oft stundenweit gelegenen Wohnungen, die zerstreut im Tale und auf den Höhen liegen, während die Protestanten in ihrem dunklen Anzug still und ernst aus ihrem Gotteshaus nach ihren Wohnungen ziehen. In Nassig habe ich mehrere Kleidungsstücke aus früherer Zeit bekommen und brachte diese Gegenstände, darunter drei Dreispitzhüte, nach Tauberbischofsheim. Hier packte ich meine reiche Ausbeute, wobei auch die Kleidung des Königsfelder Mädchens, die inzwischen von Lütthard angekommen war, in zwei große Kisten und sandte diese nach Karlsruhe. Meine Reise ging



Gautracht aus dem Bezirk Tauberbischofsheim

jetzt in den Odenwald, zunächst nach *Mudau*. Der Odenwald, welcher mehr von armen als von reichen Leuten bewohnt ist, hat wenig mehr von Trachten aufzuweisen. Ich habe den Odenwald in zwanzig Ortschaften abgesehen und nirgends eine vollständige Volkstracht gefunden. Früher, als mehr Wohlstand da war, hatten die Bauern an ihren Röcken und Westen Silbermünzen als Knöpfe, die aber später aus Mangel an Verdienst an Stelle des Geldes abgeschnitten wurden. Um einiges aus früherer Zeit zu bekommen, besuchte ich den Lehrer in der Schule, teilte ihm den Zweck meines Hierseins mit. Der Lehrer forderte die Schuljugend auf, sich zu Hause zu erkundigen, ob nicht von den Großeltern ein Rock, eine lederne Hose, ein Kleid oder Halstuch vorhanden sei. Ich hatte dadurch Erfolg. Es wurden mir ins Wirtshaus, in dem ich mich einquartierte, allerlei Gegenstände aus alter Zeit gebracht, besonders Hauben

und Halstücher, die noch aus Großmutter's Jugendzeit herrührten, auch schöne Tabakspfeifen mit silbernem Beschlag, einen grünen großen Regenschirm mit Fischbeingestell und zwei Dreispitzhüte. In *Steinbach* kaufte ich einen alten Schrank, welcher rot angestrichen und mit bunten Phantasievögeln bemalt ist. In *Strümpfelbrunn* beim Katzenbuckel sah ich auf einem Acker von weitem einen Mann stehen, die Arme ausgestreckt, mit dem Dreispitzhut, der mich wegen seiner Originalität interessierte. Ich ging auf ihn zu und erkannte, daß derselbe als Vogelscheuche ausgestopft und an einem Pfahl aufgestellt war. Der Anzug stammte aus alter Zeit, war aber durch Wind und Wetter in einem Zustand, daß ich ihn seinem ferneren Schicksal überlassen mußte. Ich frug einen Bauern, ob noch ein solcher Anzug zu haben sei. Er bezweifelte dies, doch lebe hier noch ein Schneider, der in seiner Jugend solche Hosen

und Röcke gemacht hat. Ich suchte den Schneider auf, der auch bereit war, dieses Kleidungsstück, wenn auch schon fünfzig Jahre vorüber sind, dennoch herzustellen. Wir gingen in einen Bauernhof und kauften dort den Leinenstoff, der dazu verwandt wurde. Die Hose hat keine Naht an den Beinen, sondern wird von oben bis unten an der Seite zugeknöpft. Der Rock hat an der Seite große Taschen, einen niederen Rockkragen, und es sitzen an der Seite des Rockes große Metallknöpfe, an der roten Weste sind kleinere Metallknöpfe. Ich erhielt diese Kleider nach vierzehn Tagen zugesandt.

Wenn ich auch in dem Odenwald keine reiche Ausbeute gefunden, so habe ich doch einige interessante und wertvolle Gegenstände für die Sammlung gebracht.“

Als Eckert nach neun Jahren seine Sammlertätigkeit beendete, fehlte in den Großherzoglichen Sammlungen keine damals für Eckert erreichbare Tracht Badens. Er schrieb abschließend in sein Tagebuch: „Wenn ich zurückblicke, mit welchem Eifer und Begeisterung ich für die Sammlung gearbeitet und die erworbenen Schätze betrachte, so freue ich mich, wie viele glückliche Momente ich dabei erlebte und alle Mühe und bittere Erfahrungen bleiben vergessen. Ich bin nicht müde und auch nicht überdrüssig, darin noch weiter zu wirken, wenn der liebe Gott mir Gesundheit verleiht, mich der schönen Aufgabe noch weiter zu widmen, um endlich diese interessante Sammlung aufzustellen und dem Volke zeigen zu können.“ Eckert hat über 1000 Inventarnummern zusammengetragen, die Zahl der gesammelten Einzelstücke war weit höher, weil die Volkstracht oft aus 10–12 dazugehörigen Stücken bestand. Vollständiger Raumangel verhinderte die so sehr gewünschte Aufstellung der Sammlung für die Öffentlichkeit. Georg Maria Eckert starb am 2. Januar 1901 in Karlsruhe. In den Badischen Biographien endet seine Vita mit folgenden Worten, denen nichts hinzuzufügen ist: „Persönlich ist Maler Eckert bis in seine letzten Lebenstage eine offene, fröhliche

Pfälzernatur geblieben, eifrig tätig in seiner Kunst, gesunden Urteils, in guten und bösen Tagen immer aufrecht und guten Humors, ein treu besorgter Familienvater, freundlich und dienstfertig gegen jedermann. Bei allen, die ihm im Leben näher traten, bleibt ihm ein dankbares Andenken gesichert.“

Literaturangaben

- Quelle: Georg Maria Eckert, Landschaftsmaler, Tagebuch (1890–1899)
- Sekundärliteratur* und Aufsätze in den Publikationen der Badischen Heimat (MH = Mein Heimatland, EJ = Ekkhart-Jahrbuch, BH = Badische Heimat)
- Badische Biographien, V. Teil, Bd. I, Hrsg. Friedrich von Weech und Albert Krieger, Heidelberg 1906, S. 128–130
- Busse, Hermann Eris, a) Bauer — Städte — Tracht, BH 21, 1934, S. 221, b) Der Schwarzwaldmaler W. Hasemann, MH 26, 1939, S. 299.
- Ebner, Jakob, Die Geschichte der Hotzentracht, MH 18, 1931, S. 21
- Fehrle, Eugen, Unsere Volkstrachten, MH 22, 1935, S. 385
- Fladt, Wilhelm,
- a) Die Bauertracht am Bodensee, im Hegau und auf dem Randen, MH 22, 1935, S. 288
- b) Die Bauertracht des Renchtales, BH 1935, S. 522
- c) Die Bauertracht im Bühlertal, BH, 1935, S. 527
- d) Die Hanauer Volkstracht, BH 1931, S. 70
- e) Die obrigkeitliche Kleiderordnung der Herrschaft Triberg vom 1. April 1748. Eine Studie zur Trachtengeschichte des Schwarzwaldes, MH 21, 1934, S. 321
- f) Schwarzwaldtrachten, MH 21, 1934, S. 293
- g) Die Trachten des Breisgaus und seiner Grenzgebiete, kulturpolitische Betrachtungen, BH 1929, S. 147
- h) Die Volkstracht des Elztales und ihre Wandlung im 19. und 20. Jahrhundert, MH 19, 1932, S. 146
- i) Die Volkstracht des Hotzenwaldes, BH 1932, S. 205
- Graef, Gottlieb, Die Alt-Adelsheimer Frauen-tracht, EJ 8, 1927, S. 50
- Hasemann, Wilhelm, Brief über die Gutacher Tracht, MH 18, 1931, S. 104
- Heid, Hans, Von der Mode zur Tracht. Die Entwicklungsgeschichte des Bauernkleides im Renchtal, BH (MH) 30, 1950, S. 67

Heimberger, Heiner, Trachten im Lumpensack, MH 26, 1939, S. 266

Körber, Paul, Bei der Trachtenstickerei, eine kulturhistorische Schilderung, MH 26, 1939, S. 28

Kolb, H., Die Frauentracht im Markgräflerland, MH 9, 1922, S. 34

Kraus, Alfred Emil, Die St. Georgener Tracht, MH 13, 1926, S. 119

Lauffer, Otto, Die Frauentracht im Renchtal, MH 9, 1922, S. 19

Liebich, Curt, Die Trachten des Kinzigtales, EJ 2, 1921, S. 37, BH 1935, S. 491

Mosseman, Karl, Die Gippentracht der Frauen in Sachsenhausen, BH (MH) 30, 1956, S. 140

Oßwald, Jürgen, Die Insel im Trachtenmeer Badens, es gibt sie wieder (Schutterwald), BH (MH) 63, 1983, S. 109

Ratzel, Friedrich, Glücksinseln und Träume, Heidelberg 1905

Rott, Hans, Zur Badischen Trachtenkunde im 18. und 19. Jahrhundert, EJ 6, 1925, S. 69

Schmitt, Heinz,

a) Volkstracht in Baden, ihre Rolle in Kunst, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in zwei Jahrhunderten, Badenia-Verlag Karlsruhe, 1988

b) Badische Trachtenpflege in Vergangenheit und Gegenwart, BH (MH) 63, 1983, S. 191

Schott Paul, Die Schuttertaler Tracht, BH 1935, S. 467

Vögely, Ludwig,

a) Emma Falk-Breitenbach, der letzten Bollenhutmacherin zum 75. Geburtstag, EJ 1972 S. 173

b) Der Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann, BH (MH) 68, 1989, S. 13

Wagner, Dagmar, Kraichgautracht, BH (MH) 63, 1983, S. 207

Walter, Max,

a) Die Volkstracht des hinteren Odenwaldes, EJ 3, 1922, S. 70

b) Die Volkstracht im badisch-fränkischen Gau, EJ 8, 1927, S. 36

Nicht alle der angegebenen Aufsätze wurden für diesen Beitrag ausgewertet.

Anmerkungen

¹⁾ Schmitt a. a. O. S. 49. Das Buch über die Volkstracht in Baden, das Heinz Schmitt 1988 herausgebracht hat, wurde zu einem Standardwerk der Trachtenkunde. Es bildet die Basis der hier geschilderten Gründe für den Rückgang der Trachten.

²⁾ Ratzel, a. a. O. S. 83

³⁾ Siehe dazu Schmitt, S. 64–68 das Kapitel „Heinrich Hansjakob und die Trachtenpflege, außerdem Vögely a. a. O. b S. 13 ff.

⁴⁾ Busse, a. a. O. S. 221

⁵⁾ Siehe dazu das interessante Kapitel „Landesfürsten und Volkstracht“, Schmitt a. a. O. S. 32 ff.

⁶⁾ Schmitt, a. a. O. S. 37 ff.

⁷⁾ Bad. Biogr. S. 128 ff.

⁸⁾ Rott, a. a. O. S. 69 f.

⁹⁾ Schmitt, a. a. O. S. 60/61

¹⁰⁾ Sehr aufschlußreich ist Schmitt, a. a. O. S. 52, mit den Ausführungen „Die Hotzentracht — ein Exkurs.“

Herrn Direktor Dr. H. Schmitt, Leiter des Stadtarchivs Karlsruhe, sei für die Zurverfügungstellung der Fotos freundlichst gedankt.



Erika Schmidt

Trachten und Trachtenpuppen in Hausen im Wiesental

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Im Januar 1990 fand sich in der Zeitung ein Artikel, in dem berichtet wurde, daß Frau Erika Schmidt in Hausen i. W. in zehn Jahren etwa tausend Frauen das Nähen beigebracht habe. Das Nähen hat Frau Schmidt, gelernte Damenschneiderin, den Frauen von Hausen und Umgebung in Nähkursen im Rahmen des Volksbildungswerkes gelehrt. In dem Bericht wurden die „Bausteine des Erfolges“ angeführt, all das sind Kompetenz, Sinn für Ästhetik, ökonomischer Umgang mit dem Material, das Anleiten zum Nähen ganzer Kleidungsstücke, Bescheidenheit usw. Damit ist die Kursleiterin in einer Weise charakterisiert, die den Erfolg verständlich macht, besonders auch darum, weil Frau Schmidt in diesen Nähkursen auch eine soziale Aufgabe sieht, indem sie bei der Arbeit eine aufgelockerte Atmosphäre schafft und den Frauen Gelegenheit gibt, ihre Probleme zu besprechen.

Was aber den Volkskundler aufmerksam macht, ist, daß die Nähkurse eine außergewöhnliche Erweiterung durch das Anfertigen von Trachten erfahren. Hausen i. W., der Pflege des Andenkens an Johann Peter Hebel natürlich ganz besonders verpflichtet, ist durch die Verleihung der Hebel-Gedenkplakette und des staatlichen Hebelpreises und das große Hebefest, das alle 25 Jahre stattfindet, durch die mit diesen Veranstaltungen verbundenen Um- und Festzüge im ganzen Lande bekannt geworden. Aber was wären diese Festzüge ohne Trachten, der Schüler-Umzug ohne die Vreneli und Hansli! Sie sind ohne diese nicht denkbar. Vor zehn Jahren aber sah es in dieser Beziehung nicht gut aus. Höchstens zehn bis fünfzehn Trachten konnten aufgeboten werden, viel zu wenig also. Und das große Hebefest 1985 warf lange

vorher seine Schatten auf die Vorbereitungen in der Gemeinde. Da wurde Frau Schmidt aktiv. Sie bot Trachten-Nähkurse an, obwohl sie selbst noch nie eine Tracht genäht hatte. Sie war deshalb zunächst auf Hilfe angewiesen und fand diese in der Trachtenberaterin des Bundes Heimat- und Volksleben, Frau Siebler-Ferry. Diese führte einen Informationsabend durch, denn das Nähen von Trachten unterliegt strengen Gesetzen. Der Bund Heimat- und Volksleben hat Richtlinien für die Trachtenpflege und Trachtenerneuerung im Gebiet Schwarzwald-Rheinebene erlassen. Diese wurden 1982 für alle Trachtengruppen des Landesverbandes der Heimat- und Trachtenverbände Baden-Württembergs verbindlich. Diese Richtlinien regeln sehr genau alles, was die Gestaltung der Männer- und Frauentrachten betrifft, bis hin zu den Accessoires, Schmuck, Frisuren usw. Diese strengen Vorgaben müssen eingehalten werden. Dies gilt natürlich auch für die Tracht der ehemaligen oberen Markgrafschaft, die ja schon etwa seit 1820 nicht mehr getragen wird, wenn das historische Vorbild rekonstruiert werden soll. Für Frau Schmidt bedeutete dies intensive Einarbeitung in die Materie, und die Schwierigkeiten gingen bis hin zur Materialbeschaffung. Stoffe, Bänder und dergleichen mußten oft in Freiburg besorgt werden.

Endlich konnte man dann im Trachten-Nähkurs mit der Arbeit beginnen, und seither schneiden und nähen die Frauen unter der Anleitung von Frau Schmidt ihre eigenen Trachten. Mittlerweile sind in Hausen genügend Vreneli- und Hanselitrachten entstanden, sehr viele davon in den Kursen gefertigt. Man kann die Buben und Mädchen nun be-

wundern, wenn sie stolz in ihren originalgetreuen Trachten mit der Hebelmusik durch das Dorf marschieren. Der Präsident des Bundes Heimat- und Volksleben hat einmal gesagt: „Trachtentragen heißt, ein Stück Heimat darstellen.“ So ist es, und deshalb enthalten die Richtlinien für die Trachtenpflege auch Regeln über das Verhalten in Tracht. Das Tragen der Tracht legt dem Träger Verantwortung auf, die ihn dazu auffordert, das Kleid mit Würde und Anstand zu tragen, eine gute Lehre gerade für die Jugend. Der Trachtenträger repräsentiert dazu auch sein Dorf, das von diesen Kursen den größten Nutzen gezogen hat.

Inzwischen sind eigene Trachten-Nähkurse nicht mehr notwendig. Die Frauen nähen die Tracht in den normalen Nähkursen, besonders intensiv im Frühjahr, wenn die Hebelveranstaltungen näher rücken. Frau Schmidt setzt hier manche Stunde freiwillig zu, denn in zehn Abenden sind die Trachten meist noch nicht fertig genäht, und man kann nicht mitten in der Arbeit aufhören. Die Erfahrung zeigt, daß das, was unfertig zu Hause in die Kommode gelegt wird, erst im nächsten Jahr genauso unfertig aus dieser herausgeholt und wieder in den Nähkurs gebracht wird. Eine Folge der ernsten Bemühung um die Tracht war die Premiere der Trachtengruppe Hausen i. W. im November 1985.

Damit aber war die Arbeit von Frau Schmidt für die Tracht noch nicht beendet, sie erhielt eine Fortsetzung, an die sie wohl selbst nicht gedacht hatte. Sie bot einen Bastelkurs an, und die Frauen zeigten ein großes Interesse für das Anfertigen von Puppen und sonstigen Dingen, die selbst gemacht, eben mehr Freude bereiten und auch mehr wert sind. Puppen aber hatte Frau Schmidt auch noch keine gemacht. Und so mußten die neuen-alten Schwierigkeiten wieder gemeistert werden. Um Beispiele zeigen zu können, fertigte Frau Schmidt zunächst selbst die Puppen, die dann im Kurs nachgearbeitet wurden. Das war der Beginn ihrer eigenen Sammlung. Die Idee, im Hebelhaus eine Puppe in Tracht aufzustellen

und zum großen Hebelfest 1985 solche in den Schaufenstern der Geschäfte auszustellen, war der nächste Schritt: Puppen in originalgetreuer Minitracht! Dazu holte man alle gefertigten Puppen zusammen und ordnete sie nach Motiven: der zweite Schritt. So erhielt z. B. die Apotheke eine Puppengruppe, welche das „Seltsame Rezept“ nach der schönen Geschichte Hebels darstellte.

Frau Schmidt hatte ein neues Hobby gefunden. Sie, die schon immer Hebel als Hausfreund hielt und achtete, kam so auf den schönen Gedanken, Puppengruppen in direktem Zusammenhang mit einem Gedicht Hebels zu fertigen und aufzustellen. Nun muß man wissen, daß diese Gruppen eine echte Familien-Gemeinschaftsleistung darstellen. Alles ist von grundauf selbst gemacht: die Puppen, die Trachten, die bis in Detail originalgetreu gearbeitet sind, und alles, was notwendig ist, um den Gedichtstrophen zum Leben zu verhelfen. Dazu gehören Häuser, Treppen, Waren der Marktfrauen von Basel ebenso wie der „Schnidstuehl“, an dem der Hans im „Hexlein“ sitzt oder originalgetreues bäuerliches Gerät. Frau Schmidt selbst ist für die Anfertigung des Puppenkörpers und der Tracht verantwortlich, die Tochter sorgt für den Kopf und das ausdrucksvolle Gesicht, Mann und Sohn für alles, was aus Holz ist. Die Männer im Wiesental können mit Holz und Schnitzmesser umgehen, und so hat manche Puppe einen hervorragend geschnitzten Kopf, von begabten Schnitzern entworfen und aus dem Holz herausgeholt. Prächtige Gestalten sind da entstanden, der Nachtwächter etwa oder der rote Dieter samt Zundelheiner und Zundelfrieder. Diese Gruppen, die Frau Schmidt in ihrem Hause aufgestellt hat, sind eine Augenweide. Da stimmt eben alles zusammen, alles ist bis ins kleinste Detail richtig und am rechten Ort. Alles steht so selbstverständlich da, daß man übersieht, welche Mühe es macht, um nur Körbchen, passende Schuhe und Puppengerätschaften zu beschaffen.

Man bedauert, daß diese schöne Darstellung von Gedichten Hebels nicht wenigstens ab und zu der Öffentlichkeit gezeigt werden kann. Man sollte dies wenigstens dann versuchen, wenn der Hebelpreis verliehen wird und viel Menschen zum Fest nach Hausen kommen. Sie alle hätten ihre Freude an diesen Gruppen und Hausen eine zusätzliche Attraktion.

Und jetzt soll an ein paar Beispielen gezeigt werden, was Frau Schmidt geschaffen hat. Sie können bei der Fülle des Vorhandenen nur ein Ausschnitt sein.

Hebel leitet seine alemannischen Gedichte mit einem Prolog „Einen Freund und der ehrsamem Gemeinde Hausen im Wiesental geweiht“ ein. Mit diesem soll der Reigen der Darstellungen begonnen werden.

Alle Fotos des Aufsatzes: Jörg Vögely, Karlsruhe



*Hoch von der langen schwarzen Möhr herab,
Vom Platzberg her, auf wohlbekanntem Pfad
erschein ich dir, o Freund, den Blumenkranz
dir bringend, den ich jüngst in Wald und Flur
und an der Wiese duftigem Gestad
und um die stillen Dörfer her gepflückt.
Zwar nur Gamänderlein und Ehrenpreis,
nur Erdbeerblüten, Dolden, Wohlgemut
und zwischendurch ein dunkles Rosmarin,
geringe Gabe! doch so gut sie kann,
hat lächelnd und mit ungezwungner Hand
des Feldes Muse sie in diesem Kranz
gewunden, und der reine Freundessinn,
der dir ihn bietet, sei allein sein Wert . . .*



Hier marschieren der Zundelbeiner, der Zumdelfrieder und der rote Dieter auf.



Mit diesen Puppen wird Hebels
berühmtes Gedicht
„Die Marktweiber in der Stadt“ dargestellt:

*I chumm do us's Rotsbere Hus
'sich wohr, 's sieht proper us;
doch isch's mer, sie heigen o Müeih und Not
und allerlei schweri Gidanke,
„Chromet süßen Anke!“
wie's eben überall goht.*

*Jo weger, me meint, in der Stadt
seig alles sufer und glatt;
Die Here sehn eim so lustig us,
und's Chrütz isch ebe durane,
„Chromet jungi Habne!“
meingmol im präperste Hus...*



Nun folgt das liebenswürdige Gedicht
„Das Hexlein“.

Und woni uffem Schriedstuehl sitz
für Basseltang, und Liechtspön schnitz,
So chünnt e Hexli wohlgimut,
und frogt no frei: „Haut's Messer gut?“

Und seit mer frei no „Gute Tag!“
und woni lueg, und woni sag:
„'s chönnt besser go, und Große Dank!“
se wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt, enanderno,
und woni lueg, isch's nümme do,
und woni rüef: „Du Hexli be!“
so git's mer scho kei Antwort meh . . .



Beim Hebelfest in Hausen wird immer zum Abschluß der Hebelpreisübergabe „Freude in Ehren gesungen.“ Frau Schmidt hat von dem Gedicht folgenden Vers dargestellt:

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?

Trinkt 's Blümli nit si Morgetau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?

Und wer am Werchtig schafft,
dem bringt der Rebesaft
am Sunntig neue Chraft . . .



Hebel selbst war ein begeisterter Pfeifenraucher. Und so konnte das Gedicht „Der allzeit vergnügte Tabakraucher“ entstehen. Es folgt die Strophe vom Sommer:

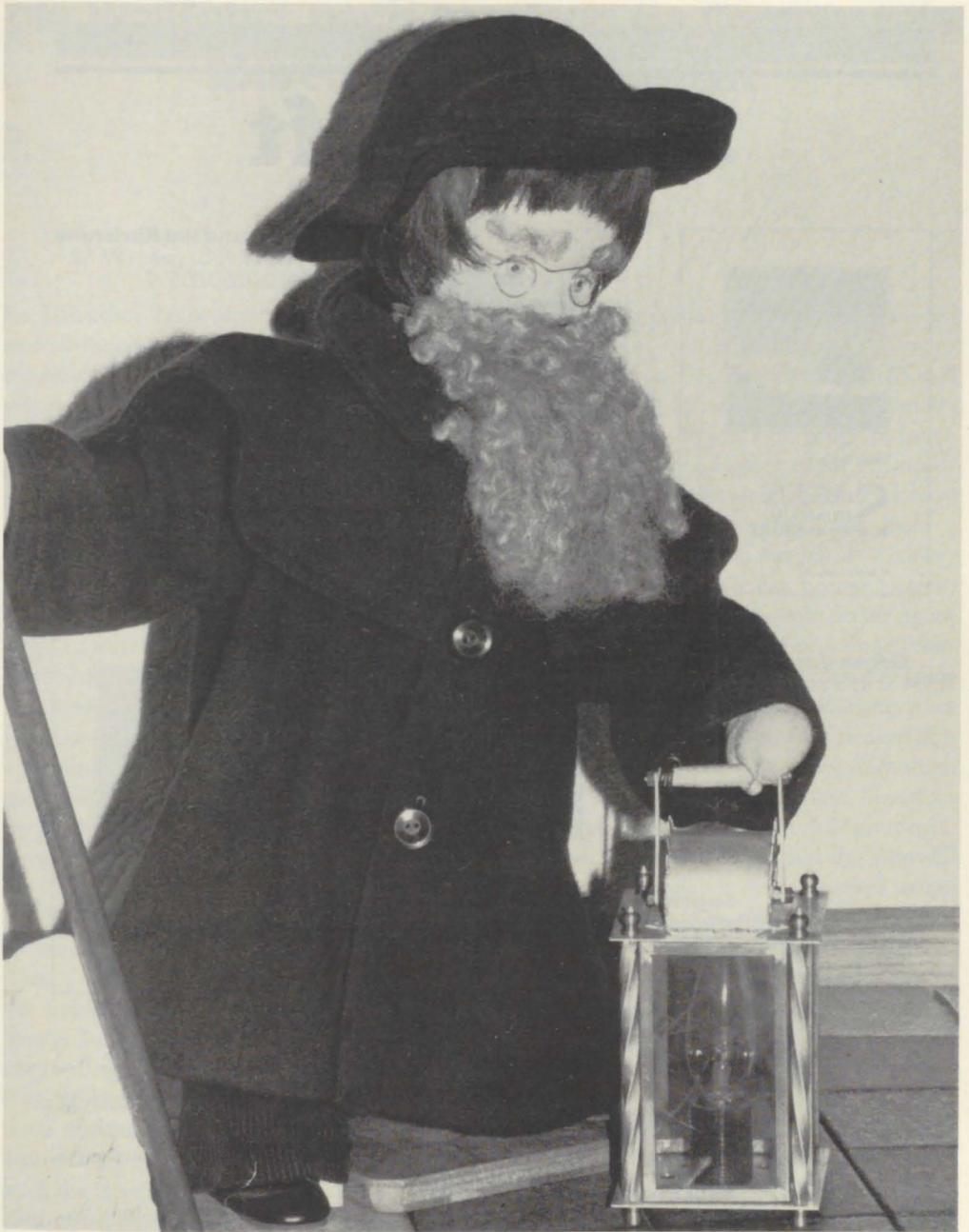
*Volli Äbri, wo me goht,
Bäum voll Öpfel
wo me stobt!
Und es isch e Hitz und Gluet.
Eineweg schmeckt's Pffli guet...*



Das Kätterli erlebt „Die Überraschung im Garten“, wenn der Friederli heimlich Pflanzen und Blumen gießt:

*„Wer sprüzt mer alli Früeih mi Rosmeri?
Es cha doch nit der Tau vom Himmel si;
sust hätt der Mangeld au si Sach,
er stobt doch au nit unterm Dach.
Wer sprüzt mer alli Früeih mi Rosmeri?“*

*Und wenn i no so früeih ins Gärtli spring,
und unterwegs mi Morgeliedli sing,
isch näumis gschafft. Wie stöhn jez reibewis
die Erbse wieder do am schlanke Ris
in ihrem Bluest! I chumm nit us dem Ding...*



Schließen wir die Reihe mit dem „Wächterruf“, der immer eine Mahnung an uns alle bleibt. Die erste und die letzte Strophe bilden den Abschluß der Betrachtungen.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zehni gschlage.
Jez betet, und jaz göhnt ins Bett,
und wer e riebig G'wisse het,
schlog sanft und wohl! Im Himmel wacht
e heiter Aug die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage,
D'Glocke het Drü gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt,
und wer im Friede der Tag erlebt,
dank Gott, und faß e frobe Mueth,
und gang ans G'schäft, und — halt di guet!

Sagenhaft



Ludwig Vögely

SAGEN
RUND UM
KARLSRUHE

G. Braun Karlsruhe



Ludwig Vögely

SAGEN
RUND UM
FREIBURG

G. Braun Karlsruhe

Sagen rund um Karlsruhe
164 S., 40 Abb., geb., DM 32,-
ISBN 3-7650-8051-9

Sagen rund um Freiburg
192 S., 40 Abb.,
geb., DM 32,-
ISBN 3-7650-8062-4

Ludwig Vögely
Sagen des Kraichgaus
184 S., 45 Abb., geb., DM 32,-
ISBN 3-7650-8050-0

Sagen
vom Markgräflerland
164 S., 45 Abb., geb.,
DM 32,-
ISBN 3-7650-8063-2



Ludwig Vögely

SAGEN
AUS DEM
MARKGRÄFLERLAND

G. Braun Karlsruhe



Ludwig Vögely

SAGEN
DES
KRAICHGAUS

G. Braun Karlsruhe

Sagen sind kulturhistorische Zeugnisse und stammen aus einer vergangenen bäuerlichen Welt. Sie bevölkern die Landschaft mit einer Unzahl lokaler Dämonengestalten. Ludwig Vögely hat aus historischen Dokumenten zusammengetragen und nach Orten gegliedert, was es aus diesen Gegenden an Sagenhaftem zu übermitteln gilt.

G. BRAUN **B**
Verlag Bücher

Karl-Friedrich-Straße 14 - 18 · 7500 Karlsruhe 1 · Telefon (0721) 165-0

Die Wallfahrt nach Santiago de Compostela Spuren in unserer Heimat

Helmut Bauckner, Grenzach-Wyhlen

Im Lörracher Heimatmuseum befindet sich eine sehr schöne spätmittelalterliche Holzplastik, die Jakobus den Älteren darstellt (sie stammt aus der Kirche von Rümplingen), im Hof desselben Museums hängt eine Ofenplatte mit der Abbildung eines Santiago-Pilgers. Diese beiden Kunstwerke sollen Anlaß dafür sein, in unserer engeren und weiteren Heimat nach Spuren des mittelalterlichen Jakobus-Kultes zu suchen, aber auch die Wallfahrt nach Santiago de Compostela in ihrer nicht zu überschätzenden Bedeutung für die mittelalterliche Frömmigkeit, Kultur und Kunstgeschichte darzustellen.

Insofern wird dieser Beitrag den Rahmen einer heimatgeschichtlichen Darstellung sprengen. Dies erscheint mir jedoch legitim, da ohne die großen Zusammenhänge die Details unverständlich bleiben.

1. Zur Person Jakobus des Älteren

In Santiago de Compostela wird Jakobus der Ältere, der Sohn des Fischers Zebedäus und der Salome, verehrt. Er wurde mit seinem Bruder Johannes, dem Evangelisten, von Jesus zum Apostel berufen. Wir wissen weiterhin, daß er im Jahre 44 als erster der Apostel unter Herodes Agrippa I. den Märtyrertod erlitten hat. Seit dem 7. Jahrhundert gibt es auch die Überzeugung, Jakobus habe in Spanien missioniert und sei dort gestorben. Andere Überlieferungen berichten davon, er habe zwar Spanien missioniert, sei dann aber wieder nach Jerusalem zurückgekehrt und habe dort den Märtyrertod erlitten. Auf wundersame Weise sei dann sein Leichnam nach Spanien gekommen.

Nach alter spanischer Tradition jedenfalls befindet sich sein Leib in Santiago de Compostela in Galizien. Sein Fest wird am 25. Juli gefeiert. Wichtig für uns ist die Frage, wie es dazu kam, daß dieses Heiligengrab (seine Echtheit wird heute angezweifelt) am nordwestlichsten Zipfel Spaniens im Mittelalter zu solch großer Bedeutung gelangen konnte.

Es war in einer Nacht um das Jahr 812, so berichtet die Legende, als ein Eremit namens Pelagius über einem Eichenhain in Westgalizien einen hellen Lichtschein und Engelschöre wahrnahm (Compostela = campus stellae = Sternfeld; eine andere Erklärung leitet Compostela von *compostum* = Friedhof ab). Da sich diese Erscheinungen wiederholten, ließ der Bischof von Iria Flavia Nachforschungen anstellen. Man fand 3 Marmorgräber; eines erkannte man als das des Apostels Jakobus. Die anderen wurden zwei seiner Gefährten zugeordnet. Wenn aus dem zunächst nur lokalen Heiligtum das mit Jerusalem und Rom bedeutendste Wallfahrtsziel des Mittelalters entstehen konnte, dann rührt dies daher, daß der Legende nach in der Schlacht von Clavijo (843/44 n. Chr.) der heilige Jakobus auf einem Schimmel erschienen sein soll und so die Schlacht gegen die Mauren zugunsten der Christen entschieden hat. Von nun an trägt er den Ehrentitel „*mata moros*“, der „Maurentöter“. So wie die Muslime mit dem Schlachtruf „Mohammed“ in den Kampf zogen, riefen die Christen von nun an „Santiago“ zur Hilfe an. Santiago de Compostela wurde zum geistigen Kristallisationspunkt der Reconquista, der christlichen Wiedereroberung Spaniens. Der Weg zum

Die strasz vnd weylen zu sant Jacob

auß vnd ein in warheyt ganz erfarn
findestu in dysem buchleyn



*Titelblatt der Leipziger Ausgabe des Pilgerführers von König von Vach,
1521*

zeitweise berühmtesten Wallfahrtsort des Mittelalters war offen. Dante schreibt: „Pilger kann man in zweierlei Sinne verstehen; in einem weiteren und in einem engeren, im engeren versteht man unter Pilger nur den, der zum Hause des heiligen Jakob nach Galizien zieht“. So ist es nicht verwunderlich, daß sich bei den Jakobus-Pilgern eine eigene Pilgertracht entwickelt hat.

2. Die Pilgertracht

Betrachten wir unseren Pilger auf der Ofenplatte, der vor allem an den Muscheln auf Hut und Mantel leicht als Santiago-Pilger zu identifizieren ist. Die Venus-Muschel galt für den Reisenden als Ausweis dafür, daß er ein Santiago-Pilger war, sie war Zeichen der Unverletzbarkeit, Schutz und Geleitbrief.

Für den Ursprung dieses Symbols finden sich mehrere Erklärungen. Im Codex Calixtinus, einer Beschreibung der Pilgerfahrt aus dem 12. Jahrhundert, wird das Muschelsymbol so erklärt: ein Ritter, der von seinem durchgehenden Pferd ins Meer gezogen wurde, fand durch die Fürbitte des Apostels Rettung. Als man den Unglücklichen aus dem Wasser zog, war er über und über mit Muscheln bedeckt. Bei der Interpretation der Jakobsmuschel sollte jedoch nicht vergessen werden, daß das Muschelsymbol auch in anderen Kulturkreisen auftaucht. Bei den Buddhisten z. B. gilt es als Zeichen für gutes Geschick und glückliche Reise, bei den Griechen steht es für die Geburt der Venus. In der koptischen Kirche ist die Muschel Symbol der Auferstehung. Eine Theorie besagt, daß die Reliquien des heiligen Jakobus über das Kloster Raithiu (Sinai) und das ägyptische Alexandria nach Galizien gekommen seien. Ein Zusammenhang mit der koptischen Muschelsymbolik wäre so leicht herzustellen. Die Muschel, ein Symbol für das Leben?

Eine Erklärung, die nicht von der Hand zu weisen ist, denn der Pilger mußte sich lossagen von seinem bisherigen Leben, vertauschte sein Alltagsgewand mit der Pelerine (pèlerin, französisch = Pilger), dem weiten Mantel

unseres Pilgers auf der Ofenkachel, ja er schrieb sogar sein Testament, bevor ihn der Priester mit dem Segen entließ. Er machte sich auf den Weg, um ein neues Leben, ein geistliches Leben zu beginnen. In der Hand trägt er den Pilgerstab, der ihm nicht nur als Stütze dienen wird, sondern auch dazu, die wilden Tiere zu verjagen. Der ausgehöhlte Kürbis an seinem Stab (fehlt in dieser Lörracher Darstellung) wird mit Wasser gefüllt. Die Vorräte, die er auf seine lange Reise (etwa 1800 bis 2000 km von Basel aus) mitnehmen wird, sind spärlich. In der Umhängetasche hat nicht viel Proviant Platz. Daß er eine Art Rosenkranz, eine Paternosterschur bei sich trägt, mag damit zusammenhängen, daß es Brauch war, den Pilgern Ringe und Steine und eben solche Gebetsschnüre mitzugeben. An allen Orten, wo sich wertvolle Reliquien befanden, sollte er diese damit berühren, um sie so zu weihen und wertvoller zu machen. Ein Verhalten, das mittelalterliches Denken sehr gut veranschaulicht.

3. Die Pilgerwege nach Santiago de Compostela

Wie ein Spinnennetz überzogen die Pilgerwege die Landkarte des Mittelalters. Es würde in diesem Zusammenhang zu weit führen, alle Routen und Stationen aufzuführen. Konzentrieren wir uns also auf die wichtigsten. Für die niederdeutschen Pilger war Aachen ein bedeutender Sammelpunkt, dies sicherlich nicht von ungefähr, war doch das Grab des Apostels während der Regierungszeit Karls des Großen entdeckt worden; außerdem soll dieser Kaiser zu den ersten Pilgern gehört haben. Von hier aus führte der Weg meist über Paris (Tour St. Jacques), Chartres, Tours, Poitiers, Bordeaux, dann über die Pyrenäen (Roncevalles — der Ort von Rolands Tod) bis nach Burgos. Von dieser Königstadt aus ging es dann westwärts den „camino frances“, den fränkischen Weg, über León nach Santiago. Ein Großteil der oberdeutschen Pilger sammelte sich in Einsiedeln, von wo aus die heilige Straße über Savoyen und das Rhône-Tal



Spätmittelalterliche Holzplastik des Hl. Jakobus d. Ä. aus dem Lörracher Heimatmuseum. Ursprünglich stand diese Plastik in der Kirche von Rümplingen

nach Arles führte. St. Gilles, St.-Guilhem-le-Désert waren wichtige Stationen auf dem Weg nach Toulouse. Bevor man die damals gefährliche Überquerung der Pyrenäen in Angriff nahm, traf man sich in Ostabat, heute ein verschlafenes Bauerndorf, damals ein pulsierender Treffpunkt der Wallfahrer mit Wechselstuben und Pilgerherbergen. Auch

für diese Pilger war Burgos der letzte Treffpunkt, bevor man sich nach Westen wandte, in Richtung Santiago.

Die Pilger unserer Gegend dürften teils den Weg durch die Burgundische Pforte, teils über Fribourg, Genf gezogen sein. Nicht vergessen seien zwei wichtige, auch heute noch für jeden Frankreich-Reisenden äußerst ein-



Ofenplatte aus dem 19. Jahrhundert (Heimatmuseum Lörrach); sie stellt einen Santiago-Pilger in seiner typischen Tracht dar

drucksvolle Ausgangspunkte: Vézelay in Burgund und Le Puy in der Auvergne. Vom Turm der Kirche St. Madeleine (Vézelay) schweift der Blick weit nach Süden; manchem Pilger mag es angst und bange geworden sein, wenn er an den Weg dachte, der noch vor ihm lag. 30 Tage waren es zumindest. Die Erinnerung an Magdalena, die große Büsserin, der

diese Kirche geweiht ist, mögen ihm Kraft gegeben haben, denn Pilgerschaft verstand man im Mittelalter als Bußübung. Bitte um Wunder war eine Idee des Barock. Wer den Pilgerweg heute auf Schusters Rappen erwandern will, wähle als Ausgangspunkt Le Puy. Von hier führt, gut markiert und in einem französischen Wanderführer detailliert be-

Die strasz vnd meilen zu sant Jacob vß vnd yn in war- heit ganz erfahren findstu in diesem Büchlin.



*Titelblatt der Straßburger Ausgabe des Pilgerführers
von König von Vach um 1500*

schrieben, der Pilgerweg über Conques, Cahors und Moissac bis an den Pyrenäenrand. Erlebtes Mittelalter, so könnte man diese Wanderung überschreiben.

4. Begleiter und Stationen

Leben bedeutet in der christlichen Theologie, unterwegs sein, unterwegs zu einem klar umrissenen Ziel. So ist die Pilgerschaft ein Abbild gelebten Christentums. Wer unterwegs

ist, muß aber auch Station machen, nicht nur, um physische Kraft zu sammeln, er muß auch verweilen, um sich innerlich mit seinem Weg auseinanderzusetzen. Der Weg nach Santiago bot dem Pilger eine Fülle solcher Meditationspunkte an, und es fällt hier schwer, eine Auswahl zu treffen. Eines ist allen diesen Stationen — den bedeutenden und den unbedeutenden — gemeinsam. Sie konfrontieren den Menschen mit der Heilsgeschichte, bzw. mit

vorbildhaften Menschen, die vor ihm den Weg erfolgreich beschritten haben.

Vier Begleiter sind es vor allem, die immer wieder auftauchen. An erster Stelle natürlich Jakob der Ältere, dann die Büsserin Magdalena — Vorbild des Pilgers, der die Pilgerschaft als Bußübung betrachtete — St. Fides, eine frühchristliche Jungfrau, die ihr Leben für ihren Glauben gab und Rochus, ein mittelalterlicher Heiliger, der sich vor allem um die Betreuung der Pestkranken verdient gemacht hat und selbst an dieser Geisel des Mittelalters erkrankte. Immer wieder begegnet der Pilger in Kirchen und Kapellen am Wegesrand diesen Heiligen. In Vézelay ist es der Magdalena-Kult, der die Pilger anzog und mit dem großartigen Tympanon der Geistaussendung und den theologisch so aussagekräftigen Kapiteln in die Heilsgeschichte einführt. In Conques (Auvergne) erinnert die in eine Goldbüste gefaßte Reliquie der heiligen Fides und das überwältigende Tympanon des Jüngsten Gerichtes den Gläubigen an die letzten Dinge. In der vergeistigten Form der Apokalypse öffnet das romantische Hauptportal von Moissac den Blick für das Jenseits. St.-Guilhelm-le-Désert im Languedoc, gegründet durch den Enkel Karl Martells und durch Karl den Großen mit einer Kreuzesreliquie ausgestattet, fordert den Wanderer sehr konkret auf, auch weiterhin in der Nachfolge Christi zu bleiben. Auf spanischem Boden begegnet der Pilger schließlich einer Fülle von Marienheiligümern, denn der Legende nach war es Maria, die den Apostel Jakobus während seines Aufenthaltes in Spanien dazu aufgefordert hat, den Westen Spaniens aufzusuchen. Die Kathedrale von Saragossa erinnert an dieses Ereignis.

Das Erreichen der letzten Station dieser Wanderschaft war von speziellen Riten begleitet. Bevor man zu Fuß in die Stadt Santiago einziehen konnte, das galt auch für diejenigen, die zu Pferd gepilgert waren, unterzog man sich einer gründlichen Waschung, von den Pilgern sicher nicht nur als äußere Reinigung verstanden, und schnitt sich die Haare.

War man in einer Gruppe gereist, umarmte man sich und sang das Te Deum. Am Abend zog man dann, nachdem man sich neu eingekleidet hatte, in Santiago ein. Die alten Kleider wurden, sicherlich auch aus hygienischen Gründen, auf dem Dach der Kathedrale verbrannt. Dann erst konnte man das Heiligtum durch die Porta de la Gloria betreten. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts, überfüllt mit bildlichen Eindrücken, können uns wohl kaum vorstellen, was der mittelalterliche Mensch vor diesem überwältigenden Kunstwerk des Meisters Mateo empfunden haben mag. Auf einer Säule thronend, die den Stammbaum Jesu darstellt, empfängt der Heilige den abgekämpften Pilger. Ehrfurchtsvoll legt dieser seine Hand an diese Säule, um auszudrücken, daß er sich einreihet in die Zahl der Gläubigen. Den Blick nach oben gewandt, empfängt ihn mit strengem, aber zugleich liebevollem Blick Christus, umgeben von den 4 Evangelisten und wunderbaren Engelsgestalten, die die Symbole der Passion tragen. Das ikonographische Programm erinnert an Moissac. Wieder ist es die Szene aus der Apokalypse des Johannes, Kapitel 4. Die Verwandlung war vollzogen, man kehrte mit dem festen Willen nach Hause zurück, ein neues Leben zu beginnen.

5. Spuren in unserer Heimat

Die Spurensuche in unserer engsten Heimat ist sehr mühsam, da die Erinnerung an diesen Heiligenkult verblaßt ist.

Basel und Umgebung

Beginnen wir in Basel, in St. Jakob an der Birs. Dort wurde um 1250 ein Siechenhaus gegründet, dessen Kapelle sicherlich nicht aus Zufall dem Apostel Jakobus geweiht wurde. Es war die Zeit, als die Santiago-Wallfahrt auf dem Höhepunkt stand und außerdem durch die Kreuzzüge (die militante Form der Auseinandersetzung mit dem Islam) der Ausatz bei uns eingeschleppt wurde. Auch andere, von ansteckenden Krankheiten heimge-



Die der romanischen Fassade vorgebaute Barockverblendung der Pilgerkirche von Santiago de Compostela

suchte Bürger, sollten hier Unterkunft finden. Dieses Siechenhaus war eine notwendige Ergänzung des Spitals, das in erster Linie die Aufgabe hatte, die Unvermögenden und Armen aufzunehmen. Leprosenhäuser finden wir rings um Basel, so unter anderem in Liesstal, Rheinfelden, Laufenburg, Waldshut, Eimeldingen, Hüningen und Bellingen. Für

Grenzach und Wyhlen hat Dr. Richter anhand der Flurnamen solche Häuser nachgewiesen. In einer Wyhlener Urkunde aus dem Jahre 1313 ist von einem „malatzhus“ die Rede. Malatz oder auch Malz (siehe Malzgasse in Basel!) leitet sich aus dem Lateinischen von malatia her und war eine geläufige Bezeichnung für die Aussätzigen. Auch von Malatz-

brunn, Malatzbaum und Malatzgraben ist in alten Wyhlener Urkunden die Rede. Alle diese Flurnamen sind in der Nähe des Altrheins angesiedelt, so daß mit Sicherheit angenommen werden kann, daß dort zwischen der heutigen Bahnlinie und dem Rhein, weit außerhalb des Ortes, das Siechenhaus stand. Dasselbe gilt vom Grenzacher Malatzhaus, das in einer Urkunde von 1408/14 „Malatzen Hus an dem Horne“ genannt wird. Es dürfte also in der Nähe des Rebhauses, heute Black Bottom, gelegen haben (Erhard Richter, Die Flurnamen von Wyhlen und Grenzach S. 126, 224, 246).

Die „armen, verschmähten Kinder“ zu St. Jakob bildeten ausgangs des Mittelalters eine Bruderschaft mit den obengenannten Häusern. Wer in ein solches Haus eintreten wollte bzw. mußte, ließ alle Freuden und Rechte des Lebens für immer hinter sich; das, was er an Vermögen mitbrachte, fiel nach seinem Tode der Anstalt zu. Auswärtige fanden nur dann Aufnahme, wenn sie so viel zahlen konnten, daß dem Siechenhaus daraus Nutzen erwuchs. Eine Aufnahme um Gottes willen, wie beim Spital, kam nicht vor, eine Einkaufsgebühr von 5 Pfund war zumindest zu entrichten. (Rudolf Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel, Band II, 2, Seite 934). Neben diesen Einkünften standen dem Haus vielfältige Schenkungen zur Verfügung, außerdem war am Haus selbst ein Opferstock aufgestellt. Auch die sogenannten Elendsbruderschaften, oft dem Jakobus oder Sebastian geweiht, trugen zur finanziellen Unterhaltung dieser Häuser bei. Im Jahre 1480 wird beim Leonhardsstift, das ursprünglich Sitz des Leprosenhauses war, die Elendsbruderschaft des Jakobus neu organisiert. Die Mitglieder solcher Bruderschaften gelobten sich gegenseitige Fürsorge in Notzeiten, betreuten die Elendsherbergen und Spitäler, verabreichten Spenden in Naturalien und Geld, sorgten für ein würdiges Begräbnis und ließen außerdem für die verstorbenen Mitglieder Seelenmessen lesen. Auch fremden und heimatlosen Bruderschaftsmitgliedern wurden diese Wohlta-

ten gewährt. Die Jakobsbruderschaft Basel nannte sich auch „die Brüder am Graben, die Brüder auf dem Berg“. Mit den Brüdern auf dem Berg sind die Bewohner des Kohlenberges gemeint, die fahrenden Leute. „Brüder der Stadt Basel“ nannten sich die Geistlichen, die Weltlichen, die Edlen und Unedlen, die Reichen und die Armen. Beide Gruppen zusammen bildeten die Bruderschaft. Immer am St.-Jakobs-Tag, dem Tag der Kohlenberg-Chilbi, hielten sie im dortigen Haus ihre Versammlung ab. (Wackernagel, II, 2, Seite 861). Die Pestkranken der großen Epidemie von 1348 (14 000 Tote) konnten von diesen Bruderschaften und dem Siechenhaus sicherlich nicht alle betreut werden. Interessant in diesem Zusammenhang ist, daß 1348 in Venedig zum ersten Mal eine Art Paß verlangt wurde als Nachweis dafür, daß man nicht aus einem Pestgebiet kam. Das erste deutsche Seuchengesetz wurde daraufhin 1376 in Basel erlassen. 1444, in der berühmten Schlacht gegen die Armagnaken, wurde die Anlage von St. Jakob stark zerstört. So wie sich die Siechenhäuser heute darstellen, stammen sie aus der Zeit um 1570/71, die Kapelle wurde in späteren Jahren umgestaltet. Da die Wallfahrt nach Santiago de Compostela im Mittelalter häufig als Pestwallfahrt verstanden wurde, soll noch etwas ausführlicher über drei Heilige berichtet werden, die immer wieder in diesem Zusammenhang auftauchen. Als erster sei der heilige Rochus erwähnt, der ebenfalls im Lörracher Museum vertreten ist. Er wird fast immer als Jakobus-Pilger dargestellt. Der Lörracher Rochus gehört zu den ganz typischen Rochus-Darstellungen. Mit der rechten Hand zieht er sein Gewand hoch, mit der linken deutet er auf eine Pestbeule. Von Rochus wird berichtet, daß er gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Montpellier geboren wurde. Als junger Mann hat er seinen gesamten Besitz an die Armen verteilt und dann eine Pilgerreise nach Rom unternommen. Dort soll er, da Italien gerade von einer Pestepidemie heimgesucht wurde, viele Kranke gepflegt haben und angesteckt worden sein.

Er sei dann in die Einsamkeit eines großen Waldes geflohen, wo ein treuer Hund ihm jeden Tag Essen gebracht habe. Ein Engel, so die Legende, habe ihm dann die Gesundheit zurückgegeben. Deshalb wird Rochus meist auch mit Hund und Engel dargestellt. In seine Heimat zurückgekehrt, wird er der Spionage verdächtigt und ins Gefängnis geworfen. Dort hat er heiligmäßig gelebt. Nach seinem Tode wurden seine Reliquien in alle Welt verteilt und sollen viele Wunder gewirkt haben. Da diese Wunder hauptsächlich in Zusammenhang mit Pesttheilungen stehen, wird Rochus mit der Santiago-Pilgerschaft in Beziehung gebracht. Seit dem 15. Jahrhundert zählt er zu den 14 Nothelfern.

Auch der heilige Jodokus (auch St. Joost genannt), er lebte im 7. Jahrhundert als Einsiedler in der Picardie, wird im Mittelalter als Pestheiliger verehrt und so in Zusammenhang mit der Jakobus-Wallfahrt gebracht. Das belegen sehr anschaulich die Fresken in der Jodokus-Kapelle in Überlingen, die die wunderbare Errettung eines Santiago-Pilgers darstellen. Die Kapellen im Joostal (von Jodokus-Tal) bei Neustadt, in Niedergebisbach und Wittenschwand geben Zeugnis von der Verehrung dieses Heiligen in unserer weiteren Heimat.

Ein dritter Pestheiliger soll nicht unerwähnt bleiben, ein Heiliger, der uns allen durch viele Darstellungen bekannt ist: Sebastian. Als ehemaliger Offizier der kaiserlichen Leibgarde hat er im 4. Jahrhundert unter Diokletian den Märtyrertod erlitten. Die Paternoster-Schnur aus Gelterkinden (Baselland), auf die wir später noch zu sprechen kommen werden, belegt den Zusammenhang des Sebastiankultes mit der Jakobus-Wallfahrt.

Welche Auswirkungen die Pestseuchen des Mittelalters hatten, wird sehr anschaulich von Johan Rudolff Klauber in seinem Büchlein „Nachtigall“ aus dem Jahre 1751 dargestellt: Gemeine sterbend in der Statt Basel.

Nun wollen wir auch hören wie Gott der Herr, diese Statt durch sein gerechten Zorn mit der Pestilenz und anderen Süchten

schröcklicherweiß heimgesucht, und sein Zorn sehen lassen.

Anno 1089 ware ein so grosser Landsterbend nit allein im Teutschland, sonder auch begreiff Burgund und Franckreich, daß an disen und anderen enden, mercklich viel Volck darauff gieng, viel Dörffer und Fläcken starben bey nahem gar auß. Hie in Basel und an anderen enden machte man grosse gruben und legte die Todten hauffenweiß auff einander, daß man die Zahl nit wol beschreiben mochte.

Anno 1314, war abermahl ein mächtiger Landsterbent, am gantzen Rheinstrom, welcher in allen Stätten und Fläcken ein grosse anzahl Menschen hinzucket, also daß zu Basel starben 14 000. Menschen, zu Straßburg auch so viel, zu Speyr 9000. zu Worms 6000. zu Mentz 16 000. darauff dann auch ein erschrockliche Thewrung gefolgt im gantzen Teutschlandt, daß man die Früchten weitnuß herführen mußte, und ward die noth so groß, daß an etlichen orthen di Cörper von Hochgerichten genommen und gessen wurden.

Anno 1349, ware ein so mächtiger Landsterbend in aller Welt, under Christen, Juden und Heyden, daß man vermeinte der dritte theil der Welt were dahin gestorben, an vielen enden und orthen wurden viel Stätt, Schlösser, Flecken und Dörffer bey nahem außgestorben und zu grund gericht. Zu Basel starben und vergiengen uber 14 000. Menschen, und bleiben vom Eschemer Thor an biß zum Rhein thor beyder seyten nur drey Ehen ganz.

Anno 1439, in dem werenden Baßler Concilio regierte den gantzen Sommer hindurch, die Pest so erschrocklich, daß viel herrliche Leuth, hoch und niderstandts, Geistlich und Weltliche, sonderlich viel von dem Concilio, Prälaten standts, dahin starben, da doch die ubrigen das Concilium nit wolten trennen, sonder demselbigen biß zu endt außwarten. In Hundstagen der größten Hitz ware dise Sucht am strengsten, dann selten ein stund vergieng, daß nicht ein Leicht daher getragen ward, das Sacrament und letste Oelung kam

nimmer ab der Gassen, auch gar nahe kein Hauß in der Statt, vor der Sucht außgienge, also daß vast alle Häuser traurens, weinens und leidtragens voll waren: das Volck fiel dahin, wie die Bletter angednts Winters von den Bäumen fallen. Und griffe diese Sucht so mächtig umb sich, daß so einer gesund auff der Gassen dem andern begegnete, er hernach über wenig stunden in dem grab lage, also daß die Kirchhöfe aller außgegraben, und man bey den Pfarrkirchen löcher graben mußte, und die Todtenleib auff einander legen mußten, und also vergraben. Im grösten sterbet vergiengen zu Basel alle tag bey 100. Menschen.

Im 1502. Jahre erhub sich aber ein Pestilentzische Sucht, welche allein in der Statt Basel regierte, und bey 5000. Menschen hingenommen, von selbiger Sucht, sind etliche Geschlechter gar außgelöscht worden.

Diese Schilderung kann uns, so glaube ich, verständlich machen, warum die Menschen des Mittelalters, wehrlos dieser Seuche ausgesetzt, zu allen Mitteln gegriffen haben, um von dieser Plage befreit zu werden.

Häufig wurde auch ein Gelübde für eine Wallfahrt nach Santiago de Compostela gemacht. Oft jedoch konnte ein solches nicht eingelöst werden, für den mittelalterlich denkenden Menschen eine schwere seelische Belastung. Manche Testamente der Zeit berichten deshalb davon, daß das Versprechen von den Kindern erfüllt werden wird (siehe Mirakelbuch des Kunz Kistner). War auch das nicht möglich, so konnte die geistliche Obrigkeit eine Ersatzlösung anbieten. So wissen wir z. B., daß Papst Leo X. am 21. August 1517 dem Basler Bischof mitteilt, daß all jenen, die ihr Gelübde bis jetzt noch nicht einlösen konnten, angeboten wird, bei der Öffnung des Grabes der heiligen Hunna in Hunnawehr (Elsaß) ihr Versprechen zu erfüllen.

Daß in Basel ein Treffpunkt der Pilger war, wahrscheinlich auch über die Zeit der Reformation hinaus, beweist einer der Merian-Stiche von Basel, wo in der Nähe der Peterskir-

che eine „Pilger- und Elendenherberge“ verzeichnet ist. „Elend“ muß nicht unbedingt im heutigen Sinn verstanden werden, hat sich doch zum Teil bis ins 18. Jahrhundert der ursprüngliche Wortsinn elend = fremd erhalten. Aber wie elend in unserem Sinn es den Pilgern oft gegangen sein muß, verdeutlichen die Rechte, die ihnen bereits im Codex Calixtinus verbrieft wurden: Anrecht auf Pflege im Krankheitsfall, Recht auf eine gute Beerdigung, das Recht, daß die Pilgerschuhe auch am Sonntag geflickt werden durften. Auch Lebensmittel standen dem Pilger zu: Brot, Käse, Fleisch und Wein. Allerdings konnten diese Rechte nicht immer gewährt werden, denn zeitweise waren es zu viele Pilger, und außerdem wurden vor allem gegen Ende des Mittelalters diese Privilegien von Landstreichern und Tagedieben mißbraucht. Coquillard (abgeleitet aus dem französischen Wort coquille = Muschel) wurde zum Schimpfwort. So weiß man, daß die Freiburger Behörden 1565 Pilger nur noch dann verköstigt haben, wenn sie nachweisen konnten, daß sie im letzten Jahr nicht durch die Stadt gezogen waren. In den Basler Chroniken (3. Bd. Seite 560/561) finden sich zwei sehr schöne Belege dafür, wie die Pilgerschaft gegen Ende des Mittelalters pervertiert wurde. Zwei Begriffe der Gaunersprache, des Rotwelsch, lassen deutlich einen Zusammenhang mit den Pilgern erkennen:

Kamerierer

Item es singt ouch etlich, die da zeichen an ihren hüten und kugelhüten tragen, besunder Römische fronecken, muschellen und ander zeichen, und gitt ye einer dem andern zeichen ze kouffende, da man wenen sölle, sie sient an den stetten gewesen, davon sie die zeichen tragen, wieviel sie doch noch nie dar kament, und betriegent die lüte damitte, und das heissent kammerierer.

(Wahrscheinlich abgeleitet von lat. clamare = schreien, herbeirufen)

Hantblinden

Item es sint ouch etlich blinden, die geblindet sint von ir missetat oder boszheit wegen, die in den landen wandelent und die gemalten tafeln vor den kilchen zöigent, und tünd sich usz, wie sie ze Rome, zü Sant Jacob und andern verren stetten gewesen sient, und sagent von grossen zeichen, die da beschehen, daz doch alles ein betrügnisse und ein beschisz ist. Einen der interessantesten Belege dafür, daß auch in unserer Heimat der Jakobus-Kult verbreitet war, brachten die Ausgrabungen in der Kirche von Gelterkinden zutage. Wir erinnern uns an die Pilgerdarstellung auf der Lörracher Ofenplatte. In der linken Hand hält der Wallfahrer eine Perlenkette, die an einen Rosenkranz erinnert. In einem Grab der Gelterkinder Kirche wurde eine solche sogenannte Paternosterschnur gefunden. Sie war eine Grabbeigabe für eine vornehme Dame, die zwischen 1530 und 1540 hier bestattet wurde. Die Kette besteht aus 37 durchbohrten Kugeln, einem kegelförmigen Stück und einer Gagatperle. Auf den drei abgeplatteten Seiten dieser Perle ist jeweils eine Jakobsmuschel eingeschnitzt. Bis zum heutigen Tag werden in Santiago Wallfahrtsmuscheln aus Gagat, einer Kohleart, die auch schwarzer Bernstein genannt wird, angeboten. Zwei weitere Einschießel kennzeichnen diese Paternosterschnur: eine Münze Kaiser Maximilians I. und eine Silberstatuette des heiligen Sebastian. Diese Sebastian-Darstellung deutet darauf hin, daß es sich bei diesem Fund höchstwahrscheinlich um ein Pestamulett gehandelt hat, haben wir doch bereits gehört, daß Sebastian neben Rochus und Jodokus als Pestheiliger angerufen wurde. (Jürg Ewald, die Ausgrabungen in der Kirche zu Gelterkinden S. 277 ff.).

Basler Pilger

Aus den Chroniken der Stadt Basel erfahren wir von folgenden Pilgern:

1447 bekehrt sich Nikolaus von Eger, der Folterer von Basel, und unternimmt eine Buß-

und Sühnewallfahrt nach Santiago de Compostela.

1466/67 sind die Köche des Bischofs Johann unterwegs nach Santiago.

Hans Kilchmann, der Sohn des zeitweiligen Bürgermeisters von Basel, Ludwig Kilchmann, war ein ganz eifriger Wallfahrer. In einer Urkunde lesen wir:

Item ich Ludwig Kilchmann han min frouwen genomen am zinstag vor sant Marttis tag im 68 jor. — Was sy in ihrem alter 19 jor, do ich sy nam. (8. Nov. 1468)

Item min frouw is genessen minsz suns Hanszen uf mentag noch der alltten fasnacht im 70 jor. (12. März 1470)

Item min frouw sellig ist gestorbben uf sant Ullrichs tag im 99 jor. (4. Juli 1499)

Item uf donstag for dem meitag im 96 jor ist her Hansz min sun zü dem Helgen Grab gefaren, und ist wider komen uf sunentag for sant Kattrinen tag, öuch im 96 jor; macht 29 wugen und 3 tag. Und ist zü Jeruszlem uf die zit ritter geschlagen. (28. April — 20. Nov. 1496)

Item uf mentag noch unszy frowen tag der liechmesz im 99 jor ist her Hansz zü dem feren Sant Jocop riten, und ist 19 wugen uszegesin. (4. Feb. 1499)

Item her Hansz ist geritten uf zittag noch sant Franciscus tag im 1500 jor gon Rom in das jubbeljor, und ist 12 wuge underwegen bliben. (6. Okt. 1500)

Item her Hansz und ich sind mit einander geritten zü unszy frowen gon Ocht (Aachen), und uf die selbi zit ouch gon Anttorf (Antwerpen) in die mesz. (Basler Chronik, 6. Bd., Seite 443)

Interessant in diesem Zusammenhang ist, daß die Ehe des Hans Kilchmann kinderlos blieb. Die Santiago-Pilger-Reise könnte also damit in Zusammenhang gebracht werden. Während die Fahrt nach Jerusalem meist dem Wunsch nach Ritterschaft entsprang, wurde die Jakobs-Wallfahrt aus religiösen und auch sehr menschlichen Gründen unternommen. Im Jahre 1502 schließlich scheint Kilchmann

die Hoffnung auf Kindersegen aufgegeben zu haben, denn er und sein Vater beschlossen, „ein ewiges Gotteshaus und Herberg der Armen fremden Pilger, so des heiligen Almosens würdig seien“ in ihrem Haus in der Rheingasse einzurichten. Sie verschrieben dieser Herberge ihr gesamtes Gut. 1521, nach dem Tode von Hans Kilchmann, konnte diese Herberge eingerichtet werden (Wackernagel, II, 2, Seite 779).

1508 unternimmt der Basler Dominicus Cenomellis die Pilgerfahrt.

1509 finden wir Alban Gernler und Jacob Koch aus Basel auf Pilgerfahrt. (Leo Zehnder: Volkskundliches in älteren schweizerischen Chroniken, Basel 1976, Seite 470).

1509 ist auch ein Sylvester Bruckschlegel auf Pilgerschaft.

1510 unternehmen Hans Lux Iselin und sein Schwager Balthasar Hiltbrand eine Wallfahrt nach Santiago.

1516 bricht Matthis Münch von Münchenstein nach Santiago de Compostela auf (Wackernagel, II, 2, Seite 862/63).

Häufig wird, wie wir bereits hörten, eine Wallfahrt unternommen, um ein gegebenes Gelübde einzulösen. Ein Beispiel dafür bietet Jacob Heid, der Sohn des Basler Armbrusters (Wackernagel, II, 2, Seite 862). Da er sich mit einer Adelligen vermählt hat, wird er 15 Jahre lang auf der Burg Landeck im Breisgau eingekerkert. In seiner Verzweiflung gelobt er gleich eine ganze Reihe von Wallfahrten: nach Einsiedeln, zu St. Beat, zum heiligen Sakrament bei Willisau, nach Santiago, zu den heiligen drei Königen in Köln, nach Aachen, zum heiligen Blut in Seeland, zum fernen St. Joost, „damit die ehrwürdige Mutter Gottes samt andern lieben Heiligen ihn aus dem harten Gefängnis befreie“. 1490 wurde er tatsächlich freigelassen. Er tritt daraufhin all die versprochenen Pilgerfahrten an.

Aus dem Jahr 1460 erfahren wir, daß Hans Wernher von Flaszlanden, Dekan zu Basel, von Papst Pius II. einen Ablass unter anderem auch für Santiago-Pilger erwirken konnte. Der finanzielle Ertrag dieses Ablasses kam

teilweise dem Ausbau des Basler Münsters zugute. In den Basler Chroniken (Basler Chronik, Bd. 4, Seite 333) findet sich auf Seite 333 folgender Eintrag:

Anno domini 1460 het her Hans Wernher von Flaszlanden, techan der stiff zû Basel, erworben a sanctissimo domino nostro Pius applos von pin und schulden — on drû stuck: die fert zem Heligen Grab, gon Rom, gon Sant Jacob ...

Papst Pius II., mit bürgerlichem Namen Enea Silvio Piccolomini, war ein guter Kenner Basels. Dieser hochgebildete Humanist hielt sich nämlich 1432 als Konzilschreiber in Basel auf. Er hat zwei Beschreibungen Basels hinterlassen, die das Basel des ausgehenden Mittelalters sehr treffend darstellen. Wernher von Flaszlanden war päpstlicher Kammerherr und verweilte 1459 längere Zeit bei Pius II.

Nicht unerwähnt bleiben sollen die Tagebucheinträge des berühmten Basler Arztes Felix Plattner, der davon berichtet, daß er 1556 auf seiner Frankreichreise fünf Jakobsbrüdern aus Zug begegnet sei. Er macht folgenden Eintrag (Tagebuch des Felix Plattner, Seite 244):

[83] Den 29 aprilis kamen von Zug uß dem Schwitzerlandt fünf Jacobs bri[u] der, mit namens Felix Vauster, Oswald Brandenburg, Thomas Stadlin, Jacob Uliman, Caspar Fry, so nur ein handt und 15 mal zevor zû s. Jacob, dohin er in anderer namen gieng, gewesen. Mir leisteten inen gar güte gsellschaft, hatten mich schier beredt, ich were mit inen zogen, Hispaniam zesechen, wo nit die große hitz, so domalen war, mich hette wendig gmacht. Ich hab hernäch under disen einen zû Basel zum Wildenmann angedroffen, der ein fenrich was und kam aus Franckrich, do wir einander wider der reiß halben erinnerten.

Plattner, der an der Universität von Montpellier Anatomie studierte, weiß an einer anderen Stelle von Jakobspilgern zu berichten, die nach Toulouse, dem größten Reliquienschatz

Die straf zu sant Jacob in warheit gantz erfahren.



Ein Pilger betet vor der Statue des Jakobus; Holzschnitt aus der Nürnberger Ausgabe des Buches von König von Vach 1520

Frankreichs, unterwegs waren. Sie sangen folgendes Wallfahrtslied:

Wir finden geschriben ston.
Wir handt noch 100 meil ze gon,
in ein stat, heißt Tholosen,
do ligen die zwelf apostel güt,
die schmecken wie die rosen.

Einer alten Überlieferung nach sollen nämlich in Toulouse die Reliquien der 12 Apostel ruhen, also auch die des Jakobus Major. Von diesem jedoch nicht der Kopf, der, so glaubte man, sei in Santiago. Das richtete bei den Pilgern einige Verwirrung an. Es könnte daraus die Redensart vom „wahren Jakob“ entstanden sein.

Bevor wir Basel verlassen, soll nicht unerwähnt bleiben, daß das Münster einst eine Jakobus-Kapelle besaß.

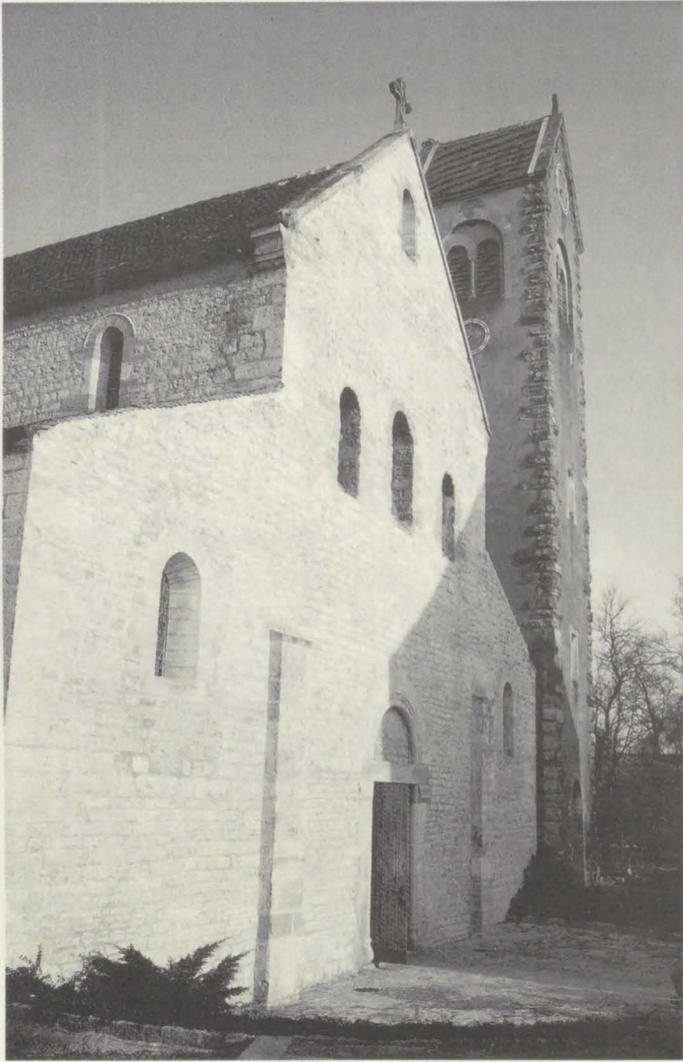
Sundgau und Elsaß

Schauen wir nun hinüber in den Sundgau. Im Jahre 1144 gründete Graf Friedrich I. von Pfirt in „Wellpach“, dem heutigen Feldbach, ein Benediktinerinnenkloster unter der Oberherrschaft von Cluny; als Patron wählte er Jakobus den Älteren. Man kann als sicher annehmen, daß dies nach einer Wallfahrt dieses Grafen nach Santiago geschah. Die Jakobs-Kirche wurde zur Grablege der Grafen von Pfirt. Wenn Friedrich sein Hauskloster den Mönchen von Cluny unterstellt, geschieht das nicht von ungefähr. Denn das burgundische Reformkloster nahm sich im 11. und 12. Jahrhundert sehr intensiv der Jakobus-Wallfahrt an und gründete viele Ordensniederlassungen entlang des Pilgerweges. Ein zweites bedeutendes Cluniazenser-Kloster am Pilgerweg, Conques, strahlte ebenfalls bis in unsere Gegend aus. Im Jahre 1087 ließ Hildegard, die Witwe Herzog Friedrichs von Büren, in Schlettstatt eine Kapelle errichten, die der Grabeskapelle in Jerusalem nachgebaut war. Im Jahre 1094 vermachte Hildegard von Büren ihren Bodenbesitz in Schlettstatt der Abtei von Conques. Wie war es dazu gekommen? Hugo von Eguisheim, der Neffe des elsässischen Papstes Leo IX., wurde 1089 meuchlings in seinem Bett ermordet. Er stand den Leuten im Wege, die Friedrich von Büren begünstigten, der seit 1079 das Amt des Herzogs von Baden und Elsaß bekleidete und später die berühmte Burg Hohenstaufen bauen wird, womit er einem großen Geschlecht das Tor der Zukunft öffnete. Man vermutet, daß diese Bluttat schwer auf dem Gewissen der Mutter, Hildegard von Büren, lastete, die deshalb sich zu einer Sühnewallfahrt nach Santiago de Compostela entschloß. Sicher ist, daß sie in der Abtei von Conques abstieg. Ob sie anlässlich einer Beichte überredet worden war, einen Preis für diese Blutschuld zu bezahlen, kann nicht nachgewiesen werden. Ei-

nes jedoch ist gewiß, die Mönche von Conques kamen unverzüglich nach Schlettstatt und bauten ihr neues Priorat aus, das sie der heiligen Fides weihten. Diese Heilige hatte als junges Mädchen im Jahre 247 in Agen/Südfrankreich während einer Christenverfolgung den Märtyrertod erlitten. Ihr Kult hat sich im Mittelalter schnell verbreitet. Dargestellt wird sie meist, so auch in einem neueren Schlettstatter Chorfenster, mit einem Rost und einer Palme. Der Rost deutet auf die Art des Martyriums hin, die Palme ist das Symbol für den Märtyrertod. Man kann wohl als sicher annehmen, daß die Pilger, die den Elsässer Pilgerweg von Straßburg nach Basel genommen haben, in Schlettstatt Station machten.

Breisgau und Markgräflerland

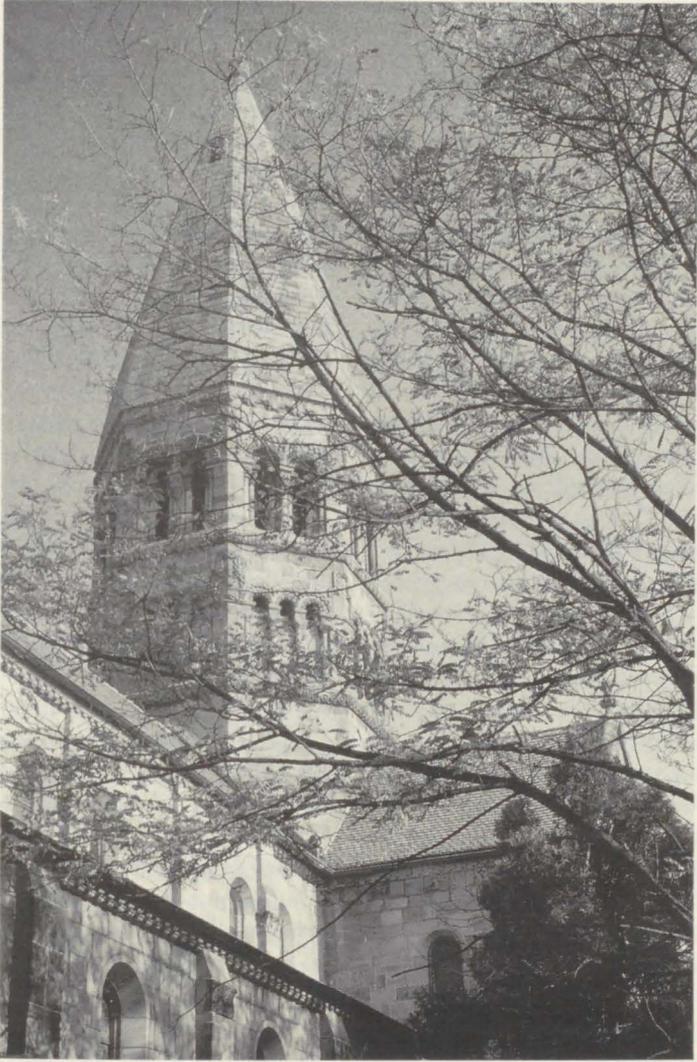
Auch auf der badischen Seite begegnen wir den Spuren dieser Heiligen in Sölden im Hexental. Gerald von Scherzingen hatte dem Kloster Cluny in Sölden sein Gut geschenkt, verbunden mit der Bitte, daß hierher das Bollschweiler Frauenkloster verlegt werden sollte. So entstand 1115 nach St. Ulrich die zweite Cluniazenser-Niederlassung im Hexen- bzw. Möhlental. Auch St. Peter und St. Georgen im Schwarzwald schlossen sich in diesem Jahr dem Reformkloster an. Da die Jakobs-Pilgerschaft in jenen Jahren auf ihrem Höhepunkt stand und Cluny sich dieser Wallfahrt angenommen hatte, lag es nahe, daß als Patronin dieses Klosters eine Heilige gewählt wurde, die im Zusammenhang mit Santiago stand. Der Stifter des Klosters schenkte die Fides-Reliquien, die er von Cluny erhalten hatte, dem jungen Kloster. Nach Zeiten des Verfalls übernahm am 28. November 1581 St. Peter im Schwarzwald die Verwaltung der Propstei. Aber erst während der Zeit des Abtes Philipp Jakob Steyerer, er stand St. Peter von 1749 bis 1795 vor, konnte die Kirche wieder instandgesetzt werden. Das Deckengemälde im Chor von Franz Ludwig Herrmann stellt die heilige Fides während ihres Martyriums dar. Auf einen Rost gefesselt, spricht ihr Petrus vom Himmel her Mut zu.



Jakobskirche von Feldbach (Sundgau)

Verlassen wir Sölden und wenden uns Freiburg zu. Hier sind es vor allem drei Fenster des Freiburger Münsters, die auf die Bedeutung der Jakobs-Wallfahrt hinweisen. Beginnen wir mit dem sogenannten Schmiedefenster über dem Portal des nördlichen Seitenschiffes. Im Rundfeld des oberen Sechspasses sitzt in einer Portalnische im roten Unterge-

wand ein Heiliger mit kurzem Bart und lang herabwallendem Haar. Dieser Heilige, die Gloriole weist ihn als solchen aus, krönt zwei zu seinen Füßen kniende Pilger. Obwohl er durch keinerlei Attribute gekennzeichnet wird, kann man davon ausgehen, daß es sich um Jakobus handelt, hat doch der zu seiner Rechten kniende Pilger eine Muschel am



Die Kirche St. Fides in Schlettstadt

Hut. Vermutlich handelt es sich bei den 2 Personen um ein Ehepaar, das die Wallfahrt ins ferne Galizien unternommen hat. Daß Ehepaare sich gemeinsam auf den Weg machten, scheint des öfteren vorgekommen zu sein. Vor allem Wunderberichte bezeugen das. So die Geschichte vom berühmten Galgenwunder. Es wird erzählt, daß der Sohn ei-

nes Pilgerpaares unschuldig gehenkt wurde, Jakobus jedoch ihm das Leben gerettet habe. Sehr schöne Darstellungen dieser Szene finden wir in der Jodokus-Kapelle von Überlingen, auf der Rückseite des Hauptaltars der Jakobuskirche in Rothenburg und in Winnenden. Auch das Mirakelbuch von Kunz Kistener aus Straßburg, u. a. verlegt in Basel um

1516, schmücken zwei solche Krönungsszenen. Kisteners Erzählung macht im übrigen deutlich, daß Eheleute, bei denen der Kindersegen ausblieb, häufig eine Wallfahrt nach Santiago unternahmen.

Eine zweite solche Krönungsszene schmückte einst das Freiburger Münster. Jakob Villinger aus Schlettstatt, kaiserlicher Rat, Generalschatzmeister Karls V., und seine Frau Ursula Adler aus Augsburg wurden 1511 in Freiburg eingebürgert und stifteten dem Münster im Chorumgang eine Kapelle, die sogenannte Villinger-Kapelle. Eines der beiden Fenster schmückt ebenfalls eine solche Darstellung. Hier ist Jakobus eindeutig identifiziert, da er im typischen Pilgergewand mit der Muschel am Hut auftritt. Das Fenster befindet sich heute im Augustiner-Museum. Auch auf dem Tulenhaupt-Fenster (vom Chor her gezählt das vierte Fenster des südlichen Seitenschiffes) findet sich eine Szene, die darauf verweist, wie allgemein bekannt die Jakobs-Wallfahrt war. Die Familien Tulenhaupt, ursprünglich wahrscheinlich auch aus dem Elsaß stammend, kam in Freiburg vor allem durch den Silberbergbau zu großem Reichtum. Das belegen die Bergwerksdarstellungen im jeweils untersten Teil der beiden äußeren Fenster. Das Fenster wird beherrscht von einer sehr schönen Schutzmantel-Madonna und dem Apostel Andreas. Die Seitenfenster zierte die Legende des heiligen Nikolaus. Im Mittelfeld des rechten Vierpasses schließlich finden wir einen Hinweis auf St. Jakob. Zwei Männer begegnen sich. Der linke hält in der rechten Hand ein Schwert, in der linken einen Hammer, den er seinem Partner zeigt. Ob es sich dabei um den heiligen Eligius handelt, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist jedenfalls, daß sein Gegenüber etwas mit der Wallfahrt nach Santiago zu tun hat, zeigt er doch in der rechten Hand deutlich seine Pilgermuschel vor, mit der linken stützt er sich auf den Pilgerstab. Daß es sich um die Darstellung des Apostels selbst handelt, bezweifelt Fritz Geiges (Fritz Geiges, *Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Mün-*

sters, Seite 148/149), da sich die bartlose Person gar nicht dem damals üblichen ikonographischen Programm einordnet. Interessant für unsere Thematik ist auch ein Fund, den man im Jahre 1963 in der Sakristei der Pfarrkirche von St. Georgen machte. Dort entdeckte man einen kleinen Tragaltar aus der Zeit um 1520, in den Reliquien des Apostels Jakobus eingelassen sind. Solche Altäre wurden benutzt, wenn der Priester außerhalb des Gotteshauses die Messe feierte.

Da die Jakobs-Wallfahrt häufig im Zusammenhang mit Pestseuchen stand, soll das Leprosenhaus von Staufen, der sogenannte Rinderlehof, nicht unerwähnt bleiben. Das Leprosarium der Faust-Stadt lag wie üblich außerhalb der Stadtmauern, hier nördlich der Stadt, da nach Volksmeinung von dort her die Winde am seltensten wehten. Vor allem für Kranke aus Staufen und seinen Herrschaftsorten wurde dieses Spital errichtet. Es war kein Armenspital, da sich nur wohlhabende Bürger hier einkaufen konnten. Der Friedhof befand sich einst hinter dem Haus. Als Kapelle wurde den Leprosen die Gotthard-Kapelle am Bötzen angewiesen. Da der Weg bis dorthin zu weit erschien, wurde im 15./16. Jahrhundert dem Leprosenhaus gegenüber eine Kapelle erbaut, die Magdalenen-Kapelle. Sie verdient unser Interesse, da sie im Innern mit Fresken aus der Zeit nach dem 30jährigen Krieg geschmückt ist, unter anderem mit einer Jakobs-Darstellung. Nachdem 1758 die beiden letzten Kranken auf dem Gutleuteacker beerdigt waren und die Krankheit langsam abebbte, ging das Anwesen in private Hände über. Die Kapelle mit dem hübschen Magdalenen-Altar wurde profaniert, der Altar wanderte über die dem heiligen Sebastian geweihte Friedhofskapelle in die ursprüngliche Leprosenkapelle auf dem Bötzberg, wo er sich heute noch befindet. (Staufen und der obere Breisgau, Karlsruhe 1967, Seite 122). Interessant für unsere Untersuchung ist auch die Friedhofskapelle bei Oberrimsingen, denn sie ist eine der wenigen noch erhaltenen Jakobskirchen unserer Ge-

gend. Sie liegt weit außerhalb des Dorfes und dient heute als Friedhofskapelle. Im frühen Mittelalter lag hier jedoch ursprünglich das kleine Benediktiner-Priorat des heiligen Ulrich, um das sich im Laufe der Zeit das inzwischen ausgegangene Dorf Grüningen entwickelt hat. Die Jakobs-Kapelle, ursprünglich zum Kloster gehörend, wurde, nachdem Ulrich sich in das obere Möhlintal zurückgezogen hatte, zur Pfarrkirche von Grüningen. Es mag kein Zufall sein, daß diese Kirche dem Jakobus geweiht wurde, war doch auch der heilige Ulrich ein Anhänger der Cluniazenser Reformen. Es sei angemerkt, daß für die Bevölkerung diese Kapelle nur als Ulrichs-Kapelle bekannt ist.

Kehren wir ins Markgräflerland zurück. Neben den Jakobus-Darstellungen in Wintersweiler (Fresken aus dem 18. Jahrhundert) und denen aus Hauingen im Lörracher Heimatmuseum (ebenfalls 18. Jahrhundert), die jedoch für uns nicht von allzu großer Bedeutung sind, da der Heilige sich in die Schar der Apostel einreicht, finden wir in der Kirche von Mappach den wohl wichtigsten Hinweis auf eine Jakobs-Wallfahrt im Markgräflerland. Der besondere Schatz dieser schon 874 erwähnten Kirche sind die spätgotischen Wandmalereien im Chorturm, dem ehemaligen Altarraum der Kirche. In den Leibungen der Fenster finden wir wichtige Darstellungen. Zuerst sei der heilige Arnold erwähnt, der Namenspatron des Stifters Arnold von Rotberg, ein Neffe des 1459 verstorbenen Basler Bischofs Arnold von Rotberg. Der Heilige (auch Arnulf genannt) aus fränkischer Zeit, er starb 640 als Bischof von Metz, nachdem er in der Einöde der Vogesenwälder Aussätze gepflegt hatte, ist erkennbar an dem ihm beigegebenen Fisch. Ihm gegenüber finden sich die Pilgerheiligen Jakobus und Rochus. Da dem Ehepaar Rotberg erst nach 10jähriger Ehe ein Sohn geboren wurde, kann man wohl zu Recht annehmen, daß der Stifter mit seiner Frau eine Santiago-Pilgerfahrt mit der Bitte um Kindersegen unternommen hat. Da der größte Teil der Wand-

malereien sich mit Anna und Joachim beschäftigt, wird die These erhärtet, daß der Stifter das Werk entweder als Fürbitte oder als Dank für Kindersegen verstanden haben will.

Auch in der spätmittelalterlichen Chronik der Grafen von Zimmern (Meßkirch) finden wir Hinweise auf Jakobs-Pilger. Froben Christoph von Zimmern stellte dieses faszinierende Werk anhand von Quellen aus schwäbischen Kloster-Archiven in der Zeit um 1550 zusammen. Lassen wir die Chronik selbst zu Wort kommen:

Gleich zu anfang des nachfolgenden jhars 1517 do verainigeteten sich herr Schweikhart freiherr von Gundelfingen und herr Jörg truchseß von Waldpurg mit ainandem, ain walfart in das künigreich Galliciam zu s. Jacoben zu thon. Die brachten nun etlich ritter und vom adel, auch ander mehr zu inen in ir gesellschaft, als namlichen herr Albrechten von Landenberg, ritter, auch sein vettern Haugen von Landenberg, Wilhelmen von Reischach, Renharten von Newhausen, herr Conrat Dreischen, ritter, genannt der lan Hess, Bernharten von Schonow, der Vetter von Neidegk, Wolf, apoteker von Überlingen; pfaff Seboldt war iren aller caplon. So baldt herr Johans Wernher solcher rais gewar, begab er sich auch in die gesellschaft, aber sein gemahl, auch baide seine söne, herr Christoff Wernhern und herr Johann Christof, verordnet er zuvor in sein behausung zu Mösskirch, und gleich in der ersten vastwochen im jhar, wie oblaut, kamen die drei herren zu Costanz zusamen. Von dannen raisten sie den nechsten durchs Schweizerlandt. Zu Freiburg in Üchtlandt stießen die obengenannten vom adel zu inen. Mit denen zohen sie durch Frankreich in Hispaniam, besuchten den lieben s. Jacob, auch die gaistlichen herren zu Montserat; nachgends kamen sie nach Coporis Christi glücklich und wol wider heim. (Chronik des Grafen von Zimmern, Bd. 2, S. 143)

Diese Textstelle ist für uns deshalb von großem Interesse, da sie Aufschluß über Reise-

wege, über Zusammensetzung der Pilgergruppen und über die Reisedauer gibt. Auch wird deutlich, daß man auf einer solchen Pilgerreise noch andere wichtige Wallfahrtsorte besuchte. Anzumerken wäre noch, daß das Fest Corporis Christi am 11. Juni liegt. Wie wir wissen, liegt der Ostertermin im Jahre 1517 auf dem 12. April, so daß sich eine Reisezeit (hin und zurück) von etwa 16 Wochen ergibt. Die Zimmersche Chronik berichtet außerdem von einem Narren namens Wulf Scherer, der jedoch wegen seiner Torheiten Petter Letzkopf genannt wurde. Dieser ging im Sommer und winter ohne Hosen und Schuh und trieb auch mit Johann Werner von Zimmern seinen Schabernack. Weil er dem Grafen in seinem Schloß zu Meßkirch alle Türschlösser verstopft hatte, wurde er aus der Stadt verwiesen, später jedoch wieder aufgenommen, weil er beteuerte, er könne nur in dieser Stadt leben, da es nirgends auf der Welt so schön sei wie hier. Und dieser Narr kannte die Welt, konnte er doch nachweisen, daß er viermal Santiago und mehrere Male Rom besucht hatte. Daß er auf diesen Pilgerfahrten mit Mord und Totschlag in Verbindung gebracht wird, gereicht ihm allerdings nicht zur Ehre. Einen sehr interessanten Hinweis auf die rechtsgeschichtliche Funktion der Wallfahrten im Mittelalter gibt die Mitteilung, daß ein gewisser Ulrich Stüber, der durch einen Strolch seinen Schwager, einen Vogt von Falkenstein, ermorden ließ, von Gottfried Werner von Zimmern auf vielerlei Fürsprach hin nicht zum Tode verurteilt wird, dafür eine Wallfahrt nach Loretto und Santiago unternehmen muß. Dieser Verpflichtung kommt er nach, kehrt als Geläuterter nach Hause zurück und wird ein rechtschaffener Bürger (Chronik des Grafen von Zimmern, Band II, Seite 237). Von Graf Froben wird berichtet, daß er einen jungen Pferdedieb vor dem Erhängen gerettet hat, nachdem dieser bereit war, nach Santiago zu pilgern (Konrad Haebler, Das Wallfahrtsbuch des Hermanus Künig von Vach, Seite 82). Auch aus dem Elsaß kennen wir Beispiele, wo die

weltliche Gerichtsbarkeit als Strafe eine Wallfahrt nach Santiago verhängt, so z. B. im Jahre 1384, nachdem der Abt Berthold des Klosters Neuburg bei Hagenau im Zusammenhang mit Grenzstreitigkeiten von aufgebrachtten Bauern ermordet worden war. Als Sühne müssen die fünf Hauptschuldigen nach Rom und Santiago pilgern (Archives de l'église d'Alsace, Tome XIII—XXIX, S. 1600)

6. Das Ende der großen Pilgerzeit

Mit Beginn der Neuzeit verschwanden die Pilgerscharen von den Straßen Europas, nicht zuletzt bedingt durch die Reformation und die in Spanien einsetzende Inquisition. Es entstanden Zweifel an der Echtheit der Reliquien, und die bereits erwähnte Perversion dieser ursprünglich sehr ernst gemeinten religiösen Übung tat ihr übriges. 1492 wurden außerdem die letzten Araber aus Granada vertrieben; auch diese Begründung für eine Pilgerfahrt fiel von nun an aus. Ludwig XIV. und Maria Theresia schließlich verbieten sogar die Reise nach Santiago, weil dadurch Unsummen Geldes ins Ausland transferiert wurden. Dies widersprach der Idee des Merkantilismus. Die sehr fromme Maria Theresia wollte einerseits mit ihren Reformen dem ausufernden Pilgerwesen Einhalt gebieten, andererseits aber auch österreichische Wallfahrtsorte fördern. Erst im 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert des nationalen Denkens, wurde Jakobus als spanischer National-Heiliger neu entdeckt.

7. Aus der Volkskunde Sitten und Gebräuche

In den folgenden Abschnitten stütze ich mich vor allem auf das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, auf das Badische Wörterbuch von Ochs und das Grimmsche Wörterbuch, die alle eine Fülle von Material zu unserem Thema bieten. Ich werde mich bewußt nicht nur auf Sitten und Bräuche unserer engsten Heimat beschränken, sondern weiter ausholen, in der Hoffnung, daß so die

eine oder andere vergessene Tradition des Markgräflerlandes wieder bewußt wird.

„Jakobstag im Schnitt“ oder „in der Ernte“ wird dieser Tag in vielen Gegenden genannt, denn mit dem 25. Juli beginnt die Erntezeit. Der Jakobstag gilt als Glückstag für die Ernte, deshalb sollte vor diesem Termin kein Korn gemäht werden. Ein anderer Brauch sagt, daß man an Jakobi die ersten neuen Kartoffeln ausgraben bzw. auf den Tisch bringen soll. Vor diesem Tag, so der Volksglaube, sind die neuen Kartoffeln unverträglich. Besondere Aufmerksamkeit widmet man dem Kraut und dem Kohl. So muß man den Weißkohl am Jakobstag hacken, wenn er gedeihen soll. In Norddeutschland nimmt man am 25. Juli zwischen 11 und 12 Uhr von jeder Krautpflanze ein Blatt und spricht: „Jakob, Dickkob, werd' so dick wie mein Kob.“ Gutes Wachstum ist dann gewiß.

Für den bäuerlichen Jahresrhythmus war der Jakobstag ein wichtiger Einschnitt: Neue Knechte und Mägde wurden gedungen, Gesinde gewechselt, bezahlt und auch bewirtet. In Ostpreußen wurde dieser Tag sogar wie eine Art Erntefest begangen. Im Allgäu gilt Jakobi als Höhepunkt der Milchwirtschaft: „Jakobi an Schluck, Lorenz (10. Aug.) an Ruck und Bartlme (24. Aug.) nix meh.“ Für die Hirten und Sennen des Alpenvorlandes war der Jakobstag immer ein besonderer Festtag. Der folgende Vers aus einem Tanzlied, das noch Ende des 19. Jahrhunderts in Moos bei Bühl und in der Ortenau gesungen wurde, vermittelt etwas von der sommerlichen Freude:

„Jetzt ist bald Jakobitag, da schüttelt man Äpfel und Birnen herab, Altiri, Altäri, erhöre mein, der Sommer der ist fein.“

Auch in der Welt der Kinder war Jakob gegenwärtig. „Jakob, wo bist du?“ war ein verbreitetes Kinderspiel, und Ende des letzten Jahrhunderts zählten die Kinder in Wössingen bei Karlsruhe noch so aus: „Der Jakob ist in Garte gange, wie viel Vögel hat er gfangen, 1, 2, 3, du bist frei.“ „Jokkums“ oder „Jakobs-

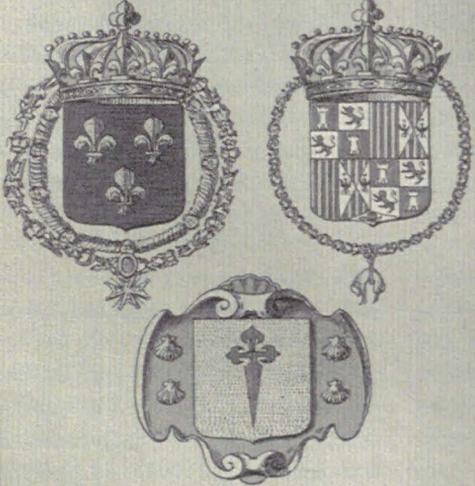
straße“ nannte man im badischen Oberland die Milchstraße, denn dieses Sternbild, das ziemlich genau von Ost nach West verläuft, wies den Pilgern von Burgos ab den Weg nach Santiago. Häufig wird der Pilgerweg deshalb auch Sternenweg genannt. Eine andere Begründung für diese Bezeichnung liegt natürlich auch im Namen Compostela = Sternenfeld. Ob die Basler Flurbezeichnung „Sternenfeld“ für das zwischen dem Rhein und dem Siechenhaus St. Jakob gelegene Gebiet auch damit erklärt werden kann, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Auch als Markttag war Jakobi sehr beliebt. In Bonndorf, Blumberg, Schiltach, Villingen, Stauf, Waldshut und Altkirch (Sundgau) wurden Jakobimärkte abgehalten. Vergleicht man mit den anderen Marktterminen im Juli, so liegt der Jakobitag an der Spitze.

Volksmedizin

In der Volksmedizin spielten einst der Heilige und sein Fest eine wichtige Rolle. In manchen Gegenden gelten die am Jakobstag gepflückten Heidelbeeren (in Thüringen werden sie auch Joksbeeren genannt) als besonders heilkräftig. Auch die gesundheitsfördernde Wegwarte soll am 25. Juli ausgegraben werden, heimlich und stillschweigend, ohne daß die bloße Hand ihr zu nahe kommt. Mit einem Goldstück oder Hirschgeweih gräbt man sie deshalb aus, und zwar mittags, wenn die Sonne am heißesten glüht. Nach Pfarrer Kneipp darf diese Wurzel übrigens bei keiner Blutreinigungskur fehlen. Besonders im Schwäbischen spricht man diesem Gewächs wundersame Wirkungen zu. Sie kann Dornen aus dem Fleisch treiben, unsichtbar, stich- und kugelfest machen und Türen und Schlösser öffnen.

In Weltzheim (Württemberg) stellte man am Jakobitag auf ganz besondere Weise ein Mittel gegen Koliken her: „In einen Schoppen Fruchtbranntwein tut man am Jakobitag drei Nuß vom Baum herunterbrechen und tut aus einer jeden Nuß vier Schnitz machen, tut dann die zwölf Schnitz in den Branntwein

CARTE DES
 CHEMINS DE S. JACQUES
 DE COMPOSTELLE
 1648
 CAMINO FRANCÉS
 DE SANTIAGO DE COMPOSTELA
 Chemins de France
 Chemin Traditionnel



Karte der Pilgerwege in Frankreich und Spanien im Stil des 17. Jahrhunderts



SANCTUAIRES DES JACQUETS

- CHEMIN 1 Aurillac, Bruges, Rocamadour, Gand, Puyex, Combray, Noyssac, Agers, Tolouse, Chemin 4, Senlis, Beauray, Dijon, Chalon Saone, Soanen, Lyaon, S. Michel, S. Denis, Chartres, Orleans, S. Benoit, Tours, S. Poliers, Sautin, Soutac, Bordeaux, CHEMIN 2, Colagne, S. Jean du Puy, Lyaon, Verdun, Rheims, Chalon Mar., Troyes, Auxerre, Yverlay, La Charité, S. Leger, L. magis, Ferrageux, CHEMIN 3, Clairmont, Lassoire, Brive de, Le Puy.



und läßt ihn zweimal 24 Stunden stehen, dann läßt man ihn von den Schnitz laufen“, so lautet die Vorschrift.

Noch 1926 verwendet man in Freiburg den „Jakobsbalsam“, ein Heilmittel gegen Ausschläge, Fußleiden, vor allem gegen Krampfadern.

Pflanzen- und Tiernamen

Im Grimmschen Wörterbuch finden sich elf Pflanzenbezeichnungen in der Zusammensetzung mit dem Heiligennamen: Jacobsapfel, Jacobsbirne, Jacobsblume, Jacobsklee, Jacobskraut, Jacobslauch, Jacobslilie, Jacobsnarzisse, Jacobstraube, Jacobswiese und Jacobszwiebel. In der Zusammensetzung mit einem Tiernamen finden wir den Apostel nur in Jacobseule, Jacobsfisch und Jacobsmotte.

Mit den Beispielen aus dem Badischen Wörterbuch wollen wir uns nun etwas näher beschäftigen.

Jakober, Jakobler oder auch Jaköbler nennt man vor allem in der Bodenseegegend eine süße frühe Apfelsorte, die um den Jakobstag herum reif wird, im Markgräflerland sagt man Jakobiapfel dazu. Im Nordbadischen kennt man auch die Jacobsbirne, ebenfalls eine frühe Sorte, die auch Jakobswässerling genannt wird. Aus Pfaffenweiler wird von einem Jakobikraut berichtet, wahrscheinlich ist das Jakobs-Greiskraut (auch Kreuzkraut) gemeint, eine Pflanze, die früher in der Pflanzenheilkunde verwendet wurde. Jakobszweig nennt man mancherorts Blumenableger, die an Jakobi gesetzt werden. Eine frühe Burgundertraube, sie reift bereits im August, wurde noch in den 20er Jahren am Kaiserstuhl als Jakobstraube bezeichnet. Da das Mädchenauge, eine weit verbreitete Gartenblume, um St. Jakob blüht, heißt sie auch Jakobsblümlein. Die Margerite trägt in manchen Gegenden den Namen Jakobsrösle.

In einigen Dörfern des Markgräflerlandes, so E. H. Meyer in seinem Buch „Badisches Volksleben“, war es im 18. Jahrhundert noch üblich, dem Gerichtsherrn am Jakobstag zwei Hühner, die Jakobshühner, abzuliefern.

Wenn auch diese Bräuche nicht in direktem Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Pilgerwesen stehen, so zeigen sie jedoch die tiefe Verwurzelung der Jakobusverehrung in unserem Land.

Patrozinien

Auch als Kirchen- und Kapellenpatron war Jakobus der Ältere sehr beliebt. Der Real-schematismus der Erzdiözese Freiburg aus dem Jahr 1939 weist folgende Patrozinien aus:

St. Jacobus Maj Ap, 25. Juli; a) Ortspatron in 1 Gemeinde. — b) Kirchenpatron in 25 Pfarrkirchen, 7 Neben- und Filialkirchen und in 10 Kapellen.

a) Hüfingen.

b) 1. Adelsheim, Altenburg, Eschbach (Breisach), Esslingen, Fahrenbach, Grafenhausen (Lahr), Hartheim (Meßkirch), Hohensachsen, Karlsdorf, Lauda, Mannheim-Neckarau, Neustadt, Ödsbach, Pfullendorf, Plittersdorf, Schutterwald, Sinsheim, Steinbach (Bühl), Todtnauberg, Unterkirnach, Untermettingen, Welschingen; Bad Imnau, Hechingen, Owingen.

2. Allmendshofen (Donaueschingen), Baden-Baden (Hl. Grab) c. St. Augustino, Dienstadt (Königheim), Eichelberg, Marbach (Kirchdorf), Rheinhardsachsen (Glashofen), Würmersheim (Durmshofen).

3. Bernbrunn (Allfeld) p. s., Gengenbach (Kastelberg), Herrenschwand (Todtmoos), Kaltbrunn (Allensbach), Konstanz (Schottenkapelle), Oberrimsingen (Friedhofkapelle), Ödsbach, Öhningen (Friedhofkapelle), Schutterwald, Wolfach.

8. Die Jakobusverehrung im Spiegel der Literatur

Um den Rahmen dieses Aufsatzes nicht zu sprengen, seien nur, einige exemplarische Texte erwähnt und angefügt, die belegen,

daß der Jakobs kult und die Wallfahrt nach Santiago auch in der Literatur ihren Niederschlag gefunden haben.

Das „Jakobslied“ dürfte vor allem gegen Ende des Mittelalters jedem Pilger bekannt gewesen sein. Für uns ist es deshalb so interessant, weil es uns Auskunft über die Ausrüstung, die Vorbereitungen und die Schwierigkeiten einer Wallfahrt gibt:

Lied der Jakobspilger (um 1500)

1. Wer das Elend banen wöll,
der heb' sich auf und sei mein Gsell
woll auf St. Jakobs Straßen!
Zwei Paar Schuhe, der darf er wohl,
ein' Schüssel bei der Thaschen.
2. Ein breiter Hut, der soll er han,
und ohne Mantel soll er nit gan,
mit Leder wohl besetzt,
es schnei oder regn' oder wehe der Wind,
daß ihn die Luft nit netzet.
3. Sack und Stab ist auch dabei;
er schau, daß er gebeichtet sei,
gebeichtet und gebüßet!
Kommt er in die welchsen Land,
er findet kein deutschen Priester.
4. So ziehn wir durch Schweizerland ein.
Sie heißen uns Gott willkommen sein,
und geben uns ihre Speise.
Sie legen uns wohl und decken uns warm
die Straßen tun sie uns weisen.
5. So ziehen wir durch die welsche Land,
die seind uns Brüder unbekannt,
das Elend müssen wir bauen.
Wir rufen Gott und St. Jakob an
und unsere lieben Frauen.
6. Sieh, Bruder, du sollst nit stille stahn!
Vierzig Meil hastn noch zu gahn
wohl in St. Jakobs Münster,
vierzehn Meil hin hinter baß (= weiter)
zu einem Stern heißt Finster.

(Kap Finisterre von lat. finis terrae = Ende der Welt)

(Aus R. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1550, Berlin, 1885, S. 388)

Ebenfalls aus dem späten Mittelalter stammt das Wallfahrtsbuch des Hermannus König von Vach „Die Walfart und Straß zu sant Jakob“. Es enthält eine genaue Beschreibung des Weges nach Santiago, ein Baedeker für Jakobspilger wird es deshalb oft genannt. Mit ziemlicher Sicherheit stammt dieses hochinteressante Werk aus dem oberdeutschen Raum; die erste Drucklegung aus der Zeit um 1500 fand in der Druckerei des Matthias Hupfuff in Straßburg statt. Auch Kunz Kistener, der Verfasser des Mirakelbuches „Ein hübsch lesen von grosz wunderzeichen von dem heiligen zwölfbotten sant Jakob und zweien Jakobsbrüdern“ stammt aus Straßburg. Dieses Werk, das relativ weite Verbreitung fand, schildert die Wallfahrt eines Schwaben und eines Bayern nach Galizien. Aufregende Wunderzeichen bestätigen den Heiligen als wirksamen Fürsprecher. Die Universitätsbibliothek in Basel besitzt ein Originalexemplar dieser Wundergeschichte in der Bearbeitung von Pamphilus Gengenbach. Diese Ausgabe wurde um 1516 in Basel gedruckt.

Nachdem durch die Reformation und die Aufklärung das Interesse an der Wallfahrt nach Santiago stark abgenommen hatte, beginnt man sich in der Romantik wieder für Wallfahrtstraditionen, auch in der Literatur, zu interessieren. Dies spiegelt sich z. B. in der Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ von A. v. Arnim und Clemens Brentano wider, aus der folgende Zeilen des Gedichtes „Der Pilgrim“ zitiert seien:

„Ich bin ein Pilgrim, reis ins heilige Land,
Ob ich komm wieder, das ist Gott bekannt,
Nach Rom, Lorett in Italia,
Auch nach Sankt Jakob in Galitia.

Gott mich begleite, daß ich glücklich ende,
Meine Müh und Zeit zu seinem Dienst an-
wende,
All Tritt und Schritt geschehen ihm zu Ehren,
Er geb mir Gnad, daß ich mög wiederkeh-
ren.“

Auch in Ludwig Uhlands Gedichten finden wir Hinweise auf die Jakobs-Wallfahrt, so in der ersten Strophe des Gedichtes „Der Waller“:

Auf Galiciens Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildnis
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Öffnet sich ein stiller Port.

Daß aus der Wallfahrt zum Heiligen Jakobus eine Marienwallfahrt geworden ist, mag damit zusammenhängen, daß die meisten Santiago-Pilger in der Nähe von Compostela auch noch S. Maria de barca besuchten. Mit Uhlands Gedicht „Ein neues Pilgerlied“ soll dieses Kapitel abgeschlossen werden:

„Ein neues Pilgerlied.“

An welcher Zelle knieet nun
Mein süßer Pilgerknab?
Ach wo, ach wo, in welchen Sand
Drückt er den Dornenstab?

Ihr Engel, singt ihm alle gar,
Wo er im Schlummer ruht,
Den Rosenkranz in seiner Hand,
Die Muscheln auf dem Hut!



Die Siechenhäuser von St. Jakob in Basel

Wo drückt sein rother Mund ein Kuß
Aufs heilige Gewand,
Und welchen Bruder grüßet er
Mit seiner frommen Hand?

Ach süßes Aug, so fromm und rein,
So schwarz als Holderbeer!
Ach dürft ich seine Schwester sein,
So heilig sein wie er!

Fremd ist die Welt mir, weit und breit
Irr ich ohn Rast und Ruh;
Klein ist die Welt, und mein und mein,
Wenn ich ihn finden thu.“

9. Kritische Würdigung der Wallfahrt nach Santiago de Compostela

Nach der Lektüre des Mirakelbuches von Kunz Kistener kann man sehr wohl verstehen, daß Luther und die Reformation heftig gegen das Wallfahren gepredigt haben. Bereits vor dieser Zeit gab es bedeutende Theologen, die vor allem gegen die Auswüchse des Wallfahrtswesens Stellung bezogen haben, so Nikolaus von Kues, Thomas a Kempis, der große Straßburger Prediger Geiler von Kaysersberg und auch Erasmus von Rotterdam. Stellvertretend sei hier eine Stelle aus der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis (1380—1471) zitiert:

... qui multum peregrinantur, raro sanctificantur. (1. Buch, 13. Kapitel, 4. Abschnitt)
zu deutsch: Diejenigen, die viel wallfahren, werden selten geheiligt.

Auch im Volksmund schlägt sich diese Einstellung nieder:

Wallfahrt bringt kein Wohlfahrt.
Wer oft wallfahrten tut, wird selten gut.

Bei aller Kritik soll jedoch nicht vergessen werden, daß viele Menschen das Wallfahren als sehr ernsthafte religiöse Übung verstanden und praktiziert haben, bis zum heutigen Tag. Deshalb möchte ich diesen Aufsatz mit einem Zitat aus J. M. Sailers „Handbuch der

christlichen Moral“ schließen. Sailer (1751—1832), Theologe und Pädagoge, zuletzt Bischof von Regensburg, setzt sich meiner Meinung nach in diesem Text ausgewogen, aber auch kritisch mit unserer Thematik auseinander:

„Ich hasse wohl auch Aberglaube und Sünde; aber diese Ängstlichkeit und dieses Bedenklichseyn finde ich doch lächerlich und erbärmlich . . . Es ist wahr, und die Blinden sehen so viel ein, daß Irrthum und Mißbrauch in dieser Gegend selten lange fern bleibt. Es ist wahr, und die heiligen Väter haben es bestimmt ausgesprochen, daß es ein höchst schädlicher Irrthum sei, auf das Wallfahrten soviel Wert und Gewicht zu legen, als wenn die Seligkeit davon abhänge . . . Aber daß dem Irrthume etwas Wahres, dem Mißgriffe etwas Heiliges zu Grunde liege, und daß überall das Wahre und das Gute vor dem Irrthum und dem Mißgriffe vorhergegangen sei, ist doch auch wahr, und ich kann nicht umhin, den für einen Thoren zu halten, der im Irrthume das Wahre, im Mißgriffe das Gute nicht sieht — und über dem Begriffe das Gemüth verwarhret . . . Ich betete als Knabe in einer Wallfahrtskirche mit einer Andacht, die ich mir itzt noch zurückwünsche. Und mein Herz huldigte weder dort noch hier einem Irrthum oder einem Mißbrauche, denn ich hatte nicht Zeit dazu, ich betete nur an und gelobte Gott dem Herrn, Ihm ewig anzugehören. Wohl wird kein Weiser auf öffentlichen Straßen ausstehen, und dem Volke sagen: kauf dir Bilder, und geh wallfahrten, damit du fromm und selig werdest! Aber, daß mancher fromme Christ, der als Pilger nach Rom etc. wallfahrtet, in der Peterskirche gerührt, erschüttert, gebessert wird, ist auch wahr. Denn Gott wirkt — überall, wo er ein offenes Herz findet, und fragt keinen Professor, ob er das Herz erleuchten, entzünden, heiligen und beseligen dürfe.“

(Aus Georg Schreiber, Wallfahrt und Volkstum, Seite 118)

Literaturverzeichnis

- Bächtold-Stäubli, Hans: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. 1, Berlin 1927.
- Barth, Medart: Handbuch des elsäss. Kirchengeschichte, Straßburg 1960.
- Barret/Gurgand: Priez pour nous à Compostelle, Paris 1978 (mit sehr ausführlicher Bibliographie).
- Basler Chronik, Bd. 3 Leipzig 1887, Bd. 4 Leipzig 1890, Bd. 6 Leipzig 1902.
- Bonet Correa, Antonio: Santiago de Compostela. Die Wege der Pilger, Freiburg 1982.
- ¹⁾ Bottineau, Yves: Der Weg der Jakobspilger, Geschichte Kunst und Kultur nach Santiago de Compostela, Gladbach 1987
- Charpentier, Louis: Santiago de Compostela. Das Geheimnis der Pilgerstraßen, Olten 1979 (mit interessanten aber noch unbewiesenen Thesen).
- Comité national des sentiers de grande randonnée. 92, rue de Clignancourt, 75883 Paris Cedex 18: Topo-Guide du sentier de grande randonnée Nr.65. Chemin de saint Jaques de Compostelle Heft 1: Haute-Loire et Lozère 1975, Heft 2: Aveyron 1976, Heft 3: Tronçon Quercynois de Montredon à Montlaurun 1976.
- Dietze, L.: Das Pilgerwesen und die Wallfahrtsorte des Mittelalters, Diss. Jena 1957.
- Domke, Helmut: Spaniens Norden; der Weg nach Santiago, München 1967.
- Eglin, Jacob: Geschichtliches über St. Jakob, Liestal 1940.
- Ewald, Jürg: Die Ausgrabungen in der Kirche zu Gelterkinden 1969, in: Baselbieter Heimatbuch 12, Liestal 1973.
- Geiges, Fritz: Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters, Freiburg 1931.
- Geiges, Leif: Staufeu und der Obere Breisgau, Karlsruhe 1967.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 4,2, Leipzig 1877.
- Gruber, Rudolf: Tagebuch eines Pilgers nach Santiago de Compostela, Linz 1976.
- Häbler, Konrad: Das Wallfahrtsbuch des Hermannus Küng von Vach und die Pilgerreisen der Deutschen nach Santiago de Compostela, Straßburg 1899.
- Hampe, Th.: Deutsche Pilgerfahrten nach Santiago des Compostela und das Reisetagebuch des Seibald Oertel. Mitteilungen des germ. Nationalmuseums 1896.
- Hell, Vera u. Helmut: Die große Wallfahrt des Mittelalters, Tübingen 1964.
- Hüffer, Hermann Josef: Die span. Jakobsverehrung in ihren Ausstrahlungen auf Deutschland, Hirstorisches Jahrbuch Jg. 74, München/Freiburg 1955.
- ²⁾ Klaus Herbers (Hrsg.): Der Jakobsweg. Mit einem mittelalterlichen Pilgerführer unterwegs nach Santiago de Compostela Tübingen 1986
- Hingewiesen sei außerdem auf die Reihe „Jakobus-Studien“, die im Verlag Gunter Narr, Tübingen, erscheint.
- Wer sich intensiver mit dieser Thematik auseinandersetzen möchte, bzw. sich auf den Weg nach Santiago de Compostela begeben will, der Wende sich an die Deutsche St. Jakobus-Gesellschaft e. V. Wilhelmstr. 50–52, 5100 Aachen.
- Hüffer, H. J.: Sant’Jago, München 1957.
- Kistner, Kunz: Ein hüsch Lese vu grosz Wunderzeichen von dem heiligen zwölffboten sant Jakob und zweie Jakobsbrüdern, Basel 1516.
- Kistner, Kunz: Die Jakobsbrüder Hannover 1855.
- Klauber, Rudolff: Nachtigall, das ist: Eine schöne historische Beschreibung . . ., Basel 1617/1751.
- Korth, Leonhard: St. Jakobswallfahrten und St. Jakobslegenden im deutschen Mittelalter, in: Korth, Mittagsgespenster, hrsg. von Karl Hoerber. Köln 1915.
- Künig, H.: Die Walfahrt und Strass zu Sankt Jakob, Straßburg 1495, Faksimilendruck 1892.
- Künstele, Karl: Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten und der Totentanz, Nebst einem Exkurs über die Jakobslegende, (St. Jodokus, Überlingen), Freiburg 1908.
- Meyer, Elard Hugo: Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert, Straßburg 1900.
- Möller, Ernst von: Die Elendbruderschaften, ein Beitrag zur Geschichte der Fremdenfürsorge im Mittelalter, Leipzig 1906.
- Ochs, Ernst: Badisches Wörterbuch, Lieferung 35, 3. Band, Lahr 1975.
- Pfleger, Lucian: Die St. Jakobsbrüder und der Jakobikult im Elsaß, In: Elsaßland 5 (1925).
- Platner, Felix: Tagebuch (Lebensbeschreibung 1536–1567), Basel 1976.
- Richter, Erhard: Die Flurnamen von Wyhlen und Grenzach, Freiburg 1962.
- Röhricht-Meisner: Reisebuch der Fam. Rieter, 1864.
- Röhricht, Reinhold: Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande, Berlin 1880.
- Schmitz, Johann: Sühnewallfahrten im Mittelalter, Bonner phil. Diss., Bonn 1910.
- Schreiber, Georg: Deutschland und Spanien, Volkskundliche und kulturkundliche Beziehungen, Düsseldorf 1936.
- Schreiber, Georg: Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben, Forschungen zur Volkskunde, Heft 16/17, Düsseldorf 1934.
- Vielliard, Jeanne: Le guide du Pèlerin de Saint-Jacques de Compostelle (Codex Calixtinus), 3. édition Macon 1963.
- Wackernagel, Rudolf: Geschichte der Stadt Basel, Basel 1907 II.²
- Zimmern, Froben Christoph: Die Chronik der Grafen von Zimmern, Bd. 2, Darmstadt 1967.

30 Jahre Hebelmuseum in Hausen im Wiesental

Elmar Vogt, Hausen



Ansichtskarte „Hebels Heimatmuseum in Hausen“ (Karte aus der Sammlung Elmar Vogt, Hausen)

Vor dreißig Jahren, zum 200. Geburtstag von Johann Peter Hebel am 10. Mai 1760, wurde das Hebelhaus in Hausen im Wiesental als Heimatmuseum eingerichtet. Johann Peter Hebels Heimathaus wurde im Jahre 1562 erbaut und 1718 in der Form umgebaut, wie es heute noch zu sehen ist. Eigentum von Hebels Eltern war nur das obere Stockwerk. Es ist anzunehmen, daß die Mutter, Ursula geborene Örtlin, es als Erbe mit in die Ehe brachte, da ein käuflicher Erwerb in den Akten nicht nachzuweisen ist.

Die Eltern Hebels konnten in ihrem Heimathaus nur zwei glückliche Ehejahre mit ihrem kleinen Hanspeter verbringen; denn bereits

1761 starb der Vater, so daß die Mutter mit ihrem Hanspeter allein war.

Auch sie hatte nicht das Glück, längere Zeit in ihrem Heim verbringen zu dürfen; schon im Jahre 1773 erkrankte sie in Basel und starb zwischen Brombach und Steinen im Beisein ihres Sohnes auf einem Ochsesgespann, das sie nach Hause bringen sollte. Nach dem Tode der Mutter kam Hebel fort von Hausen, das elterliche Haus war verwaist, und Jahre später, als Hebel in Karlsruhe in hohem Amt und hohen Würden stand, wurde das Hebelhaus bereits verkauft und wechselte in den folgenden Jahren mehrmals den Besitzer. Man war sich damals des Wertes dieses

Häuschens noch nicht bewußt. Der Weitsichtigkeit der Lesegesellschaft im Pflug in Schopfheim ist es zu verdanken, daß sie sich im Jahre 1850 des Hebelhauses annahm und es für 1000 Gulden erwarb. Im Jahre 1862 hatte sich die inzwischen gegründete Hause-ner Hebelstiftung auch für die Erhaltung des Hauses interessiert und konnte das obere Stockwerk der Lesegesellschaft abkaufen. Erst im Jahre 1875 gelang es durch einen Tausch, das ganze Haus zu erwerben, und seit diesem Zeitpunkt ist es im Besitz der Gemeinde Hausen. In späteren Jahren erinnerte sich auch der Staat seiner Dankspflicht und ließ das Haus unter Denkmalschutz stellen. Bis zum Jahre 1958 war es bewohnt und litt stark unter dieser Beanspruchung, so daß mit einer größeren Renovation in nächster Zeit zu rechnen war, die aber Charakter und Stil stark beeinflußt hätten. Aufgrund dieser Tatsache ergriff Bürgermeister Ernst Hug die Initiative und unterbreitete 1957 dem Gemeinderat den Vorschlag, das Hebelhaus zu räumen und es als Heimatmuseum einzurichten, damit es in seiner ursprünglichen Art der Nachwelt erhalten bliebe.

Sogleich wurde mit den Bauarbeiten begonnen, welche unter der Leitung von Herrn Baurat Ehrlich vom Staatlichen Hochbauamt Schopfheim durchgeführt wurden. Die Einrichtung des eigentlichen Museums übernahm freundlicherweise Herr Gewerbeschuldirektor Ernst Grether aus Schopfheim, der auf diesem Gebiet über Sachkenntnis und langjährige Erfahrung verfügte.

Im Zusammenwirken mit Bürgermeister Hug wurden in verhältnismäßig kurzer Zeit alte Möbel und Ausstellungsstücke aus der Zeit Hebels in der näheren Umgebung, besonders aus Bauernhäusern in Hausen und dem Kleinen Wiesental, gesammelt und erworben.

Die Erneuerung dieser historischen Gegenstände konnte in der Werkstatt der Gewerbeschule Schopfheim unter der fachmännischen Aufsicht von Herrn Grether durchgeführt werden. Die Gemeinde Hausen hatte für den Ankauf und die Renovierung einen ansehnli-

chen Betrag zur Verfügung gestellt, um es zu ermöglichen, daß das Heimatmuseum bis zum 200. Geburtstag Johann Peter Hebels eröffnet werden konnte.

Dieser schöne Wunsch ging in Erfüllung. Bereits am 8. Mai 1960 konnte das Heimatmuseum durch den Bürgermeister Ernst Hug der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Inzwischen wurde das Hebelhaus 1977 bis 1979 unter finanzieller Beteiligung des Landesdenkmalamtes erneuert.

Im Erdgeschoß haben neben den alten Tischen, Schränken und Truhen auch Regale mit den Werken der Hebelpreisträger sowie Urkunden und Schriftstücke aus der Zeit Hebels Platz gefunden. Auch Veröffentlichungen der Hebel-Plakettenträger sowie heimatkundliche Literatur ist hier aufbewahrt. Im Museum zu sehen ist auch der letzte Kaufbrief aus dem Jahre 1875, als es gelang, im Tauschwege das Hebelhaus ganz zu erwerben. Schriftstücke mit dem Siegel der Herren von Rötteln sowie Verträge aus dem 17. Jahrhundert sind neben anderen interessanten Gegenständen zu sehen. Der Ortsplan an der Wand veranschaulicht das damals noch kleine Dorf Hausen im Jahre 1755 mit seiner Gemarkungsgrenze, welche sich bis heute nicht verändert hat. Im kleinen Kellerraum unter der Treppe zum Obergeschoß ist eine Nagelschmiede untergebracht, die in Elbenschwand als eine der letzten im Kleinen Wiesental erworben und hier wieder aufgebaut wurde.

Die Wohnung von Hebels Eltern im Obergeschoß ist in ihrer ursprünglichen Art bis heute erhalten geblieben. Die Wohnung wurde nach der damaligen Zeit wieder eingerichtet und zeigt, wie Hebel mit seiner Mutter gewohnt hat.

Die Bilder in der Schlafstube zeigen die Stationen aus Hebels Leben, von der Wiege bis zum Grabe und bildliche Darstellungen aus seinen alemannischen Gedichten. Zwei Reliefe, welche das Heilige Abendmahl von Leonardo da Vinci darstellen, beweisen die sehr

gute Handwerksarbeit in der Gießerei des Hausener Eisenwerks.

Erwähnt sei noch, daß der Spruch an der Stirnseite des Hebelhauses, den Hebels Mutter im Jahre 1763 anbringen ließ, keineswegs alemannisch, sondern kurpfälzisch ist. Diesen Spruch hat Hebels Vater verfaßt, und die Mutter Hebels ließ ihn nach dem Tode ihres Mannes anbringen.

Wann Naid und Haß brent'
Wie ein Feur Wär Holz und
Kohlen Nicht So theur
U. 1763 H.

Im Dachgeschoß des Museums wurde 1985 eine Schuhmacherwerkstatt eingerichtet. Aus dem Nachlaß des Bürgermeisters Albert Hauser (1875—1945) Bürgermeister von 1913 bis 1945, der gelernter Schuhmacher war, erhielt die Gemeinde einen Teil der Einrichtung. Mögen alle Besucher des Dorf museums im „Hebelhüsli“ eine Freude an diesem Kleinod der alemannischen Heimat haben.

Öffnungszeiten:

Sonntags von 10 bis 12 Uhr
oder nach Voranmeldung
Rathaus, Bahnhofstraße 9,
Telefon: (0 76 22) 20 29

Auf folgende Literatur sei hingewiesen:

- 1) Museumsführer, Dorf museum Hausen im Wiesental, herausgegeben von der Hebelstiftung Hausen im Wiesental
- 2) Festschrift zum Großen Hebelfest 1985 anlässlich des 225. Geburtstages von Johann Peter Hebel
- 3) Hausen im Wiesental — Gegenwart und Geschichte, Ortschronik 1985
- 4) Aus der Vergangenheit des Hebeldorfes Hausen im Wiesental, von Gustav Oberholzer, Frühjahr 1984
- 5) Das Jahr 1789 im Markgräflerland, von Prof. Dr. Klaus Schubring, herausgegeben vom Regionalgeschichtlichen Gesprächskreis Hausen im Wiesental

Empirische Kulturwissenschaft

” Den Ansätzen zur konkreten Aufarbeitung der Entwicklung der Volkskultur und zur Neubeleuchtung ihres gegenwärtigen Zustandes folgte die fundamentalere theoretische Revision. Die längst fällige ideologiekritische Analyse der nationalsozialistischen Volkskunde setzte ein (Bausinger 1965, Emmerich 1971), aber auch eine grundsätzliche Revision der Leitkategorien und des methodischen Instrumentariums der Volkskunde. Die Überwindung des herkömmlichen Kanons und damit die Relativierung der traditionellen Sachgebiete, die Einbeziehung derjenigen Teile der unterschichtlichen Kultur, die nicht mit dem Volksetikett versehen und als alte Tradition abgesegnet waren, und der Einstieg in sozialwissenschaftliche Methoden (Abschied 1970) — all das verdeutlichte den Bruch mit dem, was trotz allen Ausgriffen der Hauptstrom der Volkskunde gewesen war (Bausinger 1969).

Es lag nahe, auch die gängige Fachbezeichnung Volkskunde zu verabschieden, die fast unweigerlich Assoziationen an Brauchtumpflege und Trachtenerneuerung nahelegte und nicht mehr abdeckte, was in der Forschung tatsächlich geschah (Scharfe 1970, Brückner 1971). Seit ungefähr 1970 haben sich andere Bezeichnungen neben und vor den alten Namen Volkskunde geschoben: Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie. Die alte Bezeichnung ist allerdings aus der wissenschaftlichen Systematik und Diskussion nicht völlig ausgeschieden. Sie hat ein verlässlicheres Profil gewonnen — abgeschirmt durch die neuen Fachbezeichnungen und geprägt durch neue, substantielle Untersuchungen.

Der wesentliche Ausgangspunkt all dieser Untersuchungen ist, daß Volkskultur nicht sinnvoll als unberührt-kontinuierliche Ausformung bäuerlicher Lebensweise zu isolieren ist, daß sie vielmehr in ihrer jeweiligen, sich historisch verändernden Gemengelage zu beschreiben und zu verstehen ist. Die alte ländliche Kultur läßt sich nur unvollkommen erschließen über die Dokumentation vereinzelter Brauchbestände und ähnlicher Objektivationen; sie muß vielmehr im vollen Umfang dörflicher Lebensweisen, in ihrem Normengefüge und in der Spezifik ihrer Sozialstruktur erfaßt werden (K. S. Kramer 1974, Jeggle 1977, Kaschuba/Lipp 1982).

”

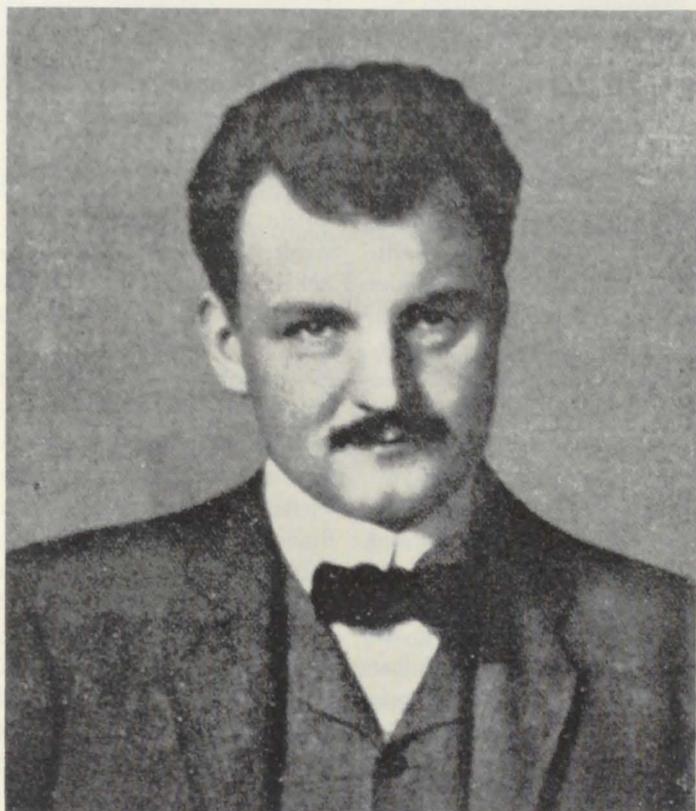
Aus: Hermann Bausinger, Volkskultur in der technischen Welt, Reihe Campus, Band 1008, 1989, zuerst erschienen 1961 im Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart.

Nachwort 1986 „Volkskultur in Gemengelage“

Zu früh dem Schlachtentod geopfert

Eine Betrachtung zum 75. Todestag des Architekten Friedrich Ostendorf

Hans Leopold Zollner, Ettlingen



Friedrich Ostendorf (Foto: Schlesinger, Archiv Hans Leopold Zollner)

In der Nacht vom 16./17. März 1915 stürmten Kompanien des badischen Leibgrenadierregiments 109 die Lorettohöhe nordwestlich von Arras. Im mörderischen Abwehrfeuer der Verteidiger fiel an der Spitze der 1. Kompanie ihr Führer, der Leutnant der Reserve Friedrich Ostendorf. Der Vierundvierzigjährige hätte nach dem Willen seiner Vorgesetzten an diesem Sturm eigentlich nicht teil-

nehmen sollen, denn der Professor für Architektur an der Technischen Hochschule Karlsruhe — und das war Ostendorf seit acht Jahren — war für höhere Führungsaufgaben bestimmt gewesen. Daß der Kompanieführer der Ersten mit Rücksicht auf seine Grenadiere und Kameraden diesen Vorschlag abgelehnt hatte, sagt etwas aus über die menschlichen Qualitäten eines Mannes, der trotz sei-

ner Jugend als einer der Kommenden in seinem Fach gelten durfte.

Friedrich Ostendorf war Westfale, geboren am 17. Oktober 1871 in Lippstadt. Nach dem Abitur ergriff er das Studium der Architektur, besuchte die Technischen Hochschulen in Stuttgart, in Hannover und in Berlin-Charlottenburg. Beide Staatsexamen bestand der Kandidat „mit Auszeichnung“, und er gewann den Schinkelpreis, der für seine weiteren Kenntnisse und Erfahrungen ebenso wichtig war wie die Studienzeit. Dank dieses Preises nämlich konnte Ostendorf Studienreisen durch Deutschland, Frankreich und Italien unternehmen, bevor er als freier Architekt in Marburg, dann in Düsseldorf tätig war. Von 1903 bis 1904 arbeitete er im Berliner Ministerium für öffentliche Arbeiten, und schon ein Jahr danach konnte sich Friedrich Ostendorf als ordentlicher Professor für mittelalterliche Baukunst an der Technischen Hochschule Danzig habilitieren. Schon in den drei Danziger Jahren lenkte der Professor die Aufmerksamkeit auf sich, da er an verschiedenen Architektur-Wettbewerben teilnahm und Entwürfe vorlegte, die lobend anerkannt, wenn auch nicht ausgeführt wurden.

1907 nahm Ostendorf die Berufung an die Karlsruher Fridericana an, da dort der bisher von seinem Lehrer Karl Schäfer betreute Lehrstuhl neu zu besetzen war. Mit dieser Berufung erreichte Ostendorf nicht nur den Höhepunkt seines kurzen Lebens, sondern auch den entscheidenden Wendepunkt in seinem Schaffen als Architekt und Architektur-Theoretiker, als Gestalter und Planer. Nicht zuletzt gewann er als Hochschullehrer eine große Schar von Studenten, die ihren jugendlichen Professor geradezu vergötterten, weil er sie aus dem Trott des Alltagsstudiums herauszureißen und für moderne Auffassungen zu begeistern vermochte. Noch nach vielen Jahren erinnerte sich einer seiner Schüler, inzwischen selbst ein namhafter Vertreter der Baukunst geworden, in einem Aufsatz an seinen Lehrer Ostendorf:

„In der herrschenden Wirrnis von Theorien, Moden und Pflichten trat uns nun mit Ostendorf ein ungewohnter Professor entgegen. Wir waren in die Vorlesung gegangen, ohne besondere Erwartungen, eben weil sie auf dem Studienplan stand. Er kam in den Saal, groß, gut angezogen, mit rötlich blondem lockigem Haar und einem ruhigen sicheren Wesen. Er fing an zu sprechen und dann zu zeichnen, und es dauerte nicht lange, so waren wir gefesselt und dann — glücklich. Denn da war einer, der sagte, wie und warum man ein Haus, ein einfaches Haus, so und nicht anders baute.“

Die Erleichterung, die aus diesen Worten spricht, läßt sich angesichts der Wirrnis von architektonischen Theorien und Schulen verstehen, die seit der Gründerzeit den öffentlichen und den Wohnungsbau bestimmten. Das war in Karlsruhe nicht anders als in gleich großen und größeren Städten. Da entstanden vor und nach 1900 romanisch und gotisch nachempfundene Kirchen, Repräsentationsbauten staatlicher Behörden und privater Bauherren in den Formen des Neobarock, Brauereien im Stil mittelalterlicher Burgen, Bankgebäude im Jugendstil und Wohnviertel mit Renaissance-Fassaden. Schließlich blieb auch Ostendorfs Danziger Lehrer und Karlsruher Vorgänger auf dem Lehrstuhl für Architektur, der hochangesehene Professor Karl Schäfer, in Lehre und Bauen noch immer dem mittelalterlichen Formenapparat verhaftet, vor allem den gotischen Stilformen, und das bis ins Handwerkliche genau.

Schäfers Auffassung und Art des Bauens hatte Friedrich Ostendorf dann auch noch in Danzig gelehrt und weitergegeben. In Karlsruhe jedoch, wo er seine Lehrtätigkeit mit dem Wintersemester 1907 eröffnete, umging ihn eine andere und für ihn zunächst neue architektonische Atmosphäre: die klassizistische, geprägt vom künstlerischen und städtebaulichen Gesamtwerk Friedrich Weinbrenners. Sie durchzog — deutlicher, als wir Heutigen es uns vorstellen können — das Erscheinungsbild der Fächerstadt. Und wenn auch vor und



*Die von Ostendorf erbaute Staatsschuldenverwaltung am Schloßplatz
(Vorkriegsaufnahme Archiv Zollner)*

nach der Jahrhundertwende alle Formen und Unformen der Gründerzeit-Architektur das Bild der Bank- und Kaufhausgebäude, der Wohn- und Gewerbebauten überwucherten – es gab doch schon zwei, drei Architekten, die mit ihren Karlsruher Neubauten bewußt oder unbewußt die klassizistische Tradition wiederaufgenommen hatten.

Für Friedrich Ostendorf führte die Begegnung mit dem Karlsruher Klassizismus freilich nicht zur bloßen Nachahmung, aber zur Abkehr von jener mittelalterlichen empfindenden malerischen Willkür, die sein Lehrer Karl Schäfer konsequent bis zu seinen letzten Bauten beibehalten und in seinen theoretischen Schriften, besonders in seinem Hauptwerk „Romanische und gotische Baukunst“ vertreten hatte. Ostendorf wandte sich einem neuen und, wie sich auch bei seinen Schülern erweisen sollte, „spezifischen Klassizismus“ zu: einer strengen Gesetzmäßigkeit, einer völligen Einheit von Grundriß und Aufriß; die, so ein Fachkollege, „ohne das Karlsruher Erlebnis nicht denkbar gewesen wäre.“ – „Diese Stadt“, so abermals der erwähnte Fachkollege, „entsprach Ostendorfs Ideal,

denn hier war nicht nur das Einzelhaus, sondern auch die ganze Stadt im Grundriß und Aufriß ganz klarer Ausdruck einer Idee, geprägte Form einer Kulturrepoche.“

Diese Einsichten führten Ostendorf zum Entschluß, das Gewachsene einer grundsätzlichen Tradition mit neuen Baugedanken zu verknüpfen und, wie er es in einem seiner „Bücher vom Bauen“ formulierte, „die einfachste Form für ein Bauprogramm zu finden und schließlich mit den Mitteln der Baukunst, Raumgedanken zu verwirklichen.“

Mit diesen Auffassungen geriet der junge Architektur-Professor natürlich in Gegensatz zu den individuellen künstlerischen Plänen bedeutender baukünstlerischer Zeitgenossen, vor allem solcher, die in Karlsruhe bauten und mit ihm an der Hochschule lehrten. Auch persönliche Abneigungen mögen dazu beigetragen haben; denn, so erinnerte sich ein damaliger Kollege aus dem Lehrkörper der Karlsruher Fridericiana, der Dozent für Arbeitspsychologie Willy Hellpach am Stammtisch der Künstler und Akademiker im Karlsruher „Künstlerhaus“ an Ostendorf: „Er war ein charakterlich prachtvoller Westfale; er

konnte ein fortreißender Plauderer und Gesellschaftler sein, wenn er dazu gestimmt war. Aber es wohnte in ihm auch, wie in manchem hochbegabten Niederdeutschen ein Wesenszug von Selbstüberzeugtheit und Überheblichkeit, der sich gelegentlich nicht nur in hochfahrendem und abschätzigem Urteil, sondern auch im Auftreten entlud. Zu mir jedoch ist Ostendorf nie anders als reizend gewesen, ich habe zu keiner Zeit ein hochfahrendes Wort von ihm zurückweisen oder hinnehmen müssen.“ Und endlich bemerkte Hellpach in dieser einzigen Persönlichkeits-schilderung außerhalb des Fachschrifftums: „Ostendorfs früher Schlachtentod war gewiß ein harter Verlust für Karlsruhe, vielleicht sogar für die deutsche Baukunst.“

Trotz dieses viel zu frühen Todes und der auf sieben Jahre beschränkten Karlsruher Schaffenszeit bleibt bewundernswert, was Ostendorf geleistet hat. Das lehrt allein schon der flüchtige Blick auf den Katalog seiner Veröffentlichungen, die von 1901 bis 1914 in der „Zeitschrift für Bauwesen“ erschienen und sich vorwiegend mit Themen der mittelalterlichen Baugeschichte befassen. Bis in Karlsruhe jene Bücher entstanden, die Ostendorfs Ansichten zu einer modernen, aber nicht traditionslosen Architektur darlegen. Von ihnen ist zuerst jenes zu nennen, das den charakteristischen Titel „Theorie des architektonischen Entwerfens“ trägt und das, knapp ausgedrückt, die Erkenntnis vermittelt: Entwerfen ist das Suchen nach der einfachsten Erscheinungsform für ein gegebenes Bauprogramm. Unvollendet blieb ausgerechnet jenes Werk mit dem Titel „Sechs Bücher vom Bauen“, in dem Ostendorf alle die Ideen niederlegen wollte, die er in kurzen Zeitschriften-Aufsätzen und seinen Studenten in 14 Vorlesungs-Semestern dargelegt hatte. Nur drei der Bücher, zum Teil von früheren Schülern oder Mitarbeitern wie Walter Sackur bearbeitet und ergänzt, konnten um 1922 erscheinen. Das erste hatte der Verfasser noch mit dem für ihn so charakteristischen Satz eingeleitet: das Entwerfen sei die entscheidende Tätigkeit

des Architekten, und mit der geharnischten Ablehnung der These, daß es — so wörtlich — „in der Baukunst keinerlei Gesetze gibt und man daher die Dinge hinnehmen muß, wie sie erscheinen, ob man sie begreifen oder verstehen kann oder nicht.“

Gewidmet hatte Ostendorf das Fragment gebliebene Fundamentalwerk zum Bauen seinem um sieben Jahre älteren Freund und Hochschulkollegen, dem Keramiker, Innen- und Gartenarchitekten Max Läger. Läger hatte von Anfang an die klassizistischen Erneuerungsbestrebungen Ostendorfs unterstützt, und dann war es zur Zusammenarbeit der beiden gekommen, und zwar als in den Jahren 1907 und 1908 die Karlsruher „Gartenstadt“ entstand. Neben einer Gartenstadt in Dresden-Hellerau war die Gartenstadt beim Karlsruher Vorort Rüppurr die älteste in Deutschland, die eine neue und zunächst belächelte Art einer Wohnsiedlung im Grünen anstrebte. Nach einigen Mißgriffen bei den ersten Vorentwürfen übernahm Friedrich Ostendorf als Oberbaurat und Leiter der Staatlichen Hochbauverwaltung die Gesamtplanung der Gartenstadt. Gleich seinem Freund Max Läger lieferte er auch architektonische Gestaltungen im Rahmen dieser Planung. Er entwarf den halbmondförmigen Platz, der heute seinen Namen trägt, und die drei der Kurvung des Platzes sich anschmiegenden Häuser, die allerdings erst geraume Zeit nach Ostendorfs Tod entstanden. Dennoch: die Gesamtplanung der Gartenstadt war von ihm vorgegeben worden, und mit ihr, damals als geradezu „revolutionär“ empfunden, setzte Ostendorf einen Markstein auf dem Weg zum gesunden Wohnen in natürlicher Umwelt.

Wenig bekannt ist schließlich, daß der Oberbaurat Ostendorf auch wesentlichen Anteil an der Restaurierung der Rotunde für den Schwarzwald-Dom von St. Blasien hatte und an der baulichen Gestaltung mitwirkte. Zu verstehen ist indessen, daß der Hochschullehrer, Architekturschriftsteller und oberste Baubeamte des Landes Baden so gut wie kei-



Ostendorfplatz in der Karlsruher Gartenstadt (Archiv Zollner)

ne Zeit für eine eigene, seinen Fähigkeiten und Anschauungen entsprechende Tätigkeit als schaffender Architekt fand. Nachdem schon früher seine Entwürfe in Wettbewerben gelobt und ausgezeichnet, dann aber auf dem Papier geblieben waren, mochte es Ostendorf schmerzen, daß er kaum Gelegenheit zum schöpferischen Gestalten fand. Außer den paar Häusern in der Gartenstadt besitzt Karlsruhe deshalb nur ein einziges Repräsentationsgebäude, das Ostendorf schuf: die einstige Staatsschuldenverwaltung am Schloßplatz. Es ist glücklicherweise erhalten geblieben und zeichnet sich, besonders als Kontrast zu den Nachkriegsbauten am gleichen Platz durch seine vornehme, harmonisch gegliederte Fassade aus, deren Schlichtheit klassizistische Anklänge hat. Eine schöne Fassadenbildung und klassischen Anhauch besitzt auch das Wohnhaus, das sich Friedrich Ostendorf in der Karlsruher Weststadt erbaute. Obwohl es im einstigen „Millionenviertel“ an Prachtvillen und architektonisch wohlgebildeten Häusern auch heute nicht fehlt, erregt es noch immer Bewunderung, und es läßt ahnen, welche Leistungen man von Ostendorf noch hätte erwarten dürfen.

Aber viel Zeit blieb ihm nicht mehr, um in seinem Hause zu leben, an neuen Plänen, an seinen „Sechs Büchern vom Bauen“ weiterzuarbeiten und um das umfangreiche Werk „Die deutsche Baukunst im Mittelalter“ abzuschließen. Es sollte ein Kompendium aller Forschungen und Bauaufnahmen seiner Studienreisen, der Danziger und der anfänglichen Karlsruher Zeit werden — und, nicht zuletzt, eine „Hommage“ an seinen Lehrer und Vorgänger auf dem Karlsruher Lehrstuhl, Karl Schäfer. Denn ihm bewahrte er Verehrung und Dankbarkeit, wenn sich auch ihre stilistischen Wege getrennt hatten. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs setzte auch dieser Veröffentlichung ein vorzeitiges Ende. Das Buch erschien mit dem Vermerk „aus dem Nachlaß“ im Jahre 1922, bearbeitet und herausgegeben von Ostendorfs Assistenten und Schülern Hermann Reinhard Alker, Otto Gruber, Hans Hauser und Hans Detlev Rösiiger. Auch das war ein Zeichen der Dankbarkeit; denn, so begründeten es die Herausgeber, Ostendorf habe die Aufgabe eines wahrhaft akademischen Lehrers erfaßt und seinen Studenten nicht nur Kenntnisse vermittelt, sondern das Berufsstudium mit einer sittli-

chen Welt- und Lebensanschauung verknüpft.

Noch tiefer als diese Worte beeindruckt der Abschnitt in der Regimentsgeschichte der Karlsruher Leibgrenadiere, der von der Totenfeier für den Leutnant Ostendorf und andere Gefallene auf dem Frontfriedhof Lens am 19. März 1915 berichtet:

„Auch Angehörige anderer Truppenteile, Schüler der Technischen Hochschule, hatten sich zur Feier eingefunden, um ihrem hochverehrten Lehrer . . . in Dankbarkeit den Scheidegruß darzubringen.“

Vermutlich ist keiner von Ostendorfs Schülern heute noch am Leben, vermutlich gibt es daher auch keinen mehr, der sich der Worte erinnert, mit denen ihr Lehrer die Quelle al-

len Übels im damaligen Städtebau geißelte, nämlich — so seine Worte — „die Sucht, durch auffallende, die anderen überbietende Aufmachung die eigene Leistung in den Vordergrund zu stellen.“

Eine Mahnung, deren Wahrheit auch heute noch gilt . . .

Literaturhinweise:

Sackur, W: Zum Gedächtnis an Fr. Ostendorf.
Die Pyramide 11/1929 (R. Eisenlohr)
Die Technische Hochschule Karlsruhe, Festschrift 1950. (H. D. Rösiger)
Manuskript zum Vortrag des Verfassers im Süddeutschen Rundfunk (Land und Leute) am 17. März 1990

Die deutsche Wirtschaftsunion 1834/35:

Baden trat vor 155 Jahren dem Deutschen Zollverein bei

Adolf Schmid, Freiburg

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war — nach dem Napoleonischen Drama — in der deutschen Geschichte geprägt von der politischen Vielfalt und den Gegensätzen zwischen konservativer Erneuerung, Fortschritt und Reaktion. Während z. B. im Großherzogtum Baden rasch eine Verfassung möglich wurde, unterzeichnet von Großherzog Carl am 22. August 1818 in Bad Griesbach/Renchtal, scheiterten die Verfassungspläne in vielen andern deutschen Territorien, vor allem aber in den beiden deutschen Großstaaten Österreich und Preußen. Sie bekamen als „Ersatz“ vielfach eine „reformierte“ Verwaltung, Restauration wurde wirkungsvolles Ordnungsprinzip. Der „Deutsche Bund“ unter Österreichs Leitung, gebildet von 35 souveränen Fürsten und 4 freien Städten, existierte unter dem Schutz und im Interesse der europäischen Großmächte; er garantierte satzungsgemäß nicht nur die „äußere und innere Sicherheit Deutschlands“, sondern insbesondere auch die „Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten“. Für die „Deutsche Einheit“ engagierte sich eine Minorität, z. B. die wenigen hundert Burschenschaftler, die sich 1817 auf der Wartburg trafen — als „Vorreiter eines Nationalstaates“. Die von Metternich formulierten „Beschlüsse“ von Karlsbad (1820), die dann der „Bundestag“ willfährig guthieß, gaben aber die Handhabe für schärfste Zensur, für rasche „Intervention“ und strikte Überwachung des politischen Lebens.

Aber der Kampf um Reformen und Veränderungen ging doch weiter in fast allen Staaten des Deutschen Bundes; immer mehr Menschen kämpften für „Freiheit“, „Einheit“ und „Konstitution“ und gegen die restaurative Politik der „Heiligen Allianz“, die nicht nur jede Veränderung im europäischen Gleichgewicht, sondern auch jede Verschiebung der Kräfteverhältnisse innerhalb „Deutschlands“ unmöglich machen wollte. Die Nachwirkungen der Julirevolution von 1830 auf die „deutsche Nation“ waren beträchtlich, die „vorletzten“ deutschen Staaten erhielten nun ihre „Volkssouveränität“ und ihre Verfassungen, nicht freilich Österreich und Preußen. Das „Hambacher Fest“ (1832) machten die liberalen Kräfte zum „Fest der deutschen Nation“; die Forderung, die „vereinigten Freistaaten von Deutschland“ zu schaffen, die in einem „konföderierten republikanischen Europa“ (Dr. Wirth) aufgehen sollten, zeigte die Vision des ganzen freiheitlichen Europa. Die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten und sie hatte die Situation fest im Griff: der „Bundestag“ verbot politische Vereine und öffentliche Kundgebungen, um so die „Demagogen“ und den „Geist der Unruhe“ zu bannen.

Die Wirtschaft als Vorreiter

Was politisch also noch nicht erreichbar oder sogar utopisch schien, wurde auf dem Gebiet von Gewerbe und Handel möglich und auch realisiert: die wirtschaftliche Integration der deutschen Staaten. Die Entfaltung von Han-



Karl von Rotteck, Hofrath und Professor der Rechte; Lithographie von C. F. Müller (Karlsruhe) nach einem Gemälde von Nebrlich, Generallandesarchiv Karlsruhe

del und Industrie litt ja fast zwangsläufig unter der ökonomischen und politischen Zersplitterung der deutschen Territorien. Während die europäischen Nachbarn ihre Märkte durch Schutzzölle sicherten, herrschte umgekehrt im wesentlichen Handelsfreiheit: Ausländische Produkte überfluteten den deutschen Markt und zwangen einfach zu prinzipiellen wirtschaftlichen Überlegungen und Maßnahmen.

Der Schwabe Friedrich List (1789–1846) hatte als Staatswissenschaftler in Tübingen und als württembergischer Abgeordneter in Stuttgart seit den zwanziger Jahren unermüdlich und ideenreich für die deutsche Wirtschaftsunion gekämpft, gegen den ein-

zelstaatlichen Egoismus, auch gegen die vielen Ängste, die vielfach wegen der zu erwartenden wachsenden Konkurrenz grassierten. List wollte alle Zollschranken abschaffen. 1819 schrieb er in einer Denkschrift¹⁾: „Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe. Um von Hamburg nach Österreich, von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und Mautordnungen zu studieren, zehnmals Durchgangszoll zu bezahlen... Trostlos ist dieser Zustand für



Karl Theodor Welcker (1790–1869)
Städtische Sammlungen Freiburg im Breisgau

Männer, welche wirken und handeln möchten.“

Wie der Handel behindert wurde, hat drastisch Franz Schnabel (in: Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts) beschrieben: „Jeden Augenblick wurden die Warenzüge auf der Landstraße durch Schlagbäume aufgehalten, bei Wind und Wetter wurden die Waren ausgepackt, auf der Straße ausgebreitet und durchsucht . . . In seinem Kontor verlor der Kaufmann viel Zeit mit dem Studium der zahllosen Zolltarife und Wegegelder. Aber das Tollste war: während jeder einzelne deutsche Staat sich von andern durch hohe Zollmauern abspernte, gab es keine geschlossene Linie nach außen, so daß die Waren aus

England in ungeheuren Mengen nach Deutschland kamen.“

Und tatsächlich: Es war Preußen, das zum 1. Januar 1834 mit dem schon seit 1828 bestehenden „Zollverein“ süddeutscher Staaten, auch Bayerns und Württembergs, und dem „Mitteldeutschen Handelsverein“ von Thüringen und Sachsen (der ursprünglich als Schutz gegen die preußische Wirtschaftsmacht gegründet worden war!) den „Deutschen Zollverein“ mit zunächst 18 deutschen Staaten ins Leben rief. Es ist historisch vielfach belegt und auch gut vorstellbar, daß in der Silvesternacht 1833/34 an den alten Grenzübergängen ganze Wagenkolonnen standen, vollgepackt mit Waren, mit denen

die Händler gleich nach Mitternacht auf die neuen Märkte eilen wollten. In Art. 6 des Zollvereinsvertrags stand: „Zwischen den Staaten besteht Freiheit des Handels und Verkehrs. Die Zolleinnahmen von Drittstaaten sind gemeinsam.“ Und in Art. 14 hieß es optimistisch: „Die Staaten wollen sich bemühen, ein einheitliches Münz-, Maß- und Gewichtssystem einzuführen.“ Die Böllerschüsse und die Neujahrsglocken begrüßten 1834 vor allem den großen Markt eines Wirtschaftsgebietes von 425 000 km² mit 25 Millionen Einwohnern.

Preußen übernimmt die Führung

Es ist leicht zu sehen, daß damals nicht weniger als dreizehn deutsche Staaten von preußischem Gebiet umschlossen waren — schon ein Grund, sich mit dem großen Nachbarn zollpolitisch zu arrangieren. Schon 1818 war Preußen selbst zu einem einheitlichen Zoll- und Handelsgebiet zusammengefaßt worden. Nun gehörten ja auch die Rheinländer zur „preußischen Rheinprovinz“ und auch die Einwohner des westlichen Sachsen waren „Preußen“ geworden: Preußen, neu formiert, griff tief aus nach Westen und Süden, quer durch ganz Deutschland; ein starkes Preußen am Rhein sollte Europa ja Ruhe garantieren! Preußische Politiker wie Friedrich von Motz (1775—1830), von 1825 bis zu seinem Tode Finanzminister, und Karl Georg von Maaßen (1769—1834), sein Nachfolger, haben diesen Vorteil und diese Chance klug genutzt und die Zollunion mit den Nachbarn angestrebt und konsequent durchgesetzt.

Und die letzte Zielsetzung machte Minister Motz in einer Denkschrift an seinen König im Juni 1829 überdeutlich²⁾: „Wenn es staatswissenschaftliche Wahrheit ist, daß Ein-, Aus- und Durchgangszölle nur die Folge politischer Trennung verschiedener Staaten sind (und das ist wahr), so muß es umgewandt auch Wahrheit sein, daß Einigung dieser Staaten zu einem Zoll- und Handelsverbände zugleich Einigung zu einem und demselben politischen System mit sich führt . . . Und in

dieser auf gleichem Interesse und natürlicher Grundlage beruhenden und sich notwendig noch in der Mitte von Deutschland erweiternden Verbindung wird erst wieder ein real verbündetes, von innen und von außen wahrhaft freies Deutschland unter dem Schutz und Schirm von Preußen erstehen und glücklich seins . . .“.

Die preußische Politik machte sich bewußt auf diesen Weg, die Wirtschaftspolitik entwickelte ihre Eigendynamik — und die deutschen Einigungshoffnungen begannen sich fast selbstverständlich auf Preußen zu richten. Nur wenige äußerten die Sorge und Furcht, daß mit der Herstellung des nationalen Marktes die „Verpreußung“ Deutschlands beginne.

Der Ausschluß Österreichs

Staatskanzler Fürst Clemens von Metternich, für den der status quo und die führende Rolle Österreichs im „Deutschen Bund“ unantastbar und absolut gesichert schienen, sah durchaus die gefährliche Entwicklung, weil ja³⁾ „alles (aber) unter preußischem Schutze und preußischer Präponderanz . . .“ geplant und realisiert wurde. Metternich machte Kaiser Franz I. im Juni 1834 klar, welche wirtschaftlichen und finanziellen Vorteile der Deutsche Zollverein dem „vorzüglichsten Nebenbuhler“ des Habsburgerstaates bringen würde: „Allein noch viel bedenklicher dürfte diese Rückwirkung auf dem politischen Felde sich für uns gestalten!“

Österreich wurde nicht Mitglied im Deutschen Zollverein. Der Nachfolger von Franz I., Ferdinand, der 1835 trotz seiner Kränklichkeit und defizitärer Intelligenz Kaiser wurde, stand völlig unter dem Einfluß Metternichs, und sein Wahlspruch lautete schlicht: „Regiere und verändere nichts!“ Die alte deutsche Führungsmacht manövrierte sich ins abseits oder anders gesagt: „Die Vormacht in Deutschland und Italien, der habsburgische Vielvölkerstaat, Österreich, hatte nichts als Ruhe im Sinn“ (Golo Mann).

schen Liberalismus eine wirkliche parlamentarische Vertretung der Deutschen, eines „Volkshauses“ neben dem Gesandtenkongreß des Frankfurter „Bundestages“ gefordert hatte⁵⁾ — mit dem Ziel der „organischen Entwicklung des Deutschen Bundes zur bestmöglichen Förderung der deutschen Nationaleinheit und deutscher staatsbürgerlicher Freiheit“ — aus dem Dienst entfernt. Studenten wurden von den Hochschulen relegiert, das gerade erreichte „Preßgesetz“ Badens wurde im Juli 1832 wieder für nichtig erklärt, „Maßregeln zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe im Deutschen Bund“ getroffen“. — Für Initiativen Preußens, gleich welcher Art, war in Baden wenig Sympathie auszumachen.

„Keineswegs aus Abneigung gegen die schöne und große Idee“

Fachleute und Interessenten beurteilten damals die wirtschaftlichen Vor- und Nachteile eines Beitritts Badens zum Zollverein sehr kontrovers. Bei den Politikern ging es aber doch eher um einen prinzipiellen Konflikt — ganz deutlich zu sehen z. B. beim Freiburger Karl von Rotteck, dem Kopf des badischen Liberalismus und Wortführer der politischen Beitrittsgegner, der es persönlich erleben mußte, daß er nicht nur als Professor eliminiert wurde, sondern auch — zum Freiburger Bürgermeister gewählt — in diesem Amt von der Regierung nicht bestätigt wurde. Für ihn und seine politischen Freunde war es eindeutig: An der Spitze dieser wirtschaftlichen Einigungsbewegung stand mit Preußen ein absolutistischer und reaktionärer Staat. In dieser Situation ließ sich Rotteck an Klarheit der Aussage nicht übertreffen, als er sein berühmt gewordenes Wort sprach, ausgesprochen in einem „Toast“ am 11. Juni 1832, am zweiten Pfingsttage, bei einem Fest in Badenweiler, bei dem ihm eine Rede verboten worden war: „Ich will die Einheit nicht anders als mit Freiheit, und ich will lieber Freiheit ohne Einheit als Einheit ohne Freiheit“. —

Als im Sommer 1835 die badische Kammer über den Beitritt zum „Deutschen Zollverein“ diskutierte, sprach auch Karl von Rotteck für die Opposition⁶⁾: „... Das badische Volk wird nach dem Eintritt des Zollvereins eine erhöhte Steuer bezahlen, ... (da) unser ganzes Steuersystem dem System Preußens angeglichen werden muß, dieses im Vereine vorherrschenden Staates, der eine große Militärmacht ist, der ungeheurer Geldmittel bedarf, um seine große Heeresmasse zu unterhalten ... Ich will ... nicht davon sprechen, daß diese Handelseinheit von dem Deutschen Bunde hätte ausgehen sollen ... , daß wir durch diesen Zollverein ... eine weitere gesetzgebende Behörde erhalten, die in Berlin abermals nach Verabredungen von Fürsten und Ministern Befehle erteilt ... Ich sage aber, die erste Bedingung einer des Namens werten Einheit ist die freie Mitteilung der Gedanken und Gefühle unter Brüdern und Mitbürgern. Diese erste Bedingung bleibt uns aber versagt ...“

Und die badischen Befürworter des „Anschlusses“? — Sie argumentierten mit einigem Recht, daß Preußen doch über lange Zeit hinweg zu den reformfreudigen Staaten gezählt werden konnte, auch wenn das Land noch immer keine eigentliche Verfassung besitze; auch die preußische Verwaltung galt als vorbildlich. Immerhin gelang es auf dem Landtag von 1835 der badischen Regierung Winter und dem tüchtigen Ministerialdirektor Karl Friedrich Nebenius, im Parlament eine Mehrheit für den Beitritt zu gewinnen. Und Karl von Rotteck gab in seinen politischen Memoiren nachträglich eine sehr überlegte Darstellung⁷⁾:

„Unter den von der Regierung an die Kammer gebrachten Gegenständen war jener des Anschlusses an den preußischen Zollverein der wichtigste. Er wurde zwar in geheimen Sitzungen verhandelt, jedoch das Protokoll desselben später durch den Druck veröffentlicht. Nach langer und umfassender Berathung in der verstärkten Kommission und nach von Seiten derselben geschehener Er-

stattung zweier ausführlicher, von der sorgfältigsten und tiefstgehenden Prüfung zeugender, Berichte, wovon der von dem Abgeordneten Hoffmann im Namen der Majorität verfaßte auf Ablehnung, der von Regenauer im Namen der Minorität erstattete auf Genehmigung des Anschlusses antrug, endlich nach einer höchst lebhaften, durch eine Reihe Sitzungen fortgesetzten, Diskussion in der vollzähligen Kammer, woran alle Mitglieder durch mehr oder weniger ausführliche Vorträge Theil nahmen, ward der Minoritätsantrag auf Zustimmung zum Anschluß mit 40 gegen 22 Stimmen genehmigt, während in der ersten Kammer eine einhellige Zustimmung erfolgte. Die Gründe jedoch, welche die Minorität der Kammer für die Ablehnung geltend machte, flossen keineswegs aus Abneigung gegen die schöne und große Idee eines die verschiedenen teutschen Volkstämme durch ein allgemeines Handels- und Zollsystem unter sich selbst verbindenden und nach außen als imponirende Nationaleinheit darstellenden Vereins; vielmehr wurde allseitig der Wunsch nach einer wahren und innigen, zumal auch die höhern, geistigen und politischen Interessen umfassenden Nationalvereinigung Teutschlands ausgesprochen, und jeder Schritt, welcher der Erfüllung solches Wunsches entgegenführe, als wahre Wohltat anerkannt.“

Baden — Nachbar der Schweiz und Frankreichs

Das Großherzogtum hatte auch wirtschaftlich gute Gründe, sich zollpolitische Bindungen und Unionen nach Norden und Osten reiflich zu überlegen. Die Handelsbeziehungen zur Schweiz und nach Frankreich waren alt, vielfältig und gut entwickelt und vor allem auf dem agrarischen Sektor von besonderer Bedeutung. Es mußten also fast zwangsläufig einige Sonderbedingungen ausgehandelt werden. Der Beitritt hat aber in der Folge die Entwicklung der badischen Wirtschaft doch entscheidend begünstigt.

Was damals unter den betroffenen Handelsleuten diskutiert wurde, hat ein Heidelberger Kaufmann, dessen Namen uns leider nicht bekannt wurde, 1834 in einer Denkschrift zusammengefaßt⁸⁾:

„Bemerkungen über den Beitritt Badens zu dem deutschen Zollverein“

[...] Jeder, der Badens comerzielle und ökonomische Verhältnisse genauer kennt und unbefangen ins Auge faßt, wird nicht in Abrede stellen, daß Baden im Verhältniß zum Ganzen nur wenige Fabriken besitzt, daß dagegen sein blühender Ackerbau bei weitem vorherrschend ist. Baden zählt 174 100 Gewerbesteuerzahlende Familien, darunter 87 200 Landwirthe mit eigenem Feld; folglich die Hälfte sämmtlicher Gewerbstreibenden gehört dem Ackerbau an. Die Landwirthschaft und kleineren Gewerbe sind mithin in Baden vorherrschend und verdienen in eben dem Maase auch größere Rücksicht bei Erwägung der Folgen und Wirkungen unseres Beitritts zum Zollverein.

Es fragt sich nun, wohin sich Baden in seiner jetzigen Lage — von eingehenden Mauthsystemen umgeben — zu wenden habe, um aus seiner Lage, aus seinen Produktions- und Handelsverhältnissen den möglichst großen Vortheil zu ziehen? Nur Isolirung oder Beitritt zu dem deutschen Zollvereine sind seiner Wahl übrig und sollte es sich nicht jetzt zum Anschluß entschließen, so dürfte eine Reihe von Jahren denselben wahrscheinlich nicht mehr zulassen. [...]

Man täuscht sich sehr, wenn man Badens Lage, wie sie früher war und wie sie unter dem jetzigen Vereinszustande der übrigen Staaten ist und sich gestalten wird, nicht von einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte aus betrachtet, wenn man wähnt, die Vortheile, welche Baden bisher mitunter durch seine Isolirung erntete, seyen auch ferner auf diesem Wege gesichert. Dies ist keineswegs anzunehmen. Unsere Einfuhrzölle würden in dem Maase auf den Fall unseres Nichtbeitritts

sich mindern, als die Aufsicht der Grenzstaaten gegen den Schleichhandel unbezweifelt geschärft werden würde, zugleich aber auch diese Quelle des Schleichhandels würde für den Grenzverkehr versiegen. Unser Zwischenhandel, unsere Spedition würde den Zustand der Isolirung schwer fühlen, denn es ist nicht denkbar, daß die Vereinsstaaten ihre Vortheile und die strengsten Maasregeln außer Acht lassen würden, um den hartnäckigen Nachbarstaat zu schonen, der ihrem Verband und seinen geringen Zollsätzen im Wege stehen würde. Hat man nicht die Mittel, unsern Ein- und Durchgangshandel sowohl als auch unsere Ausfuhr an den Grenzen der Vereinsstaaten zu erschweren, ja beinahe zu zernichten? Wir müssen darum zugeben, daß die Isolirung Badens ferner ganz andere Resultate liefern würde, als bis jetzt, daß wir die bisherigen Vortheile großentheils schwinden sehen, dagegen weit größere Nachtheile aber unausbleiblich an ihre Stelle treten würden. Hörte man nicht seit Jahren unter dem Druck der Mauthschranken den lauten Wunsch in den meisten deutschen Staaten einstimmig wiederhallen: hinweg mit den Mauthschranken, freier Verkehr in ganz Deutschland! Werfen wir einen Blick auf die Einwürfe und Angaben der gegnerischen Ansichten, so finden wir diese im wesentlichen in einigen Punkten zusammenfließen, und zu ihrer näheren Beleuchtung entgegenen wir:

In Ansehung der Schweiz wird unserem Activ-Verkehr auch unter dem Zollverband dieser Ausweg nicht sonderlich erschwert seyn, so lange die Schweiz das Getraide ihrer Nachbarstaaten nicht entbehren kann und ihre Alpen sich nicht in Fruchtfelder umwandeln. Wein, Tabak und Cichorie wird sehr wahrscheinlich seinen früheren Abzug dahin beibehalten. Nach Frankreich wird unser Schlachtvieh sowie sonstige Viktualien und Getraide keinen größeren Hindernissen begegnen, wenn man diese Bedürfnisse braucht, denn nicht aus besonderer Begünstigung, sondern nur bedingungsweise bei gesteigerten Preisen in Frankreich selbst wurde unser

Getraide z. B. mit ermäßigten Zöllen zugelassen und fand nur höchst selten einen Abzug dahin, während in der Regel prohibitiv Zölle gegen uns bestehen. [...]

Kommen wir endlich auf die Bemerkung, daß Baden durch den Zollverein in Berührung mit Staaten treffe, in denen Gewerbsfreiheit herrscht, und daß die Freiheit seiner Gewerbe dadurch ein dringendes Bedürfniß werden würde, wenn nicht die badische Industrie im Wettkampf mit gewerbfreien Staaten unterliegen soll, so dürfte Baden aber auch ohne Gewerbefreiheit deßhalb nicht unbedingt unterliegen. Auch seine geläuterten Zünfte (nach von Rotteck bei den Verhandlungen der Kammern von 1822 und 1823) könnten, durch den Sporn der gewerbfreien Nachbarstaaten angetrieben, den Wettkampf wohl recht gut bestehen — ist nicht der Handel schon, der fremde Erzeugnisse auf den Markt bringt und den Zünften an die Seite stellt (zumalen ohne Zölle), Hebel genug für die Industrie? Aber man verweise diese Gewerbe durch Beschränkung im Handeltreiben mehr auf das Erzeugen selbst, damit die Industrie nicht stille stehe. [...]"

Wichtiger Impuls

Baden hat immer einige Vorteile gehabt durch seine Nachbarschaft zu Frankreich; dafür haben sich aber natürlich immer auch die unruhigen und revolutionären Ereignisse im Nachbarland hier stark und eben auch negativ ausgewirkt. Tatsache ist immerhin, daß neben der Korrektur des Oberrheins nach den Plänen von Johann Fr. Tulla (1770—1828) und dem Eisenbahnbau nach 1838 keine politische Maßnahme im ersten Halbjahr des letzten Jahrhunderts die wirtschaftliche Situation im Grenzland Baden so beeinflusst hat wie der Beitritt des Großherzogtums zum Deutschen Zollverein im Jahr 1835. Der „freie Verkehr“ zwischen dem Großherzogtum Baden und den deutschen Nachbarn begann ab 19. Juli 1835. Aber es gab doch noch einiges zu klären, zu regeln, trotz des



Bad Rippoldsau um 1835

prinzipiellen Beschlusses. Großherzog Leopold war wie üblich im Sommerurlaub in Bad Rippoldsau, wo man ihm zu Ehren übrigens eine gerade 1830 — zur Zeit des Regierungsantritts des neuen Landesvaters — neu entdeckte Quelle getauft hatte: „Leopoldsquelle“. Während seiner Sommerkur unterzeichnete Leopold im alten Kniebisbad u. a. am 27. Juli und am 1. August 1835 entsprechende „landesherrliche Verordnungen“. Am 12. August 1835 veröffentlichte das „Großherzogliche Badische Anzeiger-Blatt“ z. B.:

Großherzoglich Badisches Anzeiger-Blatt

No. 64. Mittwoch den 12. August 1835.

Leopold von Gottes Gnaden, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen.

Nach Artikel 2 des Gesetzes vom 11. Juli d. J. sollen die Zollordnung, das Zollkartel und das Zollstrafgesetz als Bestandtheile des unterm 12. Mai mit den Königreichen Preußen, Baiern, Sachsen, Württemberg, dem Kurfürstenthum und Großherzogthum Hessen und den Staaten des Thüringischen Vereins abgeschlossenen Zoll- und Handelsvertrags, von dem Zeitpunkte an ihn Kraft treten, wo die stattgefundenen Auswechslung der Ratifikationsurkunden durch das Regierungsblatt bekannt gemacht werden wird.

In Erwägung aber, daß der freie Verkehr zwischen dem Großherzogthum und den erwähnten Staaten mit dem 19. dieses Monats bereits eingetreten ist, und die gleichbaldige Einführung der Zollordnung, des Zollkartels und des Zollstrafgesetzes zur Sicherung der Interessen des Großherzogthums und der übrigen Vereinsstaa-

ten höchst dringend erscheint, während sich die Auswechslung der Ratifikationsurkunden, wegen der dabei zu beobachtenden Förmlichkeiten, noch einige Zeit verzögern könnte, haben wir beschlossen, und verordnen andurch provisorisch wie folgt:

A r t . 1.

Die durch das Gesetz vom 11. Juli d. J. verkündete Zollordnung, das Zollkartel und Zollstrafgesetz treten von dem Zeitpunkte an in Wirksamkeit, den Unser Finanzministerium im Wege der Verordnung bestimmen wird.

A r t . 2.

Dasselbe hat die zum Vollzug erforderlichen näheren Vorschriften zu ertheilen, und ist ermächtigt, dabei diejenigen Modifikationen eintreten zu lassen, welche durch die Unmöglichkeit, alle durch die Zollordnung vorgeschriebenen Einrichtungen sogleich zu treffen, bedingt sind, mit der Beschränkung jedoch, daß dadurch der Verkehr in keiner Weise mehr beeengt werde, als durch die Vorschriften der Zollordnung selbst. Gegeben zu Rippoldsau den 27. Juli 1835.

L e o p o l d .

Anmerkungen:

¹⁾ Friedrich List, Gesammelte Werke. Bd. 1, 2, S. 492

²⁾ Aus der Denkschrift des Finanzministers von Motz an den preußischen König vom Juni 1829. Zitiert nach: Geschichte in Quellen — Das bürgerliche Zeitalter. Bayer. Schulbuchverlag München. S. 103

³⁾ Wie Anm. 2, S. 103

⁴⁾ Zitiert nach: Franz X. Vollmer, Vormärz und Revolution 1848/49 in Baden. Diesterweg 1979, S. 42

⁵⁾ Vgl. Lothar Gall, Gründung und Entwicklung des Großherzogtums Baden bis 1848, S. 32, in: Badische Geschichte. Theiß-Verlag Stuttgart. 1979

⁶⁾ Rottecks gesammelte und nachgelassene Schriften. Hrsg. von Hermann von Rotteck. Pforzheim. 1841. Bd. 3, S. 321 ff.

⁷⁾ Wie Anm. 6: Bd. 1, S. 423/24. Zu Rotteck allgemein: Hermann Kopf, Karl von Rotteck — Zwischen Revolution und Restauration. Freiburg, Rombach. 1980

⁸⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe: 231/1403. Hier zitiert nach: Baden — Land. Staat. Volk 1806—1871. Karlsruhe 1980. S. 90 ff.

Eine verpaßte Chance?

Das Gefecht bei Günterstal in Augenzeugenberichten und Erinnerungen

Karin Groll, Freiburg

Im Herbst 1988 machte sich eine kleine Schar von 14 Männern auf den 150 Kilometer langen Weg, den 140 Jahre vor ihnen die Freischärler der Sigelschen Kolonne von Konstanz bis zu dem damaligen Freiburger Vorort und heutigen Stadtteil Günterstal zurückgelegt hatten mit dem Ziel, von dort Freiburg für die 1848er Revolution einzunehmen. Bei einer Zusammenkunft, die einem Ereignis nachgestellt sein sollte, welches in Wahrheit nie stattfand, trafen sich nach Ankunft der Männer in Günterstal „Friedrich Hecker“, die „Freischärler des Heckerzugs“ und die Vertreter zweier Städte (aus Singen Oberbürgermeister Friedrich Möhrlin, aus Freiburg Rolf Böhme) 1988 im Günterstaler Wirtshaus „Kybfelsen“ um „Geschichte vor Ort“ lebendig werden zu lassen.¹⁾ Doch trotz ebenfalls unhistorisch farbenprächtiger Kostümierung²⁾ und schwarz-rot-goldenen Schärpen, konnte das Ostergefecht bei Günterstal am 23. 4. 1848 nur kurzfristig bei der Bevölkerung in Erinnerung gebracht werden. Zwei Gedenksteine im Wald bei Günterstal werden denn auch von den vielen Spaziergängern bis heute kaum beachtet. Es sind Denkmale der Konterrevolution, die an die gefallenen Soldaten erinnern sollen.

Der kleinere Stein, der 1958 ein 1848 errichtetes Kreuz ersetzte³⁾, ist den beiden gefallenen Soldaten Sebastian Fleuchaus und Johann Keller, der die 5. Kompanie des 4. Infanterieregiments angehörten, gewidmet.⁴⁾ Wie die Beilage zur Freiburger Zeitung vom Mittwoch, dem 17. 5. 1848 meldet, solle ein weiterer Stein für die gefallenen Kameraden von der 5. Kompanie des 4. Regiments, die am 23. 4. den Sternwald stürmte und am

24. 4. zuerst in Freiburg eindrang, im Gedenken an ihr „mutiges Vorgehen“ gesetzt werden, wobei dies „zugleich eine Anfeuerung für alle Soldaten“ sein sollte, denn die Anerkennung einer ganzen Kompanie „sei mehr werth, als das dem Einzelnen ertheilte Lob oder ein Orden!“⁵⁾ Die Inschrift des errichteten Steins lautet:

„Am Ostersonntag 23. April 1848 rückten revolutionäre Freischärler unter Struve von Günterstal her gegen Freiburg vor um sich mit den Freischaren der Stadt zu vereinigen. Die an der Dreisam stehenden Regierungstruppen erzwangen jedoch deren Rückzug. Hier an der Kampfstätte setzten die Kameraden den beiden gefallenen Soldaten ein Denkmal.“⁶⁾

Nach dem Scheitern der Freischärler soll auch den Gefallenen unter ihnen gedacht worden sein. Laut Amalie Struve wurden von Bürgern im Sternwald zahlreiche Kreuze aufgestellt.⁷⁾

Was war am 23. und 24. 4. 1848 bei Günterstal geschehen und in welchem Zusammenhang stehen die erwähnten Feiern und Denkmale?⁸⁾

Die Ereignisse vom 23. und 24. 4. 1848 bei Günterstal, auf die in der Fachliteratur nie ausführlich eingegangen wurde, haben die Beteiligten und Hauptaugenzeugen Gustav Struve, Franz Sigel, Theodor Mögling — alles Anführer der einzelnen Heckerzüge — und der Freiburger Freischärler Hermann Mors ausführlich in ihren Lebenserinnerungen beschrieben. Es ist ein Beweis dafür, welch große Bedeutung sie diesem Ereignis im Hinblick auch auf das Scheitern der Revolution im Jahr 1848 beimaßen:

Hermann Mors sollte als Abgesandter der Aufständischen in Freiburg die nach Horben (bei Freiburg) vorrückende Sigelsche Truppe von den Ereignissen in der Stadt unterrichten. In seinen Erinnerungen beschreibt er seinen Weg:⁹⁾ Am Abend des 22. 4. verließ er die Stadt bei strömendem Regen in Richtung Horben. Erst am nächsten Morgen, dem 23. 4., traf er auf zwei Freunde, die Sigel zur Auskundschaftung der Lage nach Freiburg geschickt hatte.¹⁰⁾ Nach gegenseitigem Nachrichtenaustausch kehrte einer der Botschafter Sigels nach Halden zurück, während Mors mit dem zweiten nach Freiburg zog, wo die dort wartenden Freischärler beschlossen, eine Verbindung zwischen den Revolutionären in Freiburg und der Truppe im Schwarzwald zu schaffen. Mors wurde zu diesem Zweck mit 100 Mann¹¹⁾, darunter der Bruder Amalie Struves, Peter Duser¹²⁾ erneut der Sigelschen Truppe entgegengesandt. Schon bald sahen sie rechts des Dorfes Günterstal Artillerie stehen, von der sie jedoch nicht aufgehalten wurden.¹³⁾ Nach 2,5stündigem Warten der Freiburger Freischärler in Horben, näherte sich die bunte Sigel-Schar. Hermann Mors beschreibt enttäuscht ihre Erscheinung:

„Blousen, Röcke, teutsche Röcke (Reitfräcke), Mäntel, Paletots, . . . aller Arten Hüte, Bauernhüte, Heckerhüte, französische, englische Mützen, österreichische von Wachstuch, Pelzmützen, Studentenmützen, Schuhe, Stiefel mit kurzen und langen Schäften, Stutzen, Carabiner, Musketen, Säbel, Schleifsäbel, Infanteriesäbel, Artilleriesäbel, Degen . . . Pistolen in den Gürteln“¹⁴⁾ hätten die Freischärler getragen.

Marketenderinnen hätten den Zug nicht begleitet, statt dessen ein altes Weib mit „chirurgischen Kenntnissen“. Die Musik sei jämmerlich und mit einer Trommel und Pfeifen als Hauptinstrumente eine wahre „Bärenmusik“ gewesen.¹⁵⁾ Dennoch zeigte sich Mors von der trotzigen Haltung der Gesellen, ihrer Kampfbereitschaft und dem verwegenen Aussehen der Jäger, Schützen, Handwerker und Bauern sichtlich beeindruckt. Die Freischär-

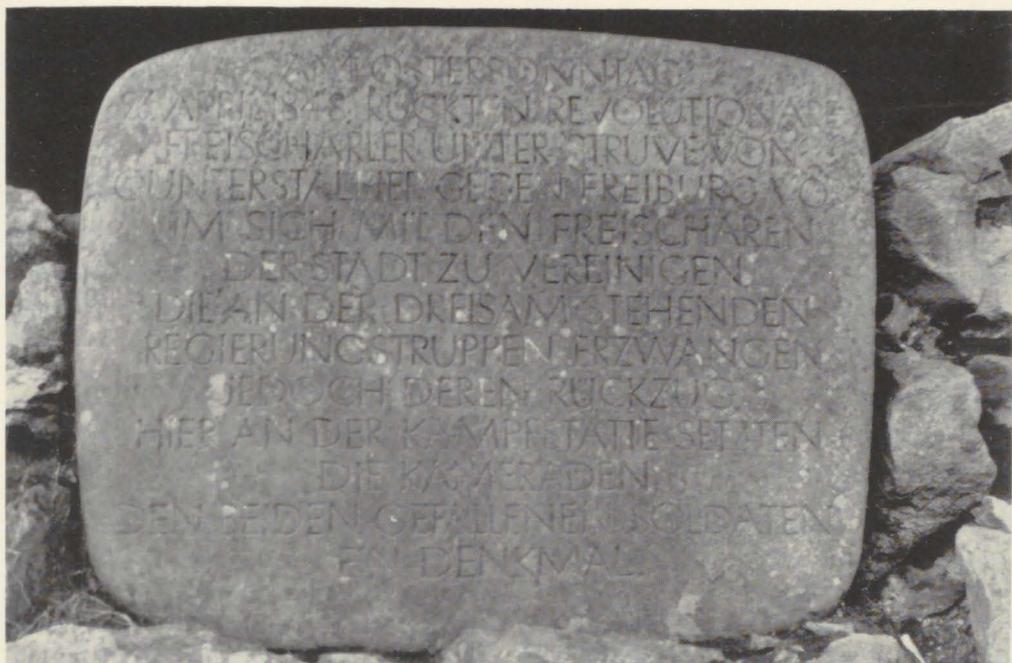
ler wurden von Franz Sigel, einem ehemaligen badischen Offizier und Jahre später herausragende Gestalt unter den badischen Flüchtlingen in Amerika und populäre Figur im Nordamerikanischen Bürgerkrieg,¹⁶⁾ sowie einem Adjutanten zu Pferd begleitet. Sie führten einen Munitionswagen mit sich, auf dem auch das Geld der Truppe aufbewahrt wurde.¹⁷⁾

Wie Sigel beschreibt¹⁸⁾, plante er den Angriff gegen die bei Freiburg stehenden Bundesgruppen für den 23. nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr. Sammelpunkt der Kolonne sollte Horben sein. Von Horben (nahe Günterstal) sollten die Schützen unter Becker und Mögling und das 2. Banner (insg. 800 Mann) auf den Lorettoberg als wichtigsten Stützpunkt vorrücken, während drei Kompanien Musketiere Merzhausen besetzt halten sollten. Stephani sollte mit 200 Scharfschützen und zwei Kanonen sowie dem 1. Banner zur selben Zeit über Günterstal entlang des Brombergs durch den Sternwald vorstoßen. Am Saum des Waldes, in der Nähe des heute nicht mehr vorhandenen Wirtshauses „Zum Waldhorn“ (Turnseestraße 51,¹⁹⁾) bis gegen das Schießhaus bei Freiburg sollten die Schützen Stellung nehmen, oder aber — falls diese Stellung schon von den Regierungstruppen eingenommen sein sollte — sich mit dem Rücken zum Wald anordnen. Die Hauptkolonne, bestehend aus 3 Bannern, sollte in Günterstal bis nach der Eröffnung des Gefechtes bleiben und dann erst ins Tal vorrücken.

Gleichso die Kolonne in Merzhausen.

Ziel Sigels war es, die Truppen zum Rückzug nach St. Georgen zu zwingen, um das Schwabentor erreichen zu können.²⁰⁾

Sigels aussichtsreich scheinender Plan scheiterte jedoch im eigenen Lager. Sigel hatte in Todtnau zunächst auf verschiedene Zuzüge von Freischärlern gewartet²¹⁾ und war dann, als diese ausblieben, nach Muggenbrunn weitergegangen um feststellen zu müssen, daß die dort stehende Kolonne ohne seinen Befehl bereits abmarschiert war. In Horben traf



„Am Ostersonntag, 23. April 1848, rückten revolutionäre Freischärler unter Struve von Günterstal her gegen Freiburg vor, um sich mit den Freischaren der Stadt zu vereinigen. Die an der Dreisam stehenden Regierungstruppen erzwangen jedoch deren Rückzug. Hier an der Kampfstätte setzten die Kameraden den beiden gefallenen Soldaten ein Denkmal.“ Denkmal im Wald bei Günterstal.

er auf das 2. und 3. Banner. Die erste Kolonne unter Struve und Kuenzer befand sich bereits in Günterstal und das entscheidende Gefecht war bereits in Gang. Struve, der dem von den Freischärlern unterwegs beobachteten Fußvolk offenbar keine Bedeutung beimaß, hatte sich nach eigenen Angaben entschlossen „durch das Drängen der Freiburger, nicht länger mit dem Vorrücken zu zögern“.²²⁾ Im festen Glauben, der berittene Sigel hätte die Truppe leicht einholen und den Befehl wieder übernehmen können, stellte er sich an die Spitze der drei ersten Banner Sigels und marschierte gegen Freiburg. „Wie . . . voraussehen war“²³⁾ wurde er schon bald durch Kartätschen empfangen. Das Bataillon des 2. Badischen Infanterieregiments stand an der Schwabentorbrücke und das Bataillon des 4. Badischen Infanterieregiments war gegen Günterstal gerichtet. Es traf am Sternwaldeck auf die Freischaren.²⁴⁾

Gustav Struve hat die sich nun überschlagenen Ereignisse ausführlich geschildert:²⁵⁾ Demnach habe ihm Hauptmann Kuenzer, ein ehemaliger badischer Artillerie-Unteroffizier zugerufen, er solle nach vorne kommen, um mit dem Militär zu verhandeln. Gemeinsam mit Tiedemann und dem Führer der 1. Kompanie, Hauptmann Katzenmaier, folgte Struve, ein weißes Taschentuch schwenkend, während der berittene Kuenzer die schwarzrot-goldene Fahne schwang. Erst hier erkannte Struve angeblich die Größe der feindlichen Truppe.²⁶⁾ Struve wurde verweigert, zu den Soldaten unter Führung Theodor Hofmanns zu sprechen. Nachdem ihm ein Offizier: „Fort, fort du Hund“ zugerufen hatte, richtete Kuenzer seine Pistole auf den Offizier und warf sie dann — da sich der Auslöser nicht betätigen ließ — diesem vor die Füße. Jetzt folgte der Befehl für die Truppe zum Angriff auf die Freischärler.²⁷⁾ Die Freischär-

ler antworteten zwar mit ihren Kanonen, doch die in vorderster Linie aufgestellten Bauern mit ihren Sensen flohen sehr bald unter Zurücklassung ihrer Waffen.²⁸⁾

Da sich Struve über die militärische Anordnung im Vorfeld offenbar keine Gedanken gemacht hatte, blieben nun sowohl die Sensenmänner, wie die Musketiere mitten im Tal auf offener Straße in gewöhnlicher Marschformation in halben Zügen stehen. Nur die Schützen Stephanis nahmen am Saum des Waldes eine gedeckte Stellung ein, wurden aber durch die Übermacht gezwungen, sich ebenfalls zurückzuziehen.²⁹⁾ Die Truppen rückten nun im Tal vor und nahmen rechts und links desselben auf beiden Straßen und in Günterstal selbst Aufstellung.³⁰⁾

Franz Sigel war mittlerweile und entgegen seinem ursprünglichen Plan³¹⁾ völlig abgetrennt von der ersten Kolonne. Er rückte auf der Höhe links von Günterstal (gegenüber dem Sternwald) vor, um von dort den Rückzug der beiden Kolonnen in das Dorf Günterstal und die Flucht der zahlreichen Freischärler beobachten zu müssen.³²⁾

Hermann Mors, der zur Truppe von Sigel gehörte, berichtet, daß Sigel, auf der festgesetzten Linie angekommen, durch die Flucht des linken Flügels zum Rückzug gezwungen wurde, ohne den Feind überhaupt gesehen zu haben.³³⁾ Mors, der unter häufigen Blutstürzen litt, konnte kaum Schritt halten und nur „ein Schluck kräftigen Schnapses von einem wackeren Constanzer“ bewahrte ihn vor einer Ohnmacht.³⁴⁾

Sigel sah sich in aussichtsloser Lage, denn die Truppen besetzten Günterstal. Dennoch wagte er nach dem Rückzug nach Horben mit dem 3. Banner ein erneutes Vorrücken auf der Höhe links von Günterstal. Hier erfolgte ein Zusammentreffen mit den Freischärlern unter Führung Dolls.

Günterstal war nicht nur von der Infanterie besetzt, sondern zugleich waren auch zwei Geschütze und Reiterei auf der linken Seite des Tales aufgestellt. Laut Hecker³⁵⁾ waren es Hessen und Badener, die das frischgesprosse-

ne Laubholz am Waldesrand verdeckte, während die Freischärler in einem ausgeholzten Schlag und auf den Wegen stehend, den Kugeln Angriff boten.³⁶⁾ Die Entfernung für Musketen war allerdings zu groß, um die Freischärler entscheidend zu vernichten.

Doll gelang es, mit seinen Schützen³⁷⁾ die in Günterstal stehende Kompanie des 2. Infanterieregiments in den Wald zurückzuschlagen und zugleich den gegen Sigel kämpfenden Hessen zur Gefahr im Rücken zu werden.

„Geschütze und Reiterei, badische Dragoner, zogen sich nun in größter Schnelligkeit auf der Straße gegen die Mündung des Tales zurück, während die Infanterie, welche Günterstal besetzt gehalten hatte, unter stetem Feuer der Unsrigen, in vollem Laufe in der Mitte des Tales nachfolgte.“³⁸⁾

Sigel rückte auf der Straße bis zu einer Brücke gegen die Mündung des Tales vor.³⁹⁾ Nach erneutem Zusammentreffen mit Doll, aber angesichts der fehlenden Hilfe aus der Stadt und der nur 100 zur Verfügung stehenden Freischärler, der fehlenden Munition und der anbrechenden Dunkelheit, zog sich Sigel über Günterstal nach Horben zurück, wo er auf die Reste der ersten Kolonne traf.

Bisher wurde nie die Frage gestellt, wie, ob und in welchem Umfang im Dorf Günterstal selbst gekämpft wurde. Tatsächlich fand man im Dorf zwei tote Soldaten, ein Unteroffizier in einem Graben und einen Soldaten auf der Straße liegend.⁴⁰⁾ Die Karlsruher Zeitung vom Freitag, dem 28. 4. meldet darüber hinaus, daß am 26. 4. „ein in Günterstal aus dem Fenster meuchlings erschossener Gefreiter beerdigt worden sei.“

Außerhalb des Gefechts wurde der Konflikt zwischen Militär und Freischaren auch zur Plünderung genutzt. Hecker, der zu diesem Zeitpunkt nicht selbst in Freiburg war, berichtet von einem Haus auf dem Weg nach Günterstal, in welchem zwei Familien gewohnt hätten. Während des Gefechtes hätten die Bewohner die Türen aus „Todesangst“ verschlossen, als plötzlich 20 hessische Solda-

ten angerückt seien, das Haus umstellten, eindringen, Vater und Sohn fesselten und abführten. Die Tochter der Familie sei zurückgelassen worden. Sie mußte beobachten, wie Geld, Tuch und ein goldener Ring geraubt, Kisten und Kasten geleert worden seien.⁴¹⁾ Das Gefecht hatte über drei Stunden gedauert (ca. 15.30 bis 19 Uhr⁴²⁾) und Truppen und Freischärler hatten Verluste zu beklagen. Die Angaben über die Höhe sind widersprüchlich.⁴³⁾

Völlig unrealistisch erscheint die Einschätzung Struves⁴⁴⁾, der hohe Verlust an Soldaten sei damit zu begründen, daß die „fürstlichen Soldaten“ nur mit „Widerstreben“ gegen ihre Brüder gekämpft hätten, während die Republikaner von „hoher Begeisterung besetzt“ gewesen seien. In Wahrheit waren während des Gefechts viele Freischärler geflohen und die Soldaten hatten keinerlei Anstalten gemacht, zu „ihren Brüdern“ überzulaufen.

Die Sigelschen Truppen, die am 23. 4. als vorläufige Sieger vom Feld gingen, ließen ihre Verwundeten nicht unversorgt. Von 8–9, meist aus dem Bodenseekreis stammenden Freischärlern ist die Rede, die in den Unterleib geschossen worden seien, und in ein Wirtshaus gebracht wurden.⁴⁵⁾ Ein Arzt aus Freiburg kam zur Behandlung und am Tag darauf wurden sie ins Krankenhaus nach Freiburg transportiert.

24. 4. 1848: Gescheiterter Angriff und Flucht:

Der erste Tag der kämpferischen Auseinandersetzungen zwischen den Soldaten und den Freischärlern, der 23. 4., hatte mit einem Sieg der Freischärler geendet, ohne daß jedoch die Truppen vernichtend geschlagen worden wären. Der vorläufige Sieg der Freischärler glich einem Waffenstillstand, die eigentliche Entscheidung sollte am 24. fallen:⁴⁶⁾ Mors behauptet, am 24. um 5 Uhr morgens nach Günterstal aufgebrochen zu sein, um dort um 6 Uhr einen Boten aus Freiburg zu erwarten.⁴⁷⁾ Nach einem kurzen Besuch bei den Verwundeten in Günterstal sei er nach Horben zurückgekehrt, wo Sigel zum Aufbruch

geblasen habe. Sigel dagegen⁴⁸⁾ spricht von zwei Boten, die um 5 Uhr morgens nach Horben gekommen seien, um die Freischärler auf einem „geheimen Weg“ nach Freiburg zu geleiten. Doch die ausgehungerten und übermüdeten Männer ließen sich zunächst nicht zum Aufbruch bewegen. Erst nachdem ein zweiter Bote aus Freiburg eingetroffen war, sammelte Sigel mühsam die Männer, die sich noch bei seiner Truppe befanden⁴⁹⁾ und die in einzelnen Höfen der Umgebung auf Tischen, Bänken und auf dem Boden genächtigt hatten.⁵⁰⁾ Nach ausführlicher und zeitraubender Mahlzeit⁵¹⁾ marschierten sie von Günterstal ab im Laufschrift durch den Sternwald in Richtung Schwabentor.⁵²⁾

Henriette Feuerbach, Mutter des Malers Anselm Feuerbach, sah von Freiburg aus eine lange schwarze und mit Kanonen bestückte Kolonne mit ihrem berittenen Anführer aus dem Günterstaler Wald kommen. Nach ihren Angaben sah sie die hessische Infanterie in vollem Lauf und mit Hurrageschrei sich auf den Wald zubewegen, in welchem die Freischaren verschwunden seien.

Sigel hat die sich überstürzenden Ereignisse detailliert beschrieben:⁵³⁾ Im Sternwald angekommen, habe er zunächst eine verdächtige Stille bemerkt. Beim Überschreiten der Dreisambrücke, angesichts des noch offenen Schwabentors, zeigten sich im Rücken der Freischärler und an ihrer linken Seite feindliche Tirailleure und Kavalleristen. Das Tor wurde geschlossen und die Freischärler von heftigem Feuer empfangen. Freischärler, darunter auch der Fahnenträger des württembergischen Demokraten Mögling⁵⁴⁾, starben. Sigel, der das Kommando des Haupttrupps übernommen hatte, war von seiner Truppe abgeschnitten.⁵⁵⁾ Bei dem Versuch, sich mit der Kolonne Langsdorffs zu vereinigen⁵⁶⁾, geriet er zwischen die Fronten: Im Rücken war württembergische Reiterei, vom Höllental und der Wiehre kam badisches Fußvolk, zur Stadt hin standen hessische Scharfschützen.⁵⁷⁾ Es blieb nur die Flucht über den Schloßberg oder in den Schutz der Häuser.⁵⁸⁾

„Damit war also praktisch der „Feldzug“ beendet — wir hatten nicht Freiburg, sondern Freiburg hatte uns eingenommen.“⁵⁹⁾

Eine abenteuerliche Flucht begann für Viele derjenigen, die einem Strafgericht entgehen konnten. Ziel war häufig die Schweiz und das Elsaß.⁶⁰⁾

Mögling, Sigel und vier weitere Republikaner drangen noch einmal in die Stadt ein, um die Lage auszukundschaften. Unbehelligt gingen sie durch die Straßen und diskutierten in einer Bierstube mit Freiburger Bürgern und Freischärlern über die Ereignisse der letzten Tage. Sigel besuchte Verwandte und kam erst spät am Abend mit der Nachricht, man müsse sofort die Stadt verlassen, da das Gerücht von ihrer Anwesenheit in der Stadt umgehe.⁶¹⁾ Ungestört gelangte er dann mit seinen Gefährten aus Freiburg.

Das Gefecht bei Günterstal — Eine verpaßte Chance?

Das schließlich zugunsten der Freischärler beendigte Gefecht bei Günterstal am 23. 4. war im Kampf um Freiburg nicht entscheidend. Die vernichtende Niederlage am Tag darauf machte den Erfolg vom Vortag sinnlos.

Die Ursachen für die Niederlage bei Freiburg sind bereits am 23. 4. zu suchen. Franz Sigel, der von Zeitgenossen als vernünftiger und praktisch denkender Mann beschrieben wurde,⁶²⁾ erwartete von seinen Freischärlern strengsten Gehorsam als Voraussetzung zum Sieg.⁶³⁾ Er spielte mit dem Gedanken, Freiburg zum Stützpunkt weiterer Unternehmungen für einen zweiten Aufstand zu machen.⁶⁴⁾ Sein praktischer Verstand, sowie seine militärischen Kenntnisse mußten ihn in einen Gegensatz zu Struve bringen, der sich — bereits über den Rhein geflohen — vor Freiburg einfand und eine führende Rolle übernehmen wollte.⁶⁵⁾ Ähnlich wie Florian Mördes, der Struve 1849 mit den Worten charakterisiert: „Er ist zu jeder unmittelbar praktischen Wirksamkeit total unfähig, sein Beruf ist die Vertretung großer Ideen, ist der eines Predi-

gers ewiger Wahrheiten“⁶⁶⁾ ging auch Sigel hart mit ihm ins Gericht⁶⁷⁾ Struve sei mit der Kolonne Weißhaars und Willmanns „seinem eigenen Kopf“ gefolgt und habe Herwegh im Stich gelassen. „Pfusch“ sei alles gewesen.⁶⁸⁾, und Struve sei ohne Vorsichtsmaßnahmen — nachdem er sich bereits, ohne Sigels Ankunft abzuwarten, in Bewegung gesetzt habe — durch Günterstal und dann am Tal entlang nach Freiburg marschiert.⁶⁹⁾ Höchst erbot zeigt er sich über eine Botschaft Struves, die ihn zu einem Zeitpunkt erreichte, als die Freischärler verzweifelt und aussichtslos vor Freiburg kämpften. Darin teilte Struve Sigel mit, daß er sich mit seiner Gemahlin in St. Ulrich in Sicherheit befände. Sigel antwortete: Struve solle „mit sammt seiner Gemahlin zum T... gehen“.⁷⁰⁾

Die Schulfrage hat auch die an den Ereignissen in und um Freiburg nicht unmittelbar Beteiligten Friedrich Hecker⁷¹⁾, Otto Corvin⁷²⁾, Emma Herwegh⁷³⁾ und Hans Blum⁷⁴⁾ beschäftigt. Sie kritisierten Struve ebenfalls, der am 22. 3. 1848 im Verlauf der Freiburger Verhandlungen gegen ihn und den Heidelberger Studenten Karl Blind zu Protokoll gab, er sei nicht der militärische Anführer gewesen, sondern er habe lediglich die politische Leitung innegehabt.⁷⁵⁾ Hecker sprach von einem „Fehler“, ohne Befehl und in Abwesenheit der militärischen Führer loszuschlagen⁷⁶⁾, der ehemalige preußische Offizier Otto von Corvin-Wiersbitzky von „militärischer Unkenntnis“ Struves, die das Unternehmen verdorben habe.⁷⁷⁾ Ohne Befehl sei dieser gen Freiburg vorgestoßen und angesichts des Kartätschenfeuers der Badischen Artillerie habe er die Sensenmänner statt der Schützen zur Eroberung der gegnerischen Kanonen vorgeschickt. Dies, so Corvin, zeuge zwar von großem Mut, dagegen von wenig militärischem Verstand. Denn „die Sensenmänner — meistens Bauern — waren nicht so tollkühn; und als die Kartätschen herangehüpft kamen, rannten sie wie besessen davon, was man ihnen gar nicht so sehr verdenken kann“.⁷⁸⁾

Tatsache ist, daß das übereilte Vorrücken der ersten Kolonne unter Struve Folgen hatte: den Nachrückenden fehlte Munition, da die Austeilung in der Eile verhindert worden war. Im allgemeinen Wirrwarr wurde Sigel mit seiner Truppe gar von den eigenen Leuten beschossen⁷⁹⁾.

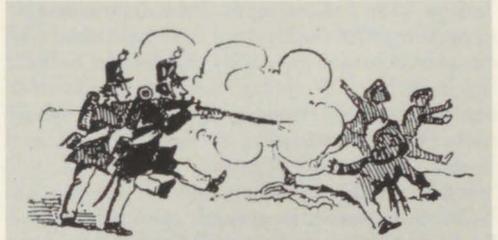
Nur Amalie Struve war alles nicht schnell genug gegangen: statt zu handeln, habe man nur auf Befehle gewartet.⁸⁰⁾

War das Gefecht bei Günterstal also tatsächlich eine verpaßte Chance und der Anfang vom Ende der Revolution in Freiburg? Der Heckerfeldzug hatte bis zum 23. 4. bereits entscheidende Niederlagen hinnehmen müssen (Kandern am 20. 4., Steinen am 21. 4.). Hinzu kam die sich zu Ungunsten der Freischärler verschärfende Lage in Freiburg mit dem ständigen Zuzug von Regierungstruppen (Hessen, Badener, Nassauer), da die Eisenbahnlinie nicht unterbrochen worden war. Aus Freiburg wurde den Freischärlern keine Hilfe zuteil, die Erwartung Sigels, die Freiburger Freischärler würden ihm einen Weg in die Stadt bahnen⁸¹⁾, wurde enttäuscht.

Den Zielen Sigels nicht förderlich war auch der Umstand, daß die Freischärler schlecht ausgerüstet, hungrig und übermüdet waren⁸²⁾ und sich daher oft nachts heimlich davonschlichen.

Die Hoffnung Struves, Soldaten würden zu den Freischaren überlaufen, erwies sich wie schon bei Kandern als Illusion. Fehler machte auch Sigel am 24. 4. Nachdem der 23. 4. zugunsten der Freischaren zu Ende gegangen war, brach er zu spät von Horben auf und ging leichtsinnig in die Falle,⁸³⁾ denn Mors beschreibt „etliche Bataillone“⁸⁴⁾ zwischen Freiburg und der Wiehre, die geschossen hätten, an denen aber vorbeimarschiert wurde. Dies trug letztlich dazu bei, daß sich die Freischärler bald in einer strategisch aussichtslosen Lage sahen.

Sigel mußte sich schließlich damit trösten, für eine gerechte und gute Sache ausgezogen zu sein und dabei geschlagen, aber nicht besiegt worden zu sein.⁸⁵⁾ Indes spottete der pfälzi-



13.

Oben her vom Güntersthale,
Hinter Wald und Hecken vor,
Kam im Sturm mit einem Male
Sigels wildes, tapfres Corps.
Aber uns're Heckenschützen
Ließen ihre Büchsen blitzen,
Und das Corps zog sich zurück, —
Aus war's mit der Republik.

Ausschnitt aus dem „Guckkastenlied vom großen Hecker“

sche Mundartdichter Karl Gottfried Nadler in seinem „Guckkastenlied vom großen Hecker“:

„Oben her vom Güntersthale
Hinter Wald und Hecken vor
kam im Sturm mit einem Male
Sigel's wildes, tapfres Corps.
Aber uns're Heckenschützen
ließen ihre Büchsen blitzen,
und das Corps zog sich zurück,
Aus war's mit der Republik!“⁸⁶⁾

Anmerkungen

¹⁾ Badische Zeitung vom 11. 10. 1988

²⁾ Der Turner Hermann Mors, *Erinnerungen*, Mannheim 1966, 102, überliefert in seinen *Erinnerungen*, daß die Freischärler 1848 völlig unterschiedlich gekleidet gewesen seien und ein „buntes Durcheinander“ geherrscht habe.

³⁾ s. Ferdinand Gutheim, *Das Soldatendenkmal bei Günterstal*, in: *Aus Freiburgs Vergangenheit und Gegenwart*, hg. von F. Heilig, Freiburg 1920, 74

4) Text: „Die 5. Compagnie des 4. Infanterieregiments ihren hier am 23. April 1848 gefallenen Kameraden Sebastian Fleuchaus und Johann Keller“, abgeb. auch bei: Wolfgang Herterich, Die Revolution von 1848 in Freiburg, in: Freiburger Almanach, Freiburg 1980, 47

5) ebd.

6) abgeb. ebd. 21

7) Amalie Struve, Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen von Amalie Struve, Hamburg 1850, 47

8) Zunächst ein Rückblick auf die Ereignisse bis zu den Gefechten: Der in Baden überaus populäre Revolutionär Friedrich Hecker hatte am 20. April 1848 bei Kandern eine empfindliche Niederlage erlitten, die den „Anfang vom Ende“ der Erhebung (Willy Real, Die Revolution in Baden 1848/49, Stuttgart 1983, 75) markierte. Wo immer die Anführer des Heckerzugs mit der Regierungstruppe zusammenstießen, wurden sie geschlagen. So wurde die unter Führung von Struve und Weißhaar stehende Kolonne bei Steinen im Wiesental am 21. 4. versprengt. Sigel, der in der Gegend von Steinen von Heckers Niederlage bei Kandern erfuhr, konzentrierte sich nun auf Freiburg, das zunächst schutzlos war. (Heinrich von Andlaw, Der Aufruhr und Umsturz in Baden, Freiburg 1980, 126 ff.) Am 21. 4. 48 hatte General Hofmann bei Müllheim Stellung bezogen, und am 22. 4. General Pfaff in Munzingen und Umgebung und General Cloßmann, der die badischen Truppen befehligte, in St. Georgen. Noch am selben Tag fand in Freiburg eine Volksversammlung statt, in deren Verlauf der Turner Heinrich von Langsdorff zum obersten Befehlshaber der Freischärler ausgerufen und die Aufständischen mit Flinten und Sensen versorgt wurden. Nach dem Ende der Versammlung zogen Teile der Aufständischen über Nacht nach Hause. 4–5000 Mann blieben in der Stadt und wurden teilweise unter Mitwirkung der Gemeindebehörden einquartiert. Erst am 23. 4., als gegen Mittag die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Sigels eintraf, führte General Hofmann seine Truppen von St. Georgen nördlich gegen Freiburg bis zur Dreisambrücke, die von Turnern und Freischärlern besetzt war. (Hess, Gustav, Südbaden vor und während der Revolution im Frühjahr 1848, Diss. Freiburg 1922, 199: Auf die Nachricht von der drohenden Haltung der Freischaren in Freiburg und der bevorstehenden Ankunft der Republikaner vom Wiesental her, rückte General Clossmann mit einer Kompanie des 1. Bataillons des 2. Infanterieregiments gegen das Breisacher Tor, mit zwei anderen Kompanien dieses Regiments gegen Günterstal.) Bürgermeister von Rotteck spricht in seiner „Wahrheitsgetreuen Darstellung über sein in der Zeit vom 8. bis 24. April des Jahres eingehaltenes dienstliches

Verhalten“ (Extrabeilage der Freiburger Zeitung Nr. 135, Sonntag, 14. 5. 48) von einem am 23. 4. umgehenden Gerücht, demzufolge die Freischärlertruppe unter Sigel und Hecker 5–6000 Mann betragen solle. Die nun von mehreren Seiten eingeschlossenen Freischärler hofften auf Hilfe von außen, die allerdings erst spät eintraf, erst dann, als die Regierungstruppen die Stadt eingeschlossen hatte.

9) Hermann Mors, Erinnerungen, Mannheim 1966, 94 ff.

10) ebd. 97

11) Friedrich Hecker, Die Erhebung des Volkes in Baden, Basel 1848, in: Dreßen, Wolfgang (Hg.), Bürgerkrieg in Baden, Chronik einer verlorenen Revolution, Berlin 1975, 58, spricht von 37 Männern. Hecker selbst war bei den Vorgängen um Freiburg nicht anwesend.

12) Heinrich von Andlaw, Der Aufruhr und Umsturz in Baden, Freiburg 1850, 115. Amalie Struve, Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen von Amalie Struve, Hamburg 1850, 42 sagt, daß ihr Bruder am 24. nach Freiburg gekommen sei und ihr mitgeteilt habe, daß er Gustav Struve gesehen habe.

13) Mors, Hermann, 1966, 101: „Ich vermute, daß sie uns nur für die Vorhut einer größeren Anzahl Bürgerwehren gehalten haben, sie wollten das Gros abwarten.“ Im Fall eines Eingreifens durch die Bürgerwehr war an einen Rückzug nach Freiburg oder in das Gasthaus Waldhorn gedacht (Turnseestraße), ebd. 101

14) Hermann Mors, 1966, 102

15) ebd. 104

16) Wilhelm Bloss, Badische Revolutionsgeschichten aus den Jahren 1848 und 1849, Mannheim 1910, 145 „Daß Missouri der Union erhalten blieb, hatte diese wesentlich der Umsicht und Tapferkeit Sigels zu verdanken.“

17) ebd. 103

18) Franz Sigel, Erlebnisse während der ersten Schildererhebung der deutschen Republikaner im April 1848, in: Friedrich Hecker, Die Erhebung des Volkes in Baden, Basel 1848, 112 ff.

19) s. Adressbuch der Stadt Freiburg für das Jahr 1892, S. 307

20) Sigel, Franz, 112

21) Sigel, Franz, 1848, 112 ff.

22) Gustav Struve, Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden 1848/49, Nachdruck 1980, 76. Lt. Mögling, 100 war Sigel mit Struve losmarschiert, hätte 1–1,5 Std. vor Freiburg Halt gemacht und habe dann wieder die Truppe verlassen, um anderen Teilen der Kolonne die Stellungen anzuweisen. Dies habe Lt. Mögling lange gedauert, worauf Struve das Kommando über das 2. Banner übernommen habe und vorgerückt sei, ebd. 102. Mögling gibt zu,

daß dies ein Fehler gewesen sei, denn Sigel habe die Truppe von zwei Seiten angreifen wollen.

Nach Mors, 106 f. dagegen, sei es Struve nicht möglich gewesen, den Lorettoberg zu besetzen, „da es genötigt worden sei“, sich in ein Gefecht einzulassen, bevor die Mittelsäule oder der rechte Flügel am festgesetzten Punkt angelangt gewesen seien.

²³⁾ Sigel, Franz, Denkwürdigkeiten des Generals Franz Sigel aus den Jahren 1848 und 1849, Mannheim 1902, in: Blos, 1902, 35

²⁴⁾ Verhandlungen gegen Struve und Blind, 1849, Friedrich von Hundbis, Hauptmann bei 4. Infant. Reg. aus Mannheim gibt über das Gefecht an, er sei an diesem Tag mit einem Bataillon der von Günterstal gegen Freiburg anrückenden Freischar entgegengeschickt worden. Von dort sei er mit seiner Kompanie zur Besetzung des sog. Spitalhofs beordert worden, wo er später von einer Abteilung hess. Militärs abgelöst worden sei. Hierauf habe er sich wieder gen Günterstal begeben und bei der Sägemühle Halt gemacht. Dort habe er von der Höhe des Berges herab sich nähernde Massen gesehen, und kurz darauf ein heftiges Gewehrfeuer vernommen, in welchem ein Gefreiter getötet und drei Soldaten verwundet worden seien, s. Ricker, 23

²⁵⁾ Struve, Nachdruck 1980, 76 ff.

²⁶⁾ ebd.

²⁷⁾ 22. 3. in der Sitzung der gerichtlichen Verhandlungen gegen Struve und Blind 1849, 39, hält der Präsident fest, daß unklar sei, von welcher Seite zuerst geschossen wurde. Hofmann gibt an, es nicht zu wissen, da er einen schlechten Standort gehabt habe. Ein befragter Zeuge (Soldat) gibt dagegen zu Protokoll, Schüsse seien zuerst von Seiten des Militärs gefallen, ebd. 47

²⁸⁾ ebd. 77. Mors, Hermann, 1966, 107, hielt den Einsatz der Sensenmänner für unzweckmäßig, übersah aber, daß sie ungeschickterweise in erster Reihe aufgestellt waren.

²⁹⁾ Eine einzelne Kampfszene ist von Corvin überliefert (Corvin 1861, in: Dreßen, 62, 99, der zur Zeit der Gefechte bei Günterstal und Freiburg den Rhein überschritt und bei Wieden von der Niederlage erfuhr): Sie spielt noch bevor sich die Freischaren aufgelöst haben. Ein reicher Bauer soll hinter einem Baum stehend auf die Soldaten geschossen haben, während sein hinter ihm stehender Knecht stets eine zweite geladene Büchse bereit hielt.

³⁰⁾ Struve, Gustav, 1849 (Nachdruck 1980), 76

³¹⁾ Sigel, Franz, 1848, 113

³²⁾ ebd. 113

³³⁾ Hermann Mors, 1966, 107

³⁴⁾ ebd.

³⁵⁾ Hecker, Friedrich, 1848 in: Dreßen, Wolfgang (Hg.) 1975, 58 ff.

³⁶⁾ Mors, Hermann, 1966, 108

³⁷⁾ Hecker, Friedrich, 1848, in: Dreßen, Wolfgang (Hg.), 1975, 59, spricht von 50–100, Sigel, Franz, 1848, 114, von 100

³⁸⁾ ebd. 114

³⁹⁾ Die Truppen zogen ich nach St. Georgen zurück. Der Bericht des Kommandierenden Generals Hofmann vom 24. 5. nennt als Grund des Truppenrückzugs die fortschreitende Zeit, abgedruckt mit Kritik Sigels in der Freiburger Zeitung vom 28. 4. und der Oberrheinischen Zeitung vom Freitag, dem 28. 4. 48.

⁴⁰⁾ Mors, Hermann, 1966, 100

⁴¹⁾ Friedrich Hecker, 1848, 75

⁴²⁾ Freiburger Zeitung vom 26. 4. 1848

⁴³⁾ Struve, Gustav, 1849 (Neudruck 1980, 78): Bei Günterstal und Freiburg gab es 20 tote Republikaner, davon 2 tote und 12 verwundete Republikaner in Günterstal, bei Freiburg über 100 tote Soldaten und in Günterstal 10 tote Soldaten. Hier ergibt sich ein Widerspruch. An anderer Stelle (ebd. 83) spricht Struve von 3 toten Soldaten bei Günterstal und 10 toten Freischärlern.

In der Freiburger Zeitung vom 27. 4. 1848 ist von 9 toten Soldaten und 30–40 toten Freischärlern in Günterstal die Rede, sowie einer unbekannt großen Anzahl Verwundeter. Sigel, Franz, in: Hess, Gustav, Diss. Freiburg 1922, 205, nennt 2 tote und 12 verwundete Freischärler und 3 tote Soldaten in Günterstal, Amalie Struve, 1850, 46 f. spricht von einer „nicht geringen“ Anzahl gefallener Freischärler, denen Kreuze im Sternwald aufgestellt worden sein sollten. Mors, Hermann, 1966, 110, nennt mehrere verwundete und tote Freischärler, sowie einen getöteten Unteroffizier in Günterstal und einen Soldaten. Die „Gerichtlichen Verhandlungen gegen Gustav Struve und Karl Blind vor dem Schwurgerichte zu Freiburg“, Freiburg 1849, 74, ergaben 3 tote und 9 verwundete Soldaten, ebd. behauptet Theodor Hofmann, Hauptmann beim 4. Infanterieregiment, es seien 2 Soldaten gefallen.

⁴⁴⁾ Struve, Gustav, 1848 (Nachdruck 1980), 83

⁴⁵⁾ Mors, Hermann, 1966, 111

⁴⁶⁾ Obwohl die Truppen in Horben von mehreren Boten gedrängt wurden, verzichtete man am 23. 4. auf einen Nachtmarsch. Ermüdung und Schwierigkeiten bei der Einhaltung der Marschordnung in der Nacht waren die Gründe, s. Mögling, Theodor, Briefe an seine Freunde, Solothurn 1858, 105

⁴⁷⁾ Mors, Hermann, 1966, 111

⁴⁸⁾ Sigel, Franz, 1848, 118

⁴⁹⁾ Mögling, Theodor, 1858, 103: Ein Teil soll nach Hause gegangen sein und dort Nachrichten einem ungeheuren Blutbad bei Günterstal verbreitet haben.

⁵⁰⁾ Sigel, Franz, 1848, 118

⁵¹⁾ s. ausführlich Mors, Theodor, 1966, 112

⁵²⁾ lt. Mögling, Theodor, 1858, 106 waren es noch

1200 Mann, lt. Struve, 79, noch 500 Mann. Mögling, 105, nennt als Zeitpunkt des Abmarsches 9 Uhr, Struve, Gustav (Nachdruck 1980) 82, 9.30

⁵³⁾ Sigel, Franz, in: Bloss, W. 1902, 38

⁵⁴⁾ Mögling, Theodor, 1858, 106

⁵⁵⁾ ebd. 106

⁵⁶⁾ Real, 76 f.

⁵⁷⁾ ebd.

⁵⁸⁾ Das Schwabentor war noch mit einer Kanone von den Aufständischen besetzt, weshalb einigen die Flucht in die Stadt gelang, ebd.

⁵⁹⁾ Sigel, Franz, in: Bloss, W., 1902, 39

⁶⁰⁾ Real, Willy, 1983, 77

⁶¹⁾ ebd. 109

⁶²⁾ Franz Raveaux, Mittheilungen über die Badische Revolution, Frankfurt 1850

⁶³⁾ ebd.

⁶⁴⁾ Sigel, Franz, in: Bloss, Wilhelm, 1902, 45. s. auch Blum, Hans, Die deutsche Revolution 1848–1849, Leipzig 1898, 242

⁶⁵⁾ Blum, Hans, 1898, 243

⁶⁶⁾ Florian Mördes, Die deutsche Revolution mit besonderer Rücksicht auf die badische Revolutions-Episode, Herisau 1849, 187

⁶⁷⁾ Sigel macht dabei eine recht utopische Rechnung die Einnahme Freiburgs betreffend auf (in: W. Bloss, 1902, 44): 8000 Bewaffnete hätten die Stadt erobern können, denn:

1) Hecker sei am 17. 4. nicht weit von Todtnau in Bernau angekommen, wohin er alle Züge dirigiert hatte. Er hätte schon am 19. oder 20. in Freiburg sein können.

2) Am 21. hätte Sigel mit 3500 bis 4000 Mann die Stadt Freiburg erreicht. Struve und Weißhaar hätten am gleichen Tag oder einen Tag später eintreffen können wenn sie, statt in das Rheintal nach Todtnau marschiert wären.

3) Herweghs Kolonne hätte sofort nachfolgen können, wäre er rechtzeitig benachrichtigt worden (Herwegh, in: Real 77)

4) Hinzu kommt eine Rechnung mit einer Unbekannten: es seien von verschiedenen Seiten noch 3000 Freischärler nach Todtnau und Freiburg unterwegs gewesen, die wieder umgekehrt seien, sobald sie von dem Treffen bei Kandern und von der Übergabe Freiburgs gehört hätten (ebd. 45)

⁶⁸⁾ ebd.

⁶⁹⁾ Sigel, Franz, in: Bloss, Wilhelm, 1902, 35

⁷⁰⁾ ebd. 36

⁷¹⁾ Hecker, Friedrich, in: Dreßen, Wolfgang (Hg.), 1975, 58

⁷²⁾ Corvin, Otto, 1861, 99

⁷³⁾ Herwegh, Emma, in: Dreßen, Wolfgang (Hg.), 1975, 63

⁷⁴⁾ Blum, Hans, 1898, 243

⁷⁵⁾ Gerichtliche Verhandlungen gegen Struve und Blind 1849, 47

⁷⁶⁾ Hecker Friedrich, in: Dreßen, W. (Hg.) 1975, 58

⁷⁷⁾ Corvin, Otto, Bd. 3, 1861, 99

⁷⁸⁾ ebd. 99

⁷⁹⁾ Sigel, Franz, in: Hecker, Friedrich, 1848, 114

⁸⁰⁾ Struve, Amalie, 1850, 39

⁸¹⁾ Blum, Hans, 1898, 243

⁸²⁾ Sigel, Franz 1848, 117 ff.: „schnell zusammengefasstes, undiszipliniertes, mit Waffen und Munition ungenügend ausgerüstetes Heer von Rebellen. Dazu kommen noch verräterische Handlungen . . . sogar solcher Personen, auf die wir unser vollstes Vertrauen gesetzt hatten, die sich aber im entscheidenden Moment dazu hergaben, dem feindlichen General die nöthigen Berichte in das Hauptquartier zu tragen.“

⁸³⁾ Mors, Hermann, 1966, 113, zwischen Freiburg und der Wiehre sah er „etliche Bataillone, die schossen, an denen aber vorbeimarschiert wurde und die letztlich mit dazu beitrugen, die Freischärler in eine strategisch aussichtslose Lage zu bringen.“

⁸⁴⁾ Mors, Hermann, 1966, 113

⁸⁵⁾ Sigel, Franz, 119

⁸⁶⁾ Vers aus dem Flugblatt Nadlers, „Das Guckkastenlied vom großen Hecker nach bekannter Melodie zu singen, in 17 verschiedenen Versen illustriert und koloriert zu 17 Kreuzern“, s. dazu auch die Oberrheinische Zeitung vom 10. 8. 1848. Dort wird das Flugblatt als „gelungener, harmloser Scherz“ bezeichnet, „der seinen Zweck, Heiterkeit zu erregen, nicht verfehlt und im ganzen deutschen Lande Anklang finden wird“, s. Festbote, Hg. Friedrich Neff, Freiburg o. J., S. 29

Reichsschultheiß Georg Freiherr von Rienecker und sein Panegyriker Gotthold Friedrich Stäudlin

Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer

*„Nach den Wolken flog sein Streben:—
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch muß't er leben!“
Ferdinand Freiligrath (1846)*

Die Rienecker hatten im Rat der Reichsstadt Offenburg ihren angestammten Platz. In einer am 28. 6. 1925 beginnenden Aufsatzreihe im „D'r alt Offeburger“ tritt als erster im Rat und Stättmeister der bürgerliche Johann Karl, Rat in fürstbischöflichen Straßburgischen Diensten auf, der 1678 die Stadt auf der Reichsversammlung in Regensburg vertrat. In seine Fußstapfen im Rat und als Stättmeister trat Sohn Franz Anton, dessen Sohn Franz Georg 1756 vom Stättmeister zum Reichsschultheißen aufrückte, ein Amt, das er bis 1800 bekleidete und ihm auch finanziell gut bekam: „Die Besoldung des Schultheißen war für die damaligen Verhältnisse ungewöhnlich hoch. 2251 Gulden bezug das Oberhaupt des völlig verarmten Städtchens mit 2400 Einwohnern. Dieses Jahreseinkommen war dreimal so hoch wie dasjenige des Gengenbacher Schultheißen.“¹⁾ Und so kann es nicht überraschen, daß er sich von Mathias Fuchs 1784 den recht ansehnlichen Bau, der uns als „Ritterhaus“ ein Begriff ist, erstellen ließ. Bis er sein herrschaftliches Projekt verwirklichen konnte, hatte der in der damaligen Hundsgasse begüterte Rienecker erst einmal einige Grundstücksgeschäfte getätigt: so verkaufte er 1771 sein in der Hundsgasse und an der Langen Straß gelegene Eckhaus für 1100 Gulden und im März 1772 kaufte er vom St. Andreas-Hospital für 280 Gulden den bei sei-

nem Haus und seit einigen Jahren „ödgelegenen“ Hausplatz des St. Andreas-Hospitals. Schließlich erwarb er 1775 durch „Gantungs-Kauf“ für 280 fl. das an sein Grundstück angrenzende Haus mit Stallung in der Hundsgasse, das der inzwischen dem Bürgerstand entwachsene H. G. von Rienecker 1778 für den gleichen Preis wieder verkauft.²⁾ Gekrönt wurde seine Laufbahn durch die am 4. Juli 1792 erfolgte Erhebung in den Reichs-Kurfürstentums- und Erblande-Freiherrnstand. Mit entsprechendem Glanz wurde drei Jahre später ein Fest begangen, das für die Nachwelt in einer kleinen Schrift festgehalten wurde: „Kurze Geschichte der Feier des fünfzigsten Amtsjahrs des Herrn Georg Freiherrn von Rieneckers, Reichsschultheißen der freien Reichsstadt Offenburg. Seelbach, gedruckt mit Geiger'schen Schriften“ und in der einleitend darauf verwiesen wird, daß der 26. Jänner 1795 für die Stadt einer ihrer schönsten Tage war, als man den Reichsschultheißen feierte, „der sich durch seine Weisheit und Liebe zu den Wissenschaften, durch rastlosen Eifer für Offenburgs Wohl, durch unbestechliche Gerechtigkeit, Biedersinn und tätige Menschenliebe schon längst ruhmvoll ausgezeichnet, und sich die Verehrung und Liebe der Stadt, so wie aller Rechtschaffenen, die ihn kennen, erworben hat“.

An seinem großen Tag durfte der Reichsschultheiß in der Frühe die Abordnung der Bürgerschaft, den vollzähligen Magistrat und auch die Handelsschaft in seinem Hause begrüßen, die ihm in ehrerbietiger Gesinnung ihre Glückwünsche aussprachen. Anschlie-



Franz Georg Freiherr von Rienecker, Offenburger Reichsschultheiß von 1756—1800. (Ritterhaus-Museum Offenburg, Repro: Gall

ßend feierliches Hochamt in der Pfarrkirche in Anwesenheit des Reichsprälaten Bernhardus Maria von Gengenbach, während draußen die Bürgermiliz eine dreifache Salve abfeuerte, um ihn dann mit Musik nach Hause zu begleiten. Nachmittags ein Galakonzert im Rathaus und zum Abschluß am Abend ein Ball. Der Clou des Abends war eine originelle Festdekoration. Vor dem Rathaus hatte man eine besondere Promenade gestaltet, die man

an beiden Ende durch Ehrenpforten betrat und in deren Mitte eine hohe, prächtig beleuchtete Pyramide errichtet worden war. An den vier Seiten waren die „Gerechtigkeit, die Bürgerliebe, die Tätigkeit und den durch den Handel erzeugten Wohlstand in allegorischen Gemälden abgebildet“. Entsprechende Epigramme waren dem Jubilar gewidmet, von denen beispielhaft jenes zitiert werden soll, das der „Bürgerliebe“ galt:

*Über alles bist Du jedem teuer,
Der die Tugend zu bewundern weiß:
Ja! es glüht der reinsten Liebe Feuer
Dir in allen Herzen, edler Greis!
Ewig heilig — schwören heute wir —
Bleibe diese Bürgerliebe Dir.*

Wer den panegyrischen Clou ausgedacht hat, wissen wir nicht, möglicherweise war es der Dichter selbst: Überall sah man die grünen Bogengänge, durch welche man wandelte, mit beleuchteten Laternen von feinem ölgetränktem Papiere behangen, und las auf denselben folgende zweckmäßige, gleichfalls von Stäudlin verfertigte Embleme:

*Dem Richter, der sich nur dem Glück der Bürger weibt,
Gebührt die Krone der Unsterblichkeit.*

*Wer so, wie Er, die Tugend ehrt,
Ist unsrer Liebe ganz und jedes Glückes wert!*

Insgesamt waren es achtzig solcher Zweizeiler. Die Handelschaft hatte zudem bei der Aufwartung im Hause des Schultheißen noch ein eigens für den Anlaß von Stäudlin verfaßtes Gedicht als Geschenk mitgebracht, aus dem wieder ein paar Strophen herausgegriffen seien:

*Sei uns gegrüßt im Jubel hoher Lieder,
Mit Opfern, wie sie reine Ehrfurcht bringt,
O Tag, der heut' auf glänzendem Gefieder
Zur Erde sich vom Himmel niederschwingt!*

*Sagt! schätzt' in ihm den weisen Volksregierer
Nicht Friedrich selbst, der Mächtigste an Geist?
Liebt Ihn nicht Wiens erbab'ner Zepterführer,
Und er, den Baden seinen Titus preist?*

*Drum Heil der Musen Liebling! Heil dem
Sohne
der Tugend, der uns mehr als Vater war!
Ihm reicht heut' eine deutsche Bürgerkrone
Die Göttin des Verdienstes lächelnd dar!*

Dazu schrieb „D'r alt Offeburger“ am 26. 7. 1925: „Wenn unsere Generation diese Kund-

gebung der Vorfahren kennen lernt, wird auch sie die Frage stellen: war je einmal irgendwo ein Stadtvater, dem solche göttliche Verehrung erwiesen worden ist, wie dem Freiherrn Georg v. Rienecker, dem Schultheißen der Reichsstadt Offenburg?“ Der Fragesteller, wohl Prof. Dr. Ernst Batzer, irrt in einem: „Die poetischen Beiträge stammen vom Offenburger Dichter Stäudlin“, denn dieser war am 15. 10. 1758 in Stuttgart geboren. Zum Zeitpunkt des Jubiläums wohnte er in Lahr, wo er sich am 7. oder 8. Dezember 1794 niedergelassen hatte und am 27. Jenner 1795, also am Tage nach dem Fest, die Nr. 12 seiner Zeitschrift „Klio“ herauskam. Die herzliche Aufnahme, die er in Lahr gefunden hatte, trug zweifellos dazu bei, den Pegasus zu beflügeln. Im Brief vom 17. 12. 1794 an seine Schwester Christiane³⁾ entschuldigte er sich für sein letztes flüchtiges Schreiben, das er unter dem Zulauf seiner Freunde geschrieben habe:

„Du hast wohl sehr Recht, wenn Du in Deinem letzten Briefe mich vor einem gefährlichen Leichtsinne warnst: denn nie ging ich auf einem so schlüpfrigen Eise wie jetzt. Ich stehe hier auf einer ziemlich hohen Stufen von Ansehen, die mich leicht schwindlich machen könnte; ich werde überall auf eine anziehende Art herangezogen; ich bin nun 10 Tage hier und habe noch nicht 6 mal in meinem Kosthause gespeist. Ja, die Aufmerksamkeit, welcher mich die hiesigen vorzüglichsten Menschen würdigen, geht so weit, daß sie sogar bereits den Neid und die Eifersucht einiger hiesiger fürstlicher Beamten rege gemacht hat.“

Die Sympathie, die er in Lahr genoß und derer er dringend bedurfte, konnte aber weder die trübseligen Empfindungen verscheuchen, die sich angesichts der traurigen wirtschaftlichen Lage seiner Angehörigen nach dem Tode des Vaters am 21. Mai aufdrängten, noch über die eigene Misere hinweghelfen. Die Subskriptionen für die „Klio“ entsprachen nicht seinen Erwartungen, aber zu seinem Unglück war Anfang Dezember auch die

Kurze Geschichte
Der Feier
des fünfzigsten Amtsjahrs
des
Herrn
Georg Freiherrn von Rienecker,
Reichschultheißen der freien Reichsstadt
Offenburg.

am 26sten Jänner 1795.

Seelbach,
gedruckt mit Geiger'schen Schriften.

*Kurze Geschichte des 50. Amtsjahres des Herrn Georg Freiherr
von Rienecker*

Herausgabe der „Europäischen Annalen“ im Verlag von Cotta unter der Redaktion von Ernst Ludwig Posselt angekündigt worden. Verständlich, daß da Stäudlin das Offenburger Angebot nicht ausschlagen konnte, wie er überhaupt nach allen Strohhalmen griff. Als sich Madame La Roche unerwartet nach sei-

nen Arbeiten und nach seinem Schicksal erkundigte, war er entschlossen, sich ihr ohne Zurückhaltung anzuvertrauen. Auf Vorhaltungen seiner Schwester, daß er neben der Klio noch manches andere hätte arbeiten können, erwiderte er: „Freilich konnte ich das und freilich habe ich es auch fleißig getan

— wie hätte ich denn sonst bei der Kleinigkeit, die einem vom Zeitungshonorar zu meinem Unterhalt übrig blieb und bei den ungeheuer teuren Zeiten mich fortbringen können? Alle diese meine Nebenarbeiten konnten eben nicht gerade literarische sein, weil ich immer nur nach der nächsten besten juristischen Arbeit, die sogleich bezahlt wurde, greifen mußte!“

Sein dichterischer Schwung erlitt dadurch auch keinen Abbruch. In seinem Brief an Schwester Christiane macht er diese auch gleich mit seinem letzten Gedicht vertraut: „Ist es mir immer möglich, so sende ich Dir noch mit dem heutigen Posttage das Gedicht für Vischer; wo nicht, so kannst Du Dich darauf verlassen, daß es bis nächsten Freitag von hier abgehe. Ich will Dir einstweilen doch mein neuestes Gedicht, das ich erst gestern für die neue „Klio“ ausgearbeitet habe, hierher setzen:

Der Schwan

Eine Fabel

*In einem Strome rudert auf und nieder
Ein jugendlicher Schwan. Es malt
Entzückend sich auf seinem Schwangefieder
Die Sonne, die vom Frühlingshimmel strahlt.
Dies Schauspiel sieht ein rohes Knabenbeer,
Sieht's und bespritzt vom nahen Strande
Den schönen Fittich ihm mit Kot und Sande.
Verachtend blickt er um sich her —
Taucht unter in die Flut —
und schöner als zuvor
Geht er aus ihrem blauen Schoß hervor.*

*Du, edler Schwan! gleichst dem Genie,
Das Hohn der Schmähsucht spricht!
vergebens wäahnet sie,
In des Vergessens Nacht sein strahlend
Haupt zu büllen.
Selbst durch die dicksten Nächte bricht
Sein angestammtes Ätherlicht,
Um — desto herrlicher mit Glanz
die Welt zu füllen.*

Der Schwan, den Christian Friedrich Daniel Schubart 1776 als „das beste dichterische Genie im Württembergischen“ bezeichnet, dem Karl Friedrich Reinhard 1781 als dem „ersten württembergischen Dichter“ seine Verse und Friedrich Hölderlin seine Elegie „Griechenland“ widmeten, und der durch den von ihm herausgegebenen Musenalmanach ‚entscheidende Bedeutung für die junge schwäbische Dichtergeneration‘ gewann, wie ich das hier nochmals zusammenfassen darf, konnte nicht einfach untertauchen, um auch nur die Spritzer abzuwaschen, die ihn innerhalb der Familie mit der Beschuldigung trafen, daß er ihr wirtschaftliches Elend zu verantworten habe. Von diesen Vorwürfen suchte er sich im Brief an seine Schwester Christiane vom 17. April 1795 zu reinigen, wobei er gar nicht leugnete, daß er einige Schulden auf der Universität gemacht hatte und auch kein Kostgeld zu Hause bezahlte: „Ich schwöre es hiermit nocheinmal, bei dem allmächtigen Gott und bei dem geheiligten Namen meines Vaters — ich bin nicht der Räuber und Verderber meiner Familie, welchen man aus mir machen will.“ Es war dem Schwan nicht mehr vergönnt, die Welt mit Glanz zu füllen: am 11. oder 12. September 1796 suchte G. F. Stäudlin im Alter von knapp 38 Jahren in Straßburg in den Fluten der Ill den Tod.⁴⁾

Anmerkungen

¹⁾ O. Kähni, Offenburg und die Ortenau, 1976, 178.

²⁾ Stadtarchiv Offenburg: Kontraktenprot. 1771, S. 316; Ratsprotokoll 13. 3. 1772 Nr. 95; Kontraktenprot. 1772, S. 22; 1775, S. 239; 1778 S. 536 f.

³⁾ Die zit. Briefe von Stäudlin befinden sich im Bestand der Universitätsbibliothek Tübingen, Fasz. Md 787 a.

⁴⁾ Über Stäudlin vom Vf.: Zum Tode von Gotthold Friedrich Stäudlin (1758—1796), in: Badische Heimat, 1/1979; Seelbach — Verlagsort der „Klio“, in: Gerhard Finkbeiner (Hrsg.), Seelbach im Schuttertal 1179—1779; G. F. Stäudlin. Seine letzten Lebensjahre in Lahr, in: Die Ortenau, 1980; G. F. Stäudlin und die Französische Revolution, in: Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte, 1981. Werner Volke, Gotthold Friedrich Stäudlin. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, 13. B., 1977.

Gegenläufigkeiten

”

Das Wort Heimat scheint überhaupt sehr selten gewesen zu sein und meistens einen andern Sinn gehabt zu haben als heute. In einzelnen Mundarten ist Heimat heute noch in erster Linie das Elternhaus oder der Hofbesitz — entsprechend wurde Ausland bis um 1800 vor allem zur Bezeichnung der außerhalb der Hofmarkung gelegenen Felder verwendet. Das Wort Heimweh vollends verbreitete sich erst im 19. Jahrhundert richtig, beherrschte aber dann bald volkstümliche Lieder und Dialektgedichte. Die Ausbreitung des heutigen Begriffes Heimat kommt also unmittelbar zusammen mit dem Zerfall des Horizonts; erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wird die Heimat immer häufiger besungen und wird zum ausdrücklich erkannten und anerkannten Wert. Die Beachtung der Heimat und des Heimatlichen hat sich seitdem zusehends gesteigert, während gleichzeitig der Zerfall der einstigen Horizonte und des von ihnen begrenzten Kraftfeldes, während der weite Ausgriff in fremde Räume fortschritt. Beide Bewegungen müssen in ihrer Gegenläufigkeit und im Zusammenhang gesehen werden. Weil gewissermaßen die ganze Welt zur Bühne geworden war, errichtete man an der Stelle der früheren Horizonte die Kulissen des Heimatlichen, um dem Abbau des Kraftfeldes zu wehren. Zweifellos gibt es auch in der weiträumiger gewordenen Situation viele heimatliche „Fixpunkte“, gibt es Güter und soziale Beziehungen, die den Charakter des Vertrauten und damit auch des Heimatlichen tragen. Die Volkskunde wird dieses alltägliche Beziehungsgefüge über der bewußten „Heimatbewegung“ nicht vergessen dürfen; aber die Nachdrücklichkeit und Häufigkeit, mit der heute Heimat gefordert und proklamiert wird, macht auch die sentimentalischen Bestrebungen zu einem wesentlichen Objekt volkskundlicher Betrachtungen.

”

Hermann Bausinger, Volkskultur in der technischen Welt

Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am 17. Juni 1990 in Bretten

I. Die geschlossene Mitgliederversammlung des Landesvorsitzenden für die Zeit vom 5. Juni 1988 bis 17. Juni 1990

a) Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden

I. Den Landesverein selbst betreffend

1. Der Landesverein Badische Heimat hat in der Berichtszeit eine lebhafte Entwicklung durchgemacht, das gilt sowohl für die Vereinsführung als auch für die Geschäftsstelle und die Ortsgruppen.

Bei der Mitgliederversammlung am 5. Juni 1988 in Bad Säckingen wurde Frau Hedwig Maurer, Lörrach, als stellvertr. Vorsitzende für den ausgeschiedenen Herrn Biegel bestätigt. Sie hat sich seither sehr um die Ordnung der Zeitschriften und der Bücherei im Haus Badische Heimat bemüht. Das war und ist eine Riesearbeit, denn der Landesverein ist z. B. durch einen Tauschverkehr der Publikationen mit sehr vielen Verbänden in Verbindung, von den Bonner Jahrbüchern über die Heimatverbände in Düsseldorf, Essen, Hannover, Lippe, Oldenburg, Schleswig-Holstein, Westfalen usw. bis hin zu acht österreichischen Zeitschriften, schweizerischen Publikationen aus Bern, Winterthur und Zürich und zahlreiche skandinavische Veröffentlichungen. Wir sind Frau Maurer für diese geleistete Arbeit sehr dankbar.

Der Vorstand besteht bis zur heutigen Versammlung aus folgenden Personen:

L. Vögely, Landesvorsitzender,
Frau Maurer, stellv. Landesvorsitzende,
Herr Gräßlin, Schriftführer,
Herr Kohler, Landesrechner,

2. Im Beirat ist auf eigenen Wunsch wegen starker beruflicher Inanspruchnahme Herr Dr. Wörner, Neuenburg, ausgeschieden.
3. In der Leitung der Ortsgruppen hat es in letzter Zeit Wechsel gegeben, wie sie in dieser gedrängten Häufigkeit bisher noch nicht stattgefunden haben.
In Heidelberg löste Herr LtD. Regierungsdirektor Gehring Herrn Dr. Gamer ab, der einen Ruf an die Uni Hannover erhalten hat.
In Schwetzingen löste Herr Verwaltungsgerichtspräsident i. R. Lindinger Herrn Wörn ab, der aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr kandidierte.
In Baden-Baden wurde Herr Baeuerle neuer Vorsitzender für Herrn Dr. Brandstetter, und in Freiburg löste Frau Laubenberger ihren Mann ab, der ebenfalls aus gesundheitlichen Gründen sein Amt abgab. Ich hoffe, daß Vorstand und Beirat mit den neuen Vorsitzenden in guter und konstruktiver Weise zusammenarbeiten werden. Ich danke den scheidenden



Festversammlung (Foto: Jörg Vögely)

Herren für ihre jahrelange Arbeit in ihren Ortsgruppen, wünsche den Kranken gute Besserung und Herrn Dr. Brandstetter nun Zeit und Muße für seine Hobbies.

4. Der Landesverein besitzt nach wie vor 14 Ortsgruppen, welche den Mittelpunkt unserer Arbeit bilden und deren Bedeutung, die uns allen seither bewußt war, eher noch gewachsen ist. Nach wie vor sind etwa 80% unseres Gesamtmitgliederbestandes in Ortsgruppen organisiert und nehmen so aktiven Anteil an unserer Arbeit. Durch unsere Ortsgruppen haben wir die Möglichkeit in die Öffentlichkeit hineinzuwirken. Die Bewußtmachung landauf, landab, daß es die Badische Heimat gibt, ist eines unserer zentralen Anliegen und hat wesentlich damit zu tun, wie wir die Zukunft bewältigen werden.
5. Die Mitgliederbewegung macht uns nach wie vor große Sorgen. Die Altersstruktur des Landesvereins macht sich immer mehr nachteilig bemerkbar. In Zahlen heißt dies: Im Zeitraum 1988 bis Heft 2/1990 stehen 301 Zugängen 529 Abgänge gegenüber. Das bedeutet in zwei Jahren einen Verlust von 172 Mitgliedern. Vom 1. 1. 1985 bis dato haben wir 451 Mitglieder verloren. Das sind Alarmzeichen, die wir in Vorstand und Beirat schon lange hören und sehen, die aber unseren Mitgliedern scheinbar noch nicht recht ins Bewußtsein getreten sind. Wir können die natürlichen Abgänge durch die Zugänge nicht mehr ausgleichen, und jeder kann sich ausrechnen, wann die Lage des Landesvereins Badische Heimat ganz kritisch wird. Das muß kurz nach seinem 80. Geburtstag in aller Deutlichkeit — wie schon so oft — gesagt werden. Bringen Sie uns Mitglieder, liebe Freunde, werben Sie für uns, dann sind wir aller Sorgen enthoben und unser Bestand wird über die Jahrtausendgrenze hinaus gesichert.



Festversammlung (Foto: Jörg Vögely)

6. Im Mittelpunkt der internen Vereinsarbeit, das heißt bei Vorstand und Verwaltung stand auch in der Berichtszeit weiterhin die Sanierung des in das Denkmalsbuch eingetragenen Hauses Badische Heimat. Die letzten Arbeiten sind nun in Gange, dann haben wir weit über 100 000 DM für das Haus ausgegeben. Die Summe im Detail kann jederzeit beim Landesrechner eingesehen werden. Das Geld wurde ausgegeben für die Trockenlegung der Fundamente, für eine neue Heizungsanlage, Dachdeckerarbeiten, Einbau von Verbundfenstern im Dachgeschoß, Maler-, Gips-, Sanitäts-, Elektroarbeiten, und vor allem für die Restaurierung und Sicherung der wertvollen kunstschmiedeeisernen Gitter vor den Fenstern und des Balkones. Wenn alle Arbeiten beendet sind, besitzen wir ein Haus, auf das wir stolz sein können. Wir haben dann alles getan, es für die künftigen Mitgliedergenerationen zu erhalten als Mittelpunkt und Heimat unseres Landesvereins. Diese Leistungen waren nur bei sparsamster Wirtschaftsführung möglich. Dankbar angenommene Hilfe waren uns die Spenden unserer Mitglieder. Sie haben damit einen außerordentlichen Gemeinschaftssinn erwiesen, der uns genau so außerordentlich erfreut hat. Dank an Herrn Kohler und die Damen von der Geschäftsstelle.
7. Bei der Landesversammlung in Bad Säckingen wurde der Beitrag angehoben, und wenn Sie die genannten Ausgaben gehört haben, werden Sie einsehen, wie notwendig diese Erhöhung war. Der damals neu eingeführte Familienbeitrag in Höhe von DM 50,— hat nicht sehr eingeschlagen. Insgesamt 81 Familien machen landesweit davon Gebrauch. Schwetzingen liegt dabei an der Spitze, gefolgt von Karlsruhe. Woran es liegt, daß es Ortsgruppen

gibt mit nur einem Familienbeitrag, ist mir nicht leicht erklärlich, vielleicht liegt es an ungenügender Information. Das ist schade, denn durch den Familienbeitrag haben Landesverein, Ortsgruppen und natürlich die Mitglieder Vorteile.

Ich darf bei dieser Gelegenheit herzlich bitten, von dem Einzugsverfahren mehr Gebrauch zu machen. Bisher tut dies rund 1/3 unserer Mitglieder. Das Einzugsverfahren erspart unserer Verwaltung eine Menge Arbeit, und der Landesverein kann im März dann über die Mitgliedsbeiträge verfügen, weil diese pünktlich abgebucht werden und keine Mahnungen mehr notwendig sind.

II. Der Landesverein in Zusammenarbeit mit anderen Verbänden und Organisationen

1. Deutscher Heimatbund: Dachorganisation aller Heimatverbände der bundesdeutschen Länder. Herr Dr. Laubenberger ist nach Ablauf seiner letzten dreijährigen Wahlperiode aus dem Beirat beim Präsidium des Deutschen Heimatbundes ausgeschieden. Auf Beschluß des Vorstandes unseres Landesvereins soll, da der Beirat beim DHB an die Person gebunden ist, jeweils der Landesvorsitzende die Badische Heimat in Bonn vertreten. Das Präsidium des DHB hat deshalb mich im November 1989 zum Beirat beim Präsidium gewählt.
2. Der Landesverein ist weiterhin durch den Landesvorsitzenden vertreten im Kuratorium der Denkmalstiftung Baden-Württemberg.
Er ist weiterhin stellv. Vorsitzender im Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden.
Der Landesverein ist altes Mitglied im alemannischen Arbeitskreis Heimatpflege in Freiburg. Wir besitzen ein gut nachbarliches Verhältnis zum Schwäbischen Heimatbund und auch zu zahlreichen Heimatvereinen unseres Landes, um zwei Beispiele zu nennen, zum Ortenau-Geschichtsverein oder zum Kraichgauverein. Letztlich ziehen wir alle am selben Strang, und Partnerschaft ist bei den schweren Problemen, die uns heute und unseren Lebensraum bedrängen, mehr denn je notwendig.
3. Zum Schluß meines gedrängten Berichtes will ich noch erwähnen, daß sich für die Arbeit aller im DHB vereinten Verbände neue Dimensionen auftun, deren Auswirkungen noch nicht abzuschätzen sind. Der DHB hat Verbindung zum Kulturbund der DDR aufgenommen, um bei der Wiedergründung der Heimatvereine dort mitzuhelfen. Wir werden abwarten müssen, in welcher Weise sich die Zusammenarbeit in der Zukunft gestalten wird und welche Möglichkeiten ein Landesverein, wie der unsrige einer ist, hat, dabei mitzuhelfen. Es ist erstaunlich, in welchem Tempo die Heimatbewegung in der DDR wieder Tritt faßt und die ungeheueren Probleme gerade des Umwelt- und Denkmalschutzes aufgreift. Wir haben alle die gleiche Tradition, denn es gab einst nur eine deutsche Heimatschutzbewegung.
 - b1) Im Mittelpunkt der Mitgliederversammlung stand die Neuwahl des Landesvorstandes. Diese erfolgte in Einzelabstimmung per Akklamation. Ergebnis der Wahl:
Schulamtsdirektor i. R. Ludwig Vögely, Karlsruhe, Landesvorsitzender
Verwaltungsgerichtspräsident i. R. Alexander Lindinger, Schwetzingen, stellv. Landesvorsitzender
Notariatsdirektor Helmut E. Gräßlin, Mannheim, Schriftführer
Oberamtsrat Rolf Kohler, Freiburg, Landesrechner
Alle Herren nahmen die Wahl an.
 - b2) Als Rechnungsprüfer für die kommenden vier Jahre wurden einstimmig gewählt:
Herr Dr. Paul Zimmermann, Freiburg, Rechtsanwalt,
Herr Alois Obert, Lahr, Bankbeamter.
 - b3) Die Mitgliederversammlung ernannte Herrn Dr. Franz Laubenberger zum Ehrenmitglied des Landesvereins Badische Heimat.

- b4) Der Vorstand berief folgende Herren in den Beirat des Landesvereins, die von der Mitgliederversammlung bestätigt wurden:
Herr Prof. Dr. Wolfgang Hug, Freiburg,
Herr Oberstudiendir. Adolf Schmid, Freiburg,
Herr Ltd. Schulamtsdir. i. R. Karl Wörn, Schwetzingen.
Der Landesvorsitzende bedankte sich für die sachlich und harmonisch verlaufene und sehr gut besuchte Mitgliederversammlung.

III. Die öffentliche Festversammlung

Zur Festversammlung im großen Saal des neun Rathauses zu Bretten konnte der Landesvorsitzende zahlreiche Gäste begrüßen, darunter MdL. Wintruf, den Oberbürgermeister der Stadt Bretten, Paul Metzger, und Ehrenbürger und Ehrenmedaillenträger der Stadt, Vertreter der Ämter und Schulen. Nach den Grußworten des Herrn Oberbürgermeisters und des Vorsitzenden des Heimatvereins Kraichgau hielt der Landesvorsitzende seine Ansprache, welche in diesem Jahre den Umweltschutz zum Thema hatte. In eindringlichen Worten schilderte er den Zustand unserer Umwelt und rief alle zu aktiver Mithilfe bei der Eindämmung der Schäden auf. Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Ing. Erwin Huxold, Bretten, über „Fachwerkhäuser im Kraichgau — Denkmale unserer Heimat.“ Prof. Huxold ist ein hervorragender und anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der Fachwerkbauten und ein erfolgreicher Autor zum gleichen Thema. Anhand von Dias zeigte der Redner die Bautypen im Kraichgau in ihren besten Vertretern auf und zeigte Beispiele gelungener Renovierungen bedrohter Gebäude, aber auch beeindruckende Beispiele, wie eben Denkmalschutz nicht sein soll. Der Vortrag fand eine große Beachtung und wird Anstoß sein für die Ortsgruppen des Landesvereins, den Kraichgau näher kennen zu lernen. Die Feierstunde wurde durch das Flötenensemble der Jugendmusikschule Bretten unter der Leitung von Frau Herbster würdig umrahmt. Die jungen Musiker lieferten den Beweis eines hohen Ausbildungsstandes und erfreuten die Zuhörer durch ihr engagiertes Musizieren.

Der Landesvorsitzende bedankte sich bei dem Herrn Oberbürgermeister für die unbürokratische Zusammenarbeit bei der Vorbereitung der Mitgliederversammlung und die wohlthuende Gastfreundschaft der Stadt, bei Frau Herbster und ihren Musikern und allen, die mitgeholfen haben bei der Durchführung der Landestagung und schloß mit dem Wunsche, daß möglichst viele Mitglieder die Heimattage Baden-Württemberg vom 6. — 9. September 1990 hier in Bretten besuchen mögen, die eindrucksvolle Festversammlung.

Diese gesamte Tagung des Landesvereins in der alten kurpfälzischen Amtstadt Bretten war eine vorzügliche Werbung für die Badische Heimat.



Die Hebelplakette wurde Ludwig Vögely durch den Bürgermeister Vogt von Hausen überreicht

Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen i. W. für den Landesvorsitzenden Ludwig Vögely

Am 5. Mai 1990 wurde unser Landesvorsitzender Ludwig Vögely in Hausen i. W. mit der Hebel-Gedenkplakette 1990 ausgezeichnet. Die von der Hebelgemeinde Hausen im Jahre 1960 gestiftete Plakette wird jährlich an Persönlichkeiten verliehen, welche sich um Hebel und um die Heimat- und Kulturgeschichte der Region besonders verdient gemacht haben. Der Rahmen der Verleihung ist immer festlich, weil bei einem solchen Hebelabend die ganze Gemeinde und die Schule mitwirken. So war dies auch am 5. Mai 1990 der Fall.

Im vollständig besetzten Festsaal wickelte sich ein buntes Programm ab, bei dessen Gestaltung die Hebelmusik Hausen, die vereinigten Kirchenchöre beider Konfessionen, Gedichtvorträge, Dichterlesung, Solistenauftritte (Violine und Klavier) und eine Laienspielgruppe mitwirkten. Jedes Jahr führt diese sehr gut eingespielte Gruppe eine von Rektor i. R. Olchowka dramatisierte Hebelgeschichte auf. Diesmal war es „Der Zahnarzt“, welche große Heiterkeit und Beifall auslöste.

Den Höhepunkt des Hebelabends bildete die Verleihung der Hebel-Gedenkplakette. Die Laudatio auf den Preisträger hielt Sparkassendirektor i. R. Fritz Wörner, Karlsruhe. Er führte nach der Schilderung des Werdeganges von Ludwig Vögely und seines Wirkens für die Badische Heimat u. a. folgendes aus: „Vögelys Schaffen ist weitgehend geprägt von seinen Bemühungen um Johann Peter Hebel. So auch in der Darstellung der beiden literarischen Gestalten, zu denen sein Denken immer wieder zurückkehrt, neben Hebel ist

dies Goethe. Nicht zufällig ist Vögely Mitbegründer der Karlsruher Goethe-Gesellschaft, und es ist ebenso kein Zufall, daß seine 1965 bei dieser Gesellschaft als Jahresgabe erschienene Schrift beider Dichter Namen zum Titel genommen hat, eine Schrift, die ein eindringliches Bild der beiden wesensverschiedenen Dichter zeichnet. In diesem Zusammenhang verdient auch die Abhandlung ‚Johann Peter Hebel zum 150. Geburtstag‘ besondere Beachtung, die, anhand der 12 Illustrationen von Wilhelm Dürr zu Hebel-Stücken einen geschickt gefundenen Zugang für Nicht-Literaten und Nicht-Alemannen zum Werk Hebels auf tut. Der Aufsatz ‚Johann Peter Hebels Vreneli, schwindende Erinnerungen‘ ist eine dankenswerte Nachforschung nach Veronika Rohrer, deren Leben in Grünwettersbach b. Karlsruhe sein Ende auf dem alten Friedhof in Karlsruhe fand. Diese Reihe kann beliebig fortgesetzt werden bis hin zu dem das Leben Hebels in Karlsruhe schildernden Aufsatz ‚Johann Peter Hebel und das gesellige Leben in Karlsruhe‘ und der Herausgabe der ‚Sagen des Markgräflerlandes‘. Eine grundlegende und große Arbeit lieferte Vögely zusammen mit einem Kollegen über das erzieherische Werk Johann Peter Hebels, die dem Lehrer und Volkserzieher Hebel in einem hohen Maße gerecht wird.

Aber Ludwig Vögely hat für Hebel noch mehr getan. Er war es, der nach einer langen Unterbrechung die Hebel-Geburtstagsfeier in Karlsruhe wieder ins Leben gerufen hat. Durch den Krieg und den Tod des Hebelpfarrers Glatt, der aus dieser Gegend hier

stammte, war diese schöne Veranstaltung im Schloßgarten zum Erliegen gekommen. Nun wird Hebel in Karlsruhe, wo er den größten Teil seines Lebens verbracht hat, wieder alljährlich in einer gehaltvollen Feierstunde gebührend gefeiert.“

Fritz Wörner schloß seine aufschlußreiche und würdige Laudatio mit den Worten: „Aus all dem Gesagten geht hervor, daß Heimat mit ihrer Historie und Menschen, Heimatpflege und Vereinsarbeit, wie sie der Landesverein Badische Heimat verlangt, harte Arbeit bedeutet, die den ganzen Mann erfordert. Unvermindertes Engagement für die Sache, Hingabe und Zähigkeit im Verfolgen der als notwendig erachteten Ziele, das sind Fähigkeiten, die eine solche Arbeit erfordert. Ludwig Vögely besitzt diese. Deshalb freuen wir uns über die Ehrung, die er heute hier in Hausen an diesem schönen Abend hat empfangen dürfen. Wir vom Landesverein Badische Heimat und alle seine vielen Freunde beglückwünschen ihn dazu und hoffen, daß ihm seine Gesundheit und Schaffenskraft zum Wohle unseres Landes noch lange erhalten bleiben.“

Bürgermeister Karl Heinz Vogt, wie immer ein souveräner Leiter des Hebelabends, übergab Plakette und Urkunde „dem Pendler zwischen Großstadt (Karlsruhe) und dem Dorf (Gresgen, Wiesental, der zweiten Heimat Vögelys“ mit den ihm eigenen verbindlichen Worten und die Verleihung begründende Ansprache. Der so Geehrte bedankte sich herzlich für die hohe Auszeichnung und übergab als Präsent eine Gedenktafel, die an einem jetzt abgerissenen Haus in Grünwettersbach an Veronika Rohrer, die angeblich Hebels Vreneli war, erinnerte.

Ein schöner Abend nahm so einen würdigen Abschluß. P. E.

Anmerkung der Redaktion

Wie erst vor Redaktionsschluß bekannt geworden, erhielt der Präsident der Badischen Heimat, Ludwig Vögely, am 9. September 1990 beim Festakt der Landesregierung innerhalb der Heimattage Baden-Württemberg die Medaille für besondere Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg. Schriftleitung und Landesverein gratulieren Herrn Ludwig Vögely.

Hebeldank 1990 an Präfekt Claude Guizard

Höhepunkt der schönen Feier des Schatzkästleins in der Stadthalle zu Lörrach war die Verleihung des Hebeldankes 1990 durch den Präsidenten des Hebelbundes, Dekan Gerhard. H. Leiser, an den Präfekten des Departementes Haut-Rhin in Colmar, Claude Guizard. Dies ist gewiß ein einmaliger Vorgang, und auf den ersten Blick kann man sich nicht denken, warum und wieso ein französischer Verwaltungsmann die hohe Auszeichnung des Hebeldankes erhält, denn Claude Guizard wurde in Paris geboren. Nach dem Jura-studium trat er in den öffentlichen Verwaltungsdienst ein, wurde 1981 Supräfekt in Mühlhausen (Mulhouse) und kam 1986 als Präfekt nach Colmar.

Präfekt Guizard ist ein Beispiel dafür, wie sich die Einstellung zur Mundart drüben im Elsaß auch in hohen Verwaltungskreisen langsam zu ändern beginnt. Aber trotzdem ist es überraschend, daß dieser Präfekt mit seinem Werk „Trésor dialectal — Üssem ganze Elsaß“ einen wichtigen Beitrag in dieser Beziehung für das Gebiet links und rechts des Rheines geleistet hat, ein Beitrag, der hoffen läßt. In seinem Buch stellt Claude Guizard elsässische Spruchweisheiten, Redensarten, Worte und Begriffe in zehn Sachgebieten zusammen und erläutert diese dem französischen Leser in seiner Sprache, bringt sie aber auch größtenteils in Schriftdeutsch. Alles Wissenswerte über den Menschen, die Fami-



Dekan Leiser bei der Übergabe des Hebelndanks an Präfekt Guizard (Foto: J. Wenk, Riehen)

lie, Liebe und Tod, über die täglichen Dinge, die bewältigt werden müssen, wie Geld- und Wertbezeichnungen usw. sind in diesem Werk enthalten und bieten so dem Franzosen wie dem Elsässer wie dem Deutschen eine wertvolle Hilfe. Dekan Leiser sagte daher mit Recht, daß der „Tresor dialectal“ Begeisterung bei den Menschen wecke, Kulturen durchsichtig mache und Brücken zu den im Dreiecksland lebenden Menschen schlage, und der Autor habe damit den Menschen einen bleibenden und großartigen Dienst erwiesen.

Ein erstaunlicher französischer Präfekt hat ein erstaunliches Buch geschrieben, das einen hohen Beitrag zur Völkerverständigung leistet, ein Buch, das seine Wirkung auch in politischen Kreisen haben wird. Claude Guizard hat den Hebelndank wahrlich verdient.

L. Vögely
Landesvorsitzender

Aus der Festansprache Claude Guizards am 12. Mai 1990:

„Hebels Werk sieht dieser Gegend, dem Dreiländereck, ähnlich:

- Heiterkeit des Himmels und des Stils,
- Fruchtbarkeit der Erde und der Wörter,
- Mannigfaltigkeit der Landschaft und der Bilder,
- neckische Sprachweise in beiden, Werk und Land.

Also, das Dreigrenzland, nicht wahr, dieses Dreieck stellt ein echtes Herzstück, einen Teil und, wenn ich so sagen darf, einen Teil Europas dar.

In seinem Werk habe ich nämlich gefunden — um den Titel eines Buches des österreichischen Schriftstellers Peter Handke zu zitieren: „Die Stunde der wahren Empfindung“. Darf ich heute gestehen, daß Hebel ein Modell für mich ist, besonders im alemannischen Sinne?

Der Dialekt ist nicht nur unser gemeinsames Interesse, sondern unsere Gemeinsprache: diesseits und jenseits, heute wie gestern. Der Dialekt muß in die Nationalsprache fließen wie die Wiese in den Rhein hinein. Denn in beiden, Strom und Sprache, hört man das Herz des Volkes schlagen, in einem europäischen Tempo. Ich glaube, Hebels Geist ist nicht nur der Volksgeist des südlichen Deutschland, sondern der rheinische Geist einer europäischen Sprache. Denn von Karlsruhe bis Basel ist der Dialekt die Gemeinsprache einer ganzen Gegend, wo drei Kulturen sich vermischen und sich ernähren. Unsere Pflicht ist sicher, hier eine geistige Struktur zu schaffen, die eine gute und vollständige Zusammenarbeit zwischen drei Völkern, aber auch zwischen drei Verwaltungsstellen ermöglichen kann. Wir sind hier alle Europäer, und Europa ist unser Weltgebäude, aber auch unser Schatzkästlein. Denn die Kultur kennt

keine Grenzen, morgen noch weniger als gestern. Mag die Sprache keine Schranke, keine Mauer mehr bilden: Das wäre mein Wunsch für die Zukunft und für die Kinder, — und unter Ihnen befinden sich meine geliebte Familie, mein berühmter Meister Raymond Matzen und mein freundschaftlicher Verleger, Herr Pierre Dadez, Editions du Rhin — in einem geistig-vereinten Europa. Und der Dialekt ist das richtige Mittel, glaube ich, um dem Bau einer kulturellen Gemeinschaft auf menschlicher und regionaler Ebene helfen zu können. Dem Dialekt sei Dank, meine verehrten Freunde: er hat Hebel die Möglichkeit gegeben, der erste „Mauerspringer“ zu sein! Aber Hebel sei auch Dank: er hat mir die günstige Gelegenheit gegeben, ein geistiger „Rheinspringer“ zu sein und die heutige Ehre zu bekommen. Hebels Worte habe ich verstanden . . .“

Verdiente Ehrung

Bundesverdienstkreuz 1. Klasse für Präsident a. D. A. Lindinger



Präsident a. D. Alexander Lindinger, zweiter Vorsitzender der Badischen Heimat

Mit Ablauf des letzten Jahres wurde der Präsident des Verwaltungsgerichts Stuttgart Alexander Lindinger, wohnhaft seit 1967 mit seiner Familie in Schwetzingen, nach dem Erreichen der Altersgrenze in den Ruhestand versetzt. Seit Februar 1984 stand er dem größten Verwaltungsgericht in Baden-Würt-

temberg vor. Mit großer Umsicht und unerschöpflicher Tatkraft hat er es verstanden, die Notwendigkeit einer ausgewogenen Verwaltungsgerichtsbarkeit dem Bürger zu vermitteln. Dabei fielen in seine Amtszeit so schwierige Probleme wie etwa die seiner Zeit umstrittene Volkszählung, die Bewältigung der

Flut der Asylverfahren u. v. a. m. Eine sorgsam gepflegte Öffentlichkeits- und Pressearbeit diente dazu.

„Dem rechtsuchenden Bürger soll effektiver Rechtsschutz gegen Maßnahmen der öffentlichen Gewalt gewährt werden. Der von unserem Grundgesetz gewollte Vorrang des Rechts vor hoheitlicher Gewalt kommt in der Verwaltungsgerichtsbarkeit in besonderem Maße zum Ausdruck“. So umriß der Minister für Justiz, Bundes- und Europaangelegenheiten Baden-Württemberg, Dr. Heinz Eyrich, Struktur und Funktion. Anlaß war am 13. Februar 1990 die offizielle Verabschiedung Alexander Lindingers und die Einführung des Amtsnachfolgers Georg Härings in Stuttgart. „Lindinger hat das Gesicht der Verwaltungsgerichtsbarkeit unseres Landes geprägt“. In Anerkennung der bedeutsamen Verdienste überreichte der Minister das vom Bundespräsidenten verliehene Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Alexander Lindinger, geboren 1924 in Freiburg i. Br., ist ein rechtes Kind des badischen Oberlandes. In Schopfheim wurde er eingeschult und kam dort auch in die Oberrealschule, bevor er nach Müllheim wechselte. Dem schönen Tal der Wiese gehört bis zur Stunde seine ganze Liebe. Sie bricht alljährlich neu aus, wenn er nach Hausen zum „Hebelmähli“ fährt. Dann sprudeln Zitate aus Hebels, Burtes und Busses Werke aus ihm heraus. Nach dem Kriegsdienst (1942–46) nahm er das Studium der Rechtswissenschaft

an der Universität Freiburg auf. Nach Vorbereitungsdienst und Examina findet man den jungen Juristen im Landratsamt Waldshut, dann bei den Verwaltungsgerichten Konstanz und Freiburg als Richter. Seine Versetzung an den Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg nach Mannheim (1965–1973) stellte einen wichtigen Einschnitt dar. Damit war zugleich der Wechsel ins badische Unterland vollzogen. Die Familie wurde in Schwetzingen heimisch. Es folgten 10 Jahre als Leitender Oberlandesanwalt beim Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg mit den nachgeordneten Landesanwaltschaften Stuttgart, Karlsruhe, Freiburg und Sigmaringen. 1984 erfolgte die Ernennung zum Präsidenten des Verwaltungsgerichts in Stuttgart, dem Lindinger bis zu seiner Pensionierung vorstand.

Mittlerweile hat Alexander Lindinger in der ehemaligen Kurpfalz Fuß gefaßt. Dazu hat neben anderen Vereinigungen nicht zuletzt die Ortsgruppe Bezirk Schwetzingen der „Badischen Heimat“ beigetragen. Als zweiter Vorsitzender hat er wesentlichen Anteil am Aufbau der Ortsgruppe, so daß seine Wahl am 20. März 1990 zum ersten Vorsitzenden mit einem einstimmigen Votum ihm uneingeschränktes Vertrauen bestätigte. Als Beirat beim Landesverein hat er vor allem in Rechtsfragen den Vorstand und den Gesamtverein unterstützt. Er war stets auch ein guter Anwalt in Sachen „Badische Heimat“.

Karl Wörn

Bundesverdienstkreuz

für den Ehrenvorsitzenden der Ortsgruppe Schwetzingen der
Badischen Heimat Karl Wörn

Alexander Lindinger, Schwetzingen



Karl Wörn (SZ-Foto, SDV-Pressenhaus, Scheffelstr. 55, 6830 Schwetzingen)

In einem Festakt im Palais Hirsch in Schwetzingen am 22. Juni 1990 wurde dem ehemaligen Leitenden Schulamtsdirektor und langjährigen Vorsitzenden der Ortsgruppe Schwetzingen der Badischen Heimat von Bürgermeister Gerhard Stratthaus das ihm vom Bundespräsidenten verliehene Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland überreicht. Mit Karl Wörn wurde ein Vollblutpädagoge geehrt, dem entscheidender Anteil am schulischen Neuaufbau nach dem Krieg zukommt

und der nach den Worten des Präsidenten des Oberschulamts Karlsruhe, Dr. Hirsch, der „Motor der Realschulen“ gewesen ist. Karl Wörn hat sich darüber hinaus auf nationaler und internationaler Ebene engagiert und dort vor allem um die Entwicklung der Europäischen Schulen verdient gemacht. Neben diesen bei der Erfüllung seiner dienstlichen Aufgaben erworbenen außergewöhnlichen Verdienste um das allgemeine Wohl waren es weiter seine engagierte heimatforscherische Tätigkeiten sowie seine vielseitigen sonstigen

heimatkundlichen Aktivitäten, die zur Verleihung des Verdienstordens und damit der höchsten Auszeichnung geführt haben, welche die Bundesrepublik für Verdienste um das Gemeinwohl ausspricht.

Am 13. September 1920 wurde Karl Wörn in Schwetzingen geboren. Nach dem Besuch der Volksschule, dann der Hebel-Oberschule für Jungen folgten nach bestandenen Abitur von 1939 bis 1945 Reichsarbeitsdienst, Kriegsdienst und die Zeit der Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Heimkehr begann der fünfmal verwundete Frontoffizier, der seit 1942 verheiratet ist, zunächst mit dem Studium der Staatswissenschaften an den Universitäten München und Heidelberg, um sich anschließend dem Studium der Pädagogik an der Lehrerbildungsanstalt Heidelberg zuzuwenden. Die erste Staatsprüfung für das Lehramt an Volksschulen wurde 1947 abgelegt. Nach einem Studium — Social Studies — u. a. an der Columbia-University New York, damals für einen Deutschen noch eine Seltenheit, bestand Karl Wörn 1952 die zweite Dienstprüfung. Nach einem besonderen Einsatz beim Aufbau der Mittelschule Schwetzingen und der Betreuung der späteren Realschulen Hockenheim und Brühl-Ketsch in der Aufbauphase folgten weitere Auslandsaufenthalte zum Studium der englischen Sprache am City of London College und als Lehrer an der Comprehensive School Wolverhampton — Gesamtschule —.

Danach führte die Karriere Karl Wörns von der Ernennung zum Konrektor an einer Volksschule, zum Konrektor an einer Volksschule mit ausgebautem Mittelschulzweig, zum Mittelschulkonrektor, zum Mittelschulrektor (später Realschulrektor als Leiter der Karl-Friedrich-Schimper-Realschule in Schwetzingen), zum Schulrat beim Schulamt Mannheim-Stadt für Realschulen, zum Oberschulrat, zum Regierungsschulrat als Leiter des Referats Realschulen beim Oberschulamt Karlsruhe, zum Regierungsschuldirektor bis hin zur laubbahnkrönenden Ernennung zum Leitenden Schulamtsdirektor. Aus

seiner Funktion als Leiter des Staatlichen Schulamts Mannheim ist Karl Wörn 1984 in den Ruhestand getreten.

Der Geehrte hat sich jedoch nicht nur um den Auf- und Ausbau des Mittelschulwesens und später der Realschulen verdient gemacht, er war auch auf internationaler Ebene ein pädagogischer Botschafter der Bundesrepublik Deutschland. So gehörte er seit 1972 der Delegation der Bundesrepublik im Conseil Supérieur des Ecoles Européennes (Oberster Rat für Europäische Schulen) an und war später deutsches Mitglied des Inspektionsausschusses des Obersten Rates der Europäischen Schulen. Schließlich war er 1977/78 Präsident dieses Ausschusses und des pädagogischen Ausschusses der Europäischen Schulen. Die großen Verdienste, die sich Karl Wörn um die Europäischen Schulen erworben hat, würdigte der Leiter der Europäischen Schule Karlsruhe, der Holländer van der Zee, der seine Laudatio beim Festakt im Palais Hirsch mit der Feststellung schloß: „Europa verleiht keine Orden — umso mehr freut mich die Ehrung der Bundesrepublik Deutschland, mit der auch Karl Wörns Verdienste um Europa gewürdigt wurden“.

Weiter war Karl Wörn auch im Ausbildungs- und Prüfungswesen tätig. So hatte er einen Lehrauftrag in „Schulrechtskunde“ an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg und war Vorsitzender von Prüfungsausschüssen der zweiten Prüfung für das Lehramt an Realschulen beim Oberschulamt Karlsruhe. Seine soziale Einstellung wurde durch sein gewerkschaftliches Engagement dokumentiert. Seit 1954 war er Mitarbeiter der Rechtsschutzstelle der GEW, Verband Badischer Lehrer und Lehrerinnen, Landesbezirksverband Nordbaden, seit 1958 Leiter der Rechtsschutzstelle der GEW dieses Bezirksverbandes und von 1966 bis 1971 Leiter der Landesrechtsschutzstelle Baden-Württemberg der GEW und damit Mitglied des Landesvorstands dieser Gewerkschaft. Er bekleidete außerdem das Amt des Vorsitzenden der Fachgruppe Schulaufsicht des Landesbezirksver-

bands Nordbaden der GEW und war Stellvertretender Landesvorsitzender des Fachgruppenausschusses Schulaufsicht der GEW. Von den zahlreichen ehrenamtlichen Tätigkeiten, die Karl Wörn im Laufe seiner aktiven Dienstjahre ausgeübt hat, seinen hier vor allem seine langjährige Mitwirkung als ehrenamtlicher Richter des Disziplinarhofs beim Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg in Mannheim und bei der Fachkammer für Personalvertretungssachen beim Verwaltungsgericht in Karlsruhe genannt.

Auch in schriftstellerischer Hinsicht ist der Geehrte mehrfach hervorgetreten. Von seinen zahlreichen fachlichen und heimatkundlichen Publikationen seien hier lediglich sein bereits in dritter Auflage erschienenes Buch „Schwetzingen — Lebendige Stadt“, eine historisch-sozialkundliche Studie, und die von der Stadt Mannheim herausgegebene „Mannheimer Stadtkunde“, deren maßgebender Mitredakteur und Mitgestalter Karl Wörn gewesen ist, genannt. In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm von der Stadt Schwetzingen die anlässlich ihrer 1200-Jahrfeier im Jahr 1966 geprägte Carl-Theodor-Medaille und bei seiner Verabschiedung aus dem öffentlichen Schuldienst 1984 von der Stadt Mannheim unter Würdigung seiner Verdienste um das kulturelle Leben dieser Stadt die Schillerplakette verliehen.

Ein weiterer Schwerpunkt des Wirkens von Karl Wörn war die maßgebende Mitwirkung bei der Wiedergründung der bereits vor dem Krieg in Schwetzingen bestandenen Ortsgruppe der Badischen Heimat im Jahre 1979. Unter seiner dynamischen und sachkundigen

Leitung hat sich diese Ortsgruppe zu einem der aktivsten und erfolgreichsten Ortsverbände der Badischen Heimat entwickelt, der heute in der Stadt Schwetzingen und in der gesamten Region hohes Ansehen genießt. Die außerordentlichen Verdienste, die sich Karl Wörn durch die Wiedergründung und die zehnjährige überaus erfolgreiche Tätigkeit als 1. Vorsitzender der Ortsgruppe Schwetzingen erworben hat, fanden Dank und Anerkennung durch seine Ernennung zum Ehrenvorsitzenden, als er zu Beginn dieses Jahres aus Gesundheitsgründen auf eine nochmalige Kandidatur zum 1. Vorsitzenden verzichtet hatte. Als Ehrenvorsitzender steht er mit seinem heimatkundlichen Fachwissen und seinem tatkräftigen Engagement für die Badische Heimat der Schwetzinger Ortsgruppe auch in Zukunft weiterhin mit Rat und Tat zur Verfügung. Dem Landesverein ist Karl Wörn ebenfalls sehr verbunden, hatte doch sein Wort in den Vorstands- und Beiratsitzungen in den vergangenen zehn Jahren nicht unerhebliches Gewicht. Mit seiner Wahl zum Beiratsmitglied durch die Mitgliederversammlung in Bretten wurde die Voraussetzung geschaffen, daß Karl Wörn seine große Erfahrung auch im Landesverein weiterhin nutzbringend einbringen kann.

Mit der Gratulation zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes sagen wir Herrn Karl Wörn Dank für die von ihm für die Badische Heimat insgesamt geleistete positive Arbeit und verbinden damit gleichzeitig unsere besten Glückwünsche zum 70. Geburtstag mit einem herzlichen „ad multos annos“.

Schriftleitung und Landesverein gratulieren Herrn Alexander Lindinger und Herrn Karl Wörn zur Verleihung der hohen Auszeichnung

Volkskunde und Volkstumspflege

” Der häufig angestellte Vergleich, Volkskunde verhalte sich zur Volkstumspflege wie Naturwissenschaft zum Naturschutz, reicht hierfür nicht aus. Selbst wenn man dem Vergleich die übliche „Unschärferelation“ zugesteht, setzt er doch unausgesprochen voraus, daß Volkstum naturhaft gewachsen sei, während es in Wirklichkeit immer geschichtlich und gesellschaftlich bestimmt ist. Das Vertrauen in das naturhafte Wachstum führt leicht zum kritiklosen und uneingeschränkten Engagement für die Tradition, und zwar im Sinne der Wiederherstellung alter Formen, an deren natürliche Beständigkeit oder Weiterentwicklung man glaubt, während man in Wirklichkeit überholte geschichtliche Formen mumifiziert. Max Frisch beantwortet demgegenüber die Frage „Was heißt Tradition?“ einmal so: „Ich dächte: sich an die Aufgaben seiner Zeit wagen mit dem gleichen Mut, wie die Vorfahren ihn gegenüber ihrer Zeit hatten. Alles andere ist Imitation, Mummifikation, und wenn sie ihre Heimat noch für etwas Lebendiges halten, warum wehren sie sich nicht, wenn die Mummifikation sich als Heimatschutz ausgibt?“ Eine solche Wendung richtet sich nicht primär gegen die Erhaltung geschichtlicher Werte, wie sie in einer geschichtsbewußten Zeit selbstverständlich ist, sondern gegen die Übertragung des musealen Stils auf die lebendige Kultur, welche gerade die Macht des Geschichtlichen mißachtet.

Volkstumspflege, die sich als Entsprechung zum Naturschutz versteht, verkennt aber auch, daß Volkskultur niemals für sich besteht, sondern eine Funktion der jeweiligen Hochkultur darstellt. Das heißt nicht, daß sie diese nicht beeinflussen könnte; aber während sich die hohe Kultur von der Volkskultur weitgehend zu lösen vermag, ist umgekehrt die Volkskultur stets von der Hochkultur in stärkstem Maße abhängig. So entschieden Berechtigung und Eigenart einer volkstümlichen Kultur vertreten werden kann, so muß doch auch erkannt werden, daß das Zeitalter der Demokratisierung von Bildung und Kultur praktisch jeden mit den höchsten Kulturgütern konfrontiert, und daß jeder Rückzug auf das Nur-Volkstümliche den „cultural lag“ zu vergrößern droht.

”

Hermann Bausinger, Volkskunde in der technischen Welt

Hohe Ehrung für Professor Dr. Friedrich Wielandt



Prof. Dr. Friedrich Wielandt (Foto: privat)

Am 20. Juni 1990 wurde Herrn Professor Dr. Friedrich Wielandt, Karlsruhe-Grötzingen, das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse im Ministerium für Wissenschaft und Kunst überreicht. Damit wurde eine Persönlichkeit geehrt, welche diese Auszeichnung in einem hohen Maße verdient hat.

Der ehemalige Hauptkonservator und Leiter des Münzkabinetts im Badischen Landesmuseum ist ein Numismatiker, der durch seine Veröffentlichungen und wissenschaftlichen Leistungen internationale Anerkennung genießt. Er zählt zu den bedeutendsten Experten der deutschen Numismatik und ist Ehrenmitglied in zahlreichen in- und ausländischen numismatischen Gesellschaften.

Der Landesverein Badische Heimat ist Herrn Professor Wielandt zu großem Dank verpflichtet. Er gehört seit Jahrzehnten der Badischen Heimat als Mitglied an und war viele Jahre im Beirat des Landesvereines tätig. Wielandt gehört zu jenen Persönlichkeiten, welche bei der Wiedergründung unseres Landesvereines nach dem II. Weltkrieg dafür sorgten, daß die Einheit gewahrt blieb und der Verein nicht in Nord und Süd verfiel. Noch heute ist er Beirat der Ortsgruppe Karlsruhe und wird dort ob seiner umfassenden Bildung und seiner reichen Erfahrungen als Ratgeber hoch geschätzt. Daß Professor Wielandt im hohen Alter noch die volle geistige Rüstigkeit besitzt, ist eine Gnade, von

der wir hoffen, daß sie ihm noch lange erhalten bleibt.

Der Landesverein Badische Heimat wünscht Herrn Professor Dr. Friedrich Wielandt für die Zukunft alles Gute, verbunden mit herzli-

chem Dank für die Leistungen, die er für uns erbracht hat.

Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

Buchbesprechungen

Mahal, Günther (Hg.): *topographia lyrica*.

Gedichte über Dörfer und Städte in Baden-Württemberg. 8°, 456 S., 36 Zeichnungen oder Lithographien, Reg., Ln. ISBN 3-924275-14-9. Vaihingen a. d. Enz: Wilfried Melchior Verlag 1987

etwa DM 35,—

„Die Idee zur vorliegenden Gedichte-Sammlung entstand im Vorfeld der baden-württembergischen Literaturtage, die 1987 in und um Knittlingen stattfanden“ ist dem Vorwort zu entnehmen. Diese Literaturtage fanden ja erstmals in einer Kleinstadt statt. Der Aufruf zum Einsenden von Gedichten über Gemeinden in Baden-Württemberg war durch Tageszeitungen, Landratsämter und Bürgermeisterämter verbreitet worden. Der Band nennt 453 Autoren und druckt 173 Gedichte ab, die von einer Jury ausgewählt worden waren. Diese hatte Schwerarbeit zu leisten, denn es waren mehr als 3000 Gedichte eingesandt worden.

In weiter Streuung enthält die Anthologie Gedichte von Goethe (1) bis zu vielen unbekanntem örtlichen Verseschmiedern. Der Zahl nach liegt Justinus Kerner an der Spitze (14), gefolgt von Joseph Viktor Scheffel (10) und Ludwig Uhland (9); von den Lebenden bringt es Carlheinz Gräter auf sieben Gedichte.

Obwohl der Ausschreibung nichts über das Einsenden von Mundart-Gedichten zu entnehmen war, bringt der Band einige so, daß aus den bekanntesten Ecken des Landes ein Mundart-Gedicht vertreten ist. Eine geschickte Auswahl von Zeichnungen und Lithographien ergänzt den Gedichtband, wobei die Abbildungen aus dem württembergischen Landesteil überwiegen, und bei sieben davon hatte der Künstler die Örtlichkeit nicht genannt. Bei den vielen unbekanntem Einsendern hätte natürlich interessiert, ob es sich um verstorbene, ältere oder junge Verfasser handelt. „Bei allzu vielen Autorinnen und Autoren waren noch nicht einmal die Lebensdaten herauszufinden“, weshalb auf solche Angaben überhaupt verzichtet wurde.

So vielfältig die Landschaften, Städte und Dörfer in unserem Ländle sind, so groß ist die Bandbreite der Schilderungen, Charakteristika, Gegenstände, Neckereien, Vorzüge und Nachteile und nicht zuletzt der Liebe zum Heimatort, die hier gesammelt, geschickt ausgewählt und dem Leser in die Hand gegeben werden.

Dem einen Heimatdichter genügte ein Vers, die meisten schreiben über 10. Neben der modernen

Versform überwiegt die Versform mit den traditionellen Reimen.

Am Anfang steht „neutral“ Des ischt Henterbach von Wendelin Überzwerch. Heidelberg sind 9 Gedichte gewidmet (und 21 weitere Titel mit Verfasser genannt), für Karlsruhe sind 2 (1), bei Konstanz 3 (5), für Zavelstein 1 Gedicht abgedruckt (5 weitere genannt).

Aus dem Kraichgau sind vertreten Bruchsal, Bretten, Eppingen, Gemmingen, Grötzingen, Güglingen, Knittlingen, Kürnbach (mit Samuel Friedrich Sauter), Mauer (allerdings unter Heidelbergensis und in Mundart von Rudolf Lehr), Obergrombach, Ölbronn, Untergrombach, Bad Wimpfen und Zaisenhausen.

Nicht von ungefähr schrieb Ministerpräsident Späth in das Grußwort „Für alle, die unser Land lieben, aber auch für alle, die unsere Städte und Dörfer, die Menschen unseres Landes und ihre Mentalität kennenlernen wollen, ist diese Gedichtsammlung eine lohnende Lektüre“.

Edmund Kiehnlé

Ossenberg, Horst: *Das Bürgerhaus in Baden*.

Das deutsche Bürgerhaus Band XXXV.4°, 446 S. mit 982 Abb., 96 Fototafeln m. 281 Abb., 3 Faltafeln, Schutzumschl. mit Titelfoto, in Schuber. ISBN 3 803000378. Tübingen: E. Wasmuth Verlag 1986 DM 176,—

Man darf gespannt sein, was herauskommt, wenn ein Hausforscher aus dem Bergischen Land stammend, wohnhaft in Stuttgart, verheiratet mit einer Schwäbin, ein Buch über Baden schreiben soll. Vorweg, es ist ein gutes und dickes Buch geworden. Denn Dr.-Ing. Ossenberg legt damit seinen dritten Bürgerhaus-Band vor, hat schon Bücher zum neuen Bauen verfaßt und ist als Regierungsbauinspektor mit dem Baugeschehen bestens vertraut.

Die Einführung beschreibt kurz das Land Baden, behandelt gedrängt die naturräumlichen Gegebenheiten, die Geschichte und Kulturgeschichte — beginnend mit den Grafen Berthold, die südlichen Einflüsse und den einheitlichen Kulturraum am Oberrhein nicht vergessend —, das Städtewesen, um dann in einer synoptischen Aufstellung die Städte aufzuzählen, sortiert nach der das Stadtrecht verleihenden Herrschaft und dem Alter.

Beim Stand der Hausforschung wird berichtet, wie die neuere Forschung die alten Ergebnisse zu

überrunden versucht, es noch besonders archäologische Erkenntnisse bedarf, um die Lücken zu schließen, und anfangs an die frühen Leistungen badischer Architekten auf diesem Gebiet erinnert (F. Eisenlohr, Carl Schäfer, Ostendorf, Otto und Karl Gruber, Fritz Hirsch). Zur Quelle und Dokumentation der Kunstdenkmäler Badens ist zu ergänzen, daß auch weitere Bände hauskundliches Material enthalten, z. B. Baden-Baden, Pforzheim, Kreis Heidelberg, Mosbach.

Zugleich mit der spätmittelalterlichen Gründungsstadt werden das Eindringen des Steinbaus (erster ländlicher Wohnturmrest 11. Jahrhundert in Unterregenbach ergraben) und die Anfänge des Holzbaues (archäologische Nachweise 11.—14. Jahrhundert in Sindelfingen) behandelt. Es folgt ein Überblick über das frühe südwestdeutsche Stadthaus, um sich dann dem Bürgerhaus in Baden zuzuwenden, bei dem drei parallele Entwicklungen aufgezeigt werden: der gemischte Geseß- und Stockwerksbau im Linzgau und Bodenseebecken, das traufständige Steinhaus an Bodensee, Hochrhein und im Breisgau und das breit gelagerte Fachwerkhaus in Nordbaden. Gestalterische und bauliche Einzelheiten werden abgehandelt, ebenso wie Kleinbürgerhaus, Bürgerhaus, Patrizierhaus, und breit wird das Modellhaus dargeboten, wobei im Text bereits Abbildungen historischer Pläne auftauchen. Dabei erfährt man fast alles über den Fachwerkbau in Baden. Fast, weil der Kraichgau ausgespart wurde. Dies entspringt jedoch nicht einer Wissenslücke, sondern nobler Rücksichtnahme auf den 1980 erschienenen und dem Kraichgau gewidmeten Band „Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Odenwald“ von Erwin Huxhold.

Ab Seite 73 beginnen die Darstellungen der Bauaufnahmen (Grundrisse, Schnitte, Ansichten, gelegentlich Einzelheiten und Schaubilder) mit Kurzbeschreibungen, die mit großer Sachkenntnis, unheimlichem Fleiß und Ausdauer zusammengetragen wurden, wobei der Verfasser durch Gliederung nach den Territorien vor 1803 bestrebt war, die unterschiedlichen Kulturräume anschaulich herauszustellen. Weitere Gewichtungen erfolgen durch die Zahl der abgebildeten Bauten und eingeschobenen Stadtexte, so für Freiburg i. Br. 34 S., Karlsruhe 28 S., Gengenbach 7 S., Lahr 10 S., Rastatt 4 S., Bruchsal 9 S., Bad Mergentheim 7 S., Wertheim 16 S., Heidelberg 18 S., Mannheim 17 Seiten u. a. m. (Abb. 224 ist seitenverkehrt gedruckt). Im Fototeil wird das Überwiegen des Fachwerkbaus im nördlichen Landesteil und das Gewicht des Steinbaus in den Großstädten und im Süden deutlich. Er beginnt mit den Firstsäulenhäusern als uralte Konstruktionsweise und schiebt zwischendurch Einzelbereiche wie Fassadenmale-

rei, Hauseingänge, Fenstergruppen, Tür- und Fenstergüter, Erker, Hausmadonnen, Konsolen, innere Firstsäulen, Wand- und Deckenmalerei und Kachelöfen ein. Einige historische Zeichnungen, besonders von Karl Weysser, vervollständigen das Bild. Nach der Nennung des Gebäudes steht in der Bildunterschrift möglichst das Baujahr und, in Klammern gesetzt, das Jahr der fotografischen Aufnahme, was wichtig für Vergleiche ist. Auf die drei 90 cm langen Faltafeln sind aufschlußreiche Straßenabwicklungen aus Karlsruhe, Ettlingen, Ladenburg, Löffingen und Waldshut gezeichnet. Im Frontispiz (gegenüber des Inhaltsverzeichnisses) steht das „Baumann'sche Haus“, Bj. 1582/83 aus Eppingen (nach K. Weysser) und auf dem Umschlagtitel prangt das „Palm'sche Haus“, Bj. 1610, aus Mosbach. Als älteste Firstsäulenhäuser erweisen sich im Unterland Am Anger 28 in Bauschlott, Bj. 1442, im Oberland in Endingen Bei der oberen Kirch 7, Bj. 1350/51 (nur dachhohe Firstsäulen); das Alter des „Alten Hauses“ in Pfullendorf (Museumsgasse 1) wird nunmehr mit 1357/58 angegeben. Als prächtigstes Fachwerkhaus steht das „Palm'sche Haus“ in Mosbach und als schönstes Bürgerhaus das Haus „zum Ritter St. Georg“ in Heidelberg, Baujahr 1592. Auch soziale Unterschiede werden ersichtlich, hier (T 61) das Weltzienpalais, da (T 62) Kleinhäuschen des Karlsruher Dörfle. Das ausgezeichnete Buch, das den Abschluß der von Prof. Dr. Dr. Binding in Köln betreuten Bürgerhausreihe bildet, schildert die Entwicklung des Bürgerhauses vom späten Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert und breitet den erstaunlichen Reichtum der Hauslandschaft des langgestreckten Landes am Oberrhein vor uns aus. Aber auch die Verheerungen des Krieges des 16./17. Jahrhunderts werden nicht verschwiegen und betroffen liest man oft bei Plänen oder Fotos aus den großen Städten den Zusatz 1943 bzw. 1944 zerstört.

Der Band stellt nicht nur ein unentbehrliches Nachschlagewerk für die Fachleute der einschlägigen Sparten dar, sondern auch eine Fundgrube für die Liebhaber schöner Bücher und Freunde des Badner Landes.

Edmund Kiehle

Der Büchertisch

Hassencamp Gerda, Wegkreuze, Bildstöcke und Hofkapellen im Elztal von Suggental bis Oberprechtal mit Glottertal, 108 S. über 100 z. T. farbige Abbildungen, 24,— DM, Waldkircher Verlag, 1990

Kaum ein anderes Gebiet unserer Heimat ist geschichtlich und volkskundlich so gut bearbeitet wie

das Elztal und die Seitentäler. Dies ist hauptsächlich den Arbeiten Hermann Rambachs und Willi Thomas zu verdanken. Nun kommt mit dem vorliegenden Band eine neue Komponente hinzu, die Wegkreuze, Bildstöcke und Hofkapellen, ein schönes Thema, weil es mitten hineingreift in die Landschaft und der Frömmigkeit der Bewohner der Höfe Ausdruck gibt. Daneben wird Kulturgeschichte lebendig, denn Wegkreuze und Bildstöcke gibt es seit Jahrhunderten, und sie haben in ihrer Form die Entwicklung der Kunstrichtungen mitgemacht. Darüber gibt es einschlägige Literatur, und gerade die Einordnung in ihr Zeitalter macht diese ehrwürdigen Zeugen bäuerlichen Gottvertrauens zusätzlich interessant. Aber das wäre eine spezielle Aufgabe, die in dem vorliegenden Band nicht an erster Stelle steht und auch nicht zu stehen braucht. Frau Hassencamp hat sich der Mühe unterzogen, die Bildstöcke, Wegkreuze und Kapellen in dem immerhin recht großen Gebiet überhaupt einmal zu erfassen. Das ist eine verdienstvolle Sache, denn wir wissen, wie gefährdet heute diese Kleindenkmale sind und was unwiederbringlich verloren geht. So ist das Buch auch ein Beitrag und eine Aufforderung zur Denkmalpflege. Es ist schon bemerkenswert, was die Autorin in vielen Fahrten und Wanderungen zusammengetragen hat. Ihre Passion ist wohl mit dem Erfolg gewachsen, und jetzt liegt das Ergebnis ihrer Nachforschungen in einem gut aufgemachten und gestalteten Buch vor. 94 Objekte wurden in Wort und Bild wiedergegeben und kartografiert.

Vögely

Märchen und Schwänke, Altüberliefertes aus Baden, dem Elsaß und der Schweiz, mit Zeichnungen von Philomena Koch. Gesammelt von **Johannes Künzig**. Neu herausgegeben und mit einem Vorwort von **Helmut Bender**. Badische Reihe Band 22. 136 S., 24,— DM, Waldkircher Verlag, 1990

Nach der Neuherausgabe der Badischen Sagen nach alten Aufzeichnungen und Sammlungen von Otto Fritz folgt jetzt gewissermaßen als volkskundliche Ergänzung als Band 22 der Badischen Reihe die Märchen und Schwänke, die Prof. Dr. Johannes Künzig gesammelt und 1943 erstmals herausgegeben hat. Der Altmeister der Sagensammlungen hat, wie es im Untertitel heißt, Altüberliefertes aus Baden, dem Elsaß und der Schweiz zusammengefaßt, damit das grenzüberschreitende „alemannische Grundlelement“ (Bender) berücksichtigend. Man muß dem zustimmen, was Bender in seinem Vorwort sagt, nämlich, daß Schwänke den Märchen hinzugefügt wurden, beweist, daß es sehr schwer ist, aus dem bearbeiteten Bereich Märchen in genügender Anzahl zusammenzubringen, und

daß es kaum badische Märchen gibt. Das zeigt auch die Relation der Märchen und Schwänke: 21 stammen aus der Schweiz, 8 aus dem Elsaß und ganze 5 aus Baden. Das mindert den Wert des Buches und die Berechtigung der Neuherausgabe in dessen nicht. Gerade die Grenzüberschreitung der Sammlung ist uns heutigen Lesern willkommen und beinahe selbstverständlich geworden. Wenn Prof. Künzig, einst führender Volkskundler unseres Landes, etwas aus seinem Fachgebiet herausgab, dann war dies sorgfältig ausgewählt, literarisch und im Erzählduktus harmonisch gestaltet. So auch in diesen Märchen und Schwänken, die viel aussagen über des Volkes Denken, Handeln, das oft hintergründige alemannische Wesen wird sichtbar. Die Neuherausgabe ist mit feinen Zeichnungen von Philomena Koch gut illustriert und wie alle Bände der Badischen Reihe verlegerisch einwandfrei gestaltet.

Vögely

Hansjakob, Heinrich, Schneeballen, Erzählungen, erste Reihe. Nach der Ausgabe bei Adolf Bonz, Stuttgart 1911, neu herausgegeben mit einer Einführung von Helmut Bender, Zeichnungen von Curt Liebich, 408 S., 32,— DM, Waldkircher Verlag, 1990

Der Waldkircher Verlag nimmt sich weiterhin in schönen Ausgaben um das Werk Heinrich Hansjakobs an. Die neue Reihe der Erzählungen hat den Namen „Schneeballen“ nach dem Gasthaus „Zu den drei Schneeballen“ in Hofstetten, dem Lieblingsaufenthalt Hansjakobs. Denn, so meinte der Pfarrer, Schneeballen seien die am schnellsten geformten und gebildeten von allen Bällen. Alle die geschilderten Charakterköpfe haben gelebt und wurden von Hansjakob ohne Verschnörkelung so porträtiert, wie es eine Art war.

Es ist immer wieder erstaunlich, wie Hansjakob den heutigen Leser noch gefangen nimmt, auch wenn man mit ihm in der Beurteilung des damals heraufkommenden Zeitalters nicht immer einverstanden sein kann. Er war ein Kulturpessimist, aber das muß man doch zugeben, mit mancher Berechtigung, wie es sich später erwiesen hat. Seine Erzählungen sind nach wie vor für den Heimatfreund interessant, für den Volkskundler eine Fundgrube. Dafür sei dem streitbaren Pfarrherrn immer wieder gedankt. Hansjakob war schon ein Meister in der Schilderung jener Originale, die es damals noch gab, seien es arme Steinklopper oder reiche Bauern. Er vermittelt tiefe Einblicke in die Lebensphilosophie der armen, gottesfürchtigen und trotz allem zufriedenen Leute und in die der Herrenbauern, deren Großmann-, Streit- und Prozessionsucht oft zusammen mit der Halsstarrigkeit, welche jene

Bauernfürsten charakterisierte, sie ins Verderben führte. Des Lebens Auf- und Ab und die Schwierigkeit, diese zu bestehen oder auch nicht, Hansjakob zeigt es uns mit seinem tiefen Blick in die Seele der von ihm so sehr geliebten heimatlichen Menschen. Die Reihe „Schneeballen“ besteht aus drei Bänden. Die uns vorliegende erste Reihe enthält die Erzählungen „Die Karfunkelstadt“, „Der Wendel auf der Schanz“, „Der letzte Reichsvogt“ und „Der Gottward auf dem Bühl“. Die dem Text adäquaten Illustrationen stammen von dem berühmten, einstigen Gutacher Maler Curt Liebich. Das Buch ist eine erfreuliche Neuherausgabe, die viele Freunde finden wird.

Vögely

Tölle, Alwin/Wolfgang Hug, Im Schwarzwald daheim, Leben und Arbeit in alten Fotografien, 116 S., 94 Tafeln, 49,— DM. Theiß Verlag, 1989

Wenn der Fotograf Alwin Tölle und ein so guter Kenner des Schwarzwaldes, wie Prof. Dr. Wolfgang Hug einer ist, sich zusammentun und ein Buch mit dem Titel „Im Schwarzwald daheim“ herausgeben, so ist von vornherein die Gewähr gegeben, daß das eine gute Sache ist. Nimmt man das Buch zur Hand, dann wird diese Gewißheit bestätigt.

Prof. Hug, Historiker an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg, ist durch viele Veröffentlichungen, zuletzt mit dem Buch „Die Leute auf dem Wald“, das in unseren Publikationen besprochen wurde, hervorgetreten. Er ist längst als profunder Kenner und Schilderer des bäuerlichen Lebens und der sozialen und wirtschaftlichen Probleme des Schwarzwaldes ausgewiesen. Daß die Texte in dem vorliegenden Band von ihm geschrieben wurden, ist erfreulich. Dadurch gewinnen die Fotos eine ihnen gemäße wissenschaftliche, interessante und sachgemäße Ergänzung. Prof. Hug schreibt vom Schwarzwald und seiner Geschichte, vom Leben auf dem Bauernhof, Wald- und Holznutzung, Heimarbeit und Hausgewerbe, über die Lebensabschnitte der Bauern und ihr Brauchtum und ihre Frömmigkeit. Damit ist auch die Gliederung des Buches aufgezeigt. Daß jedes einzelne Bild seinen Text hat, bedeutet eine willkommene zusätzliche Information.

Alwin Tölle arbeitet als freier Bildjournalist und hat, das ist für die „Badische Heimat“ interessant, zusammen mit unserem langjährigen Vorsitzenden Prof. Schwarzweber schon 1942 einen Bildband über den Schwarzwald herausgegeben. Tölle ist ein Fotograf von hohem Grad. Das bedeutet, daß er den Blick für das Wesentliche hat, daß er durch die Klischees, die allgemein vom Schwarzwald existieren, hindurchsieht. So entstanden in jahrelanger

Arbeit — die meisten Fotos (schwarz-weiß) sind um 1950 gemacht worden — Bilder, die in keiner Weise geschönt sind und sich deshalb wohltuend von vielen Bildbänden abheben. Hier wird nicht die Schokoladeseite des Waldes gezeigt. Das ist das natürliche Leben der Waldbewohner, die harte und gefährliche Arbeit auf den steilen Hängen, das schwere Tagwerk der Bauern, das Leben auf dem Hofe, in der Familie von der Jugend bis zum Ausgeding, die Heimarbeit. Stark beeindruckend sind die Bilder der alten Bauern und Bäuerinnen, die Gesichter, welche die tiefe Frömmigkeit bei Kirchgang und Prozession eingefangen haben. Und natürlich ebenso die Darstellungen des Brauchtums und der Feste auf dem Wald. Diese Fotos haben dokumentarischen Wert, weil sie zeigen, was wir zu verlieren im Begriffe sind, wie Traditionen geschwunden sind, was der Fremdenverkehr angerichtet hat mit seinen nivellierenden Auswirkungen.

Nach diesem Band greift man immer wieder, weil da einer fotografiert hat, der das Land „mit der Seele suchend“ es auch gefunden hat, und einer schrieb, der das gleiche in Worten auszureden vermag.

Vögely

Pflüger, Johann Georg Friedrich, Geschichte der Stadt Pforzheim mit einer Einleitung von Hans-Peter Becht, Personen- und Ortsregister bearbeitet von Matthias Stühlinger, Nachdruck der Auflage von 1862, 768 S., 58,— DM, Otto Rieckers Buchhandlung Pforzheim, 1989

Der in Schopfheim 1818 geborene Autor Johann Georg Friedrich Pflüger hatte einen abwechslungsreichen und lebhaften Lebenslauf und machte als Lehrer eine erstaunliche Karriere. Er kam 1849 nach Pforzheim, um dort die höhere Töchterschule aufzubauen und zu leiten. Pflüger zählte damit zur gebildeten Oberschicht, mußte aber bei seinem geringen Gehalt noch etwas hinzuverdienen, um den standesgemäßen Lebensstil seiner sechsköpfigen Familie zu sichern. Er schrieb Aufsätze, arbeitete an Zeitungen mit und verfaßte verschiedene Bücher, u. a. die bekannte „Badische Vaterlandskunde“. Den Höhepunkt seines pädagogischen Wirkens stellte 1862 die Ernennung zum Oberschulrat bei der obersten badischen Schulbehörde, dem Oberschulrat, dar. Seine amtliche Karriere beendete Pflüger als Direktor der Taubstummenanstalt in Meersburg. Dort starb er 1869 im Alter von fünfzig Jahren.

Pflügers große Leistung besteht in der Herausgabe der Geschichte Pforzheims im Jahre 1862, es war die Frucht zwölfjähriger intensiver Arbeit. Diese Geschichte der Stadt Pforzheim besitzt heute noch Aktualität, gerade weil die Bestände des Stadtar-

chives durch den Bombenangriff am 23. Februar 1945 vollständig vernichtet wurden. Später verfaßte Werke fußen weitgehend auf ihr. Man muß wissen, daß Pflüger auf keine Vorarbeit zurückgreifen konnte und sich einem ungeheuren Quellenmaterial gegenüber sah. Er arbeitete also nach Originalquellen, aber es ist auch verständlich, daß er manches nicht wissen konnte, daß sich ungewollt Unstimmigkeiten einschlichen, die man erst später bemerkte. Der Nachdruck enthält deshalb ein ausführliches Register, das korrigiert und kommentiert. Das schmälert Pflügers Arbeit nicht, er hat zu seiner Zeit mit der Verfassung der Geschichte der Stadt Pforzheim eine enorme Leistung vollbracht. „Der Pflüger“ wurde zu einem Klassiker, der nur schwer und um teures Geld in den Antiquariaten zu haben war. Das Buch wurde zu einem Standardwerk der Stadtgeschichte, und schon von daher ist der Nachdruck zu begrüßen. Er wird sich eines lebhaften Zugriffs erfreuen dürfen. Vögely

Jüttemann, Herbert, Bauernmühlen im Schwarzwald, Dokumentation und Restaurierung bäuerlicher Alltagstechnik, bearbeitet von Bernhard Stier. Reihe Industriearchäologie in Baden-Würtbg., Bd. 1, herausgegeben vom Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim. 226 S., 470 Abb., 49,— DM. Theiß Verlag Stuttgart, 1990

Dipl.-Ing. Herbert Jüttemann, der in der Landesbauabteilung der Oberfinanzdirektion Karlsruhe arbeitet, ist ein anerkannter Fachmann für Mühlenkunde und Mühlenhaltung. Seit mehr als 20 Jahren befaßt er sich mit der Bestandsaufnahme der Mühlen im Schwarzwald. Mit dem neu vorgelegten umfassenden Werk über die Schwarzwälder Bauernmühlen beginnt die Herausgabe einer Schriftenreihe zur Industriearchäologie in Baden-Württemberg. Herausgeber ist das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, dessen Präsident, Prof. Dr. Suhling, sagt in seinem Geleitwort zum Zweck dieser Reihe: „Damit sollen die Kenntnis über den noch vorhandenen Fundus an industriege-schichtlichen Kulturdenkmälern im Lande gefördert und Anstöße zu ihrer Erfassung, Beschreibung und Bewahrung gegeben werden.“ Von diesem Grundsatz aus ist die Herausgabe des Buches von Jüttemann sehr zu begrüßen, denn „der bedauerliche Zustand vieler im vorliegenden Werk dokumentierten Mühlen im Schwarzwald spricht eine deutliche Sprache.“ (Suhling)

Es ist leider eine bedauerliche Tatsache, daß die alten Bauernmühlen, soweit sie noch vorhanden sind, dem fortschreitenden Verfall preisgegeben sind, ihr Zustand verschlechtert sich von Jahr zu Jahr. Viele zerfallen einfach, andere werden anders genutzt

oder z. B. zu Ferienwohnungen ausgebaut. Deshalb leistet dieses Buch einen wesentlichen Beitrag zur Erhaltung der Bauernmühlen.

Dr. Jüttemann hat von 1968—1988 im Schwarzwald rund 270 alte Mühlen aufgespürt und untersucht. Im Teil 1 des Werkes mit der Überschrift „Mühlengeschichte und Mühlentechnik“ entwirft der Verfasser ein fesselndes Bild der Funktion der Bauernmühlen und die Arbeit der Mühlenbauer. Er wählte dabei folgende Vorgehensweise: Physikalische Grundlagen, Funktionsprinzipien, und vorgefundene technisch-konstruktive Ausführungen werden für die einzelnen Baugruppen erläutert. Das geht technisch bis in die Einzelheiten wie das Bemessen der Wasserräder mit bestimmten Soll-drehzahlen und deren Bauausführung. Mühlengebäude, Mahlwerk usw. finden ihre Darstellung ebenso wie Bauanleitungen und Berechnungsverfahren. Der Techniker kommt also voll auf seine Kosten, aber auch genauso der Volkskundler, der durch die zahlreichen Fotos und Lagebeschreibungen angeregt wird, selbst nach diesen Mühlen zu schauen, die doch einst die Landschaft so typisch mitprägten, der aber auch von der Beschreibung der Lebensverhältnisse der Mühlenbauer profitiert. Ein Verzeichnis der erfaßten Mühlen und ihre Kartographie runden dieses wichtige Werk ergänzend ab. Vögely

Brunn, Hermann, Schriesheimer Mühlen, Reprint der Ausgabe von 1947, mit einem bebilderten Vorspann von Eugen Herwig und einem Namensregister von Ursula Abele. 204 S., Stadt Schriesheim, 1989

Der Verfasser dieses Buches ist der Ehrenbürger der Stadt Schriesheim Dr. Hermann Brunn, er war schlechthin der Erforscher der Schriesheimer Geschichte. Das maßgebliche Werk dazu ist seine Chronik „1200 Jahre Schriesheimer Geschichte.“ Das maßgebliche Werk der Wirtschaftsgeschichte aber ist das wieder in Reprint vorliegende Buch über die Schriesheimer Mühlen. Das Thema war von besonderem Reiz, war doch das Schriesheimer Tal außergewöhnlich mühlenreich. Vor hundert Jahren gab es hier 12 Mahl- und Ölmühlen, wovon heute leider nur noch eine Ölmühle existiert. Die Geschichte dieser Mühlen ist natürlich eng mit der Ortsgeschichte verknüpft, und die Schicksale mancher Generation hängen mit ihr zusammen. Das Werden und Vergehen, Not und Wohlergehen, Fleiß und Wagemut, aber auch menschliches Versagen und Unglück sind mit diesen Mühlen untrennbar verbunden.

Die von Brunn in jahrelanger Forschungsarbeit zusammengetragenen Ergebnisse seiner Mühlenfor-

sung wurden von ihm lebendig, informativ und interessant dargestellt. Der Text nimmt gefangen, man erlebt die Geschichte jeder einzelnen Mühle hautnah, auch ihren Kampf ums Überleben nach der Blütezeit bis zum Niedergang, verursacht durch die entstehenden Großmühlen und Industrieansiedelungen. Das alte Gewerbe hat diesen Kampf verloren.

Der Reprintausgabe wurde ein nützlicher Bildteil vorangestellt. Er ermöglicht es der jüngeren Generation und den hinzugezogenen Bürgern, sich ein Bild von den ehemaligen Mühlen und ihrer Bedeutung zu machen.

Dieses Buch bedeutet eine wertvolle Ergänzung der reichen Geschichte der Stadt Schriesheim. —Y—

Opel, Dieter, Alte Mühlen im unteren Neckarraum. Hrsg. Bürgermeisteramt Schwetzingen, Schriften des Stadtarchivs Schwetzingen Nr. 29, 1990. Borschur, 99 S.

Die Veröffentlichungen über alte Mühlen unserer Heimat mehren sich. Das ist gut so, denn gerade diese Mühlen, meist Getreidemühlen, wurden von den Großmühlen überholt und werden heute häufig anders genutzt. Die Erfassung der alten Mühlen ist also geboten.

Dieter Opel legt mit dieser Broschüre eine Dokumentation der alten Mühlen im unteren Neckarraum vor. Das sind die Mühlen im Bereich des unteren Neckars, vom Rhein neckaraufwärts bis Heidelberg-Ziegelhausen. Diese Mühlen standen am Neckar, Leimbach, Kraichbach, Angelbach und deren kleinen Zuflüssen. Schwerpunkt bilden die Schwetzinger Mühlen, dann folgen Wiesloch, Mühlhausen, Rotenberg, Lobenfeld, Hockenheim, Handschuhshaus, Wieblingen, Heidelberg, Ziegelhausen und Schriesheim. Alle diese Mühlen haben eine reiche Geschichte, ebenso die Müllergeschlechter, die im zweiten Teil der Broschüre aufgeführt sind. Ein Bildteil, dessen Abbildungen nach alten Stichen und Fotos leider nicht gut sind, schließt diese Arbeit ab. —Y—

Hund, Dieter, Schwarzwälder Brauchtumskalender, 2. Aufl. 120 S., Pappband, 18,80 DM, 1990, Eigenverlag Ulla Hund, Allmendstraße 25, 7620 Oberwolfach

Daß das Büchlein von Dieter Hund wenige Monate nach seinem Erscheinen bereits in der zweiten Auflage vorliegt, beweist einmal, daß der Verfasser mit seinem Schwarzwälder Brauchtumskalender in eine Marktlücke gestoßen ist, andererseits kommt seine leicht faßliche Darstellungsweise dem Leser entgegen.

Das Interesse am Brauchtum ist zudem groß, und wenn es auch ein kommerziell genutztes, neu aufgefrishtes Brauchtum ist. Selbstverständlich gibt es im Schwarzwald noch echtes Brauchtum, so z. B. an den bekannten Hauptorten der Trachtenpflege, aber der Brauchtumskalender beweist auch, daß Dieter Hund weit ausholen und Vergangenes, leider nicht mehr Existierendes, anführen mußte, um gut durch das Jahr zu kommen. In dem Buch ist also manches Brauchtum verzeichnet, das längst der Vergangenheit angehört, an das zu erinnern aber doch Sinn hat. So gesehen kann man diese Tatsache auch als Aufforderung zur Volkstums- und Brauchtumpflege betrachten, um wenigstens das zu erhalten, was noch vorhanden ist. Dem Büchlein, das keine großen Anforderungen an den Leser stellt, das gut illustriert ist und wirklich jeden Brauchtag erfaßt, ist weiterhin eine gute Verbreitung zu wünschen, gibt es doch dem Interessierten manche Anregung zur eigenen Weiterforschung. Und damit dient es auch der Volkskunde. —Y—

Hansjakob, Heinrich, Aus dem Leben eines Vielgeliebten. Ausgewählte Erzählungen, Bd. 3, mit Illustrationen und einem Nachwort von Helmut Bender, 180 S., 19,90 DM, Waldkircher Verlag, 1990

Nach der Herausgabe der Hansjakob'schen Erzählung „Aus dem Leben eines treuen Hausgenossen“ (1986) legt nun der Waldkircher Verlag, der sich ja dem Werke Hansjakobs besonders verpflichtet fühlt, „Aus dem Leben eines Vielgeliebten“ vor. Das Sujet des Buches ist echt Hansjakob'scher Art, denn wer sonst könnte auf den Gedanken kommen, in schlaflosen Nächten, mit denen der Pfarrer häufig geplagt wurde, Zwiesprache mit einer Goldplombe zu halten, die er im Munde trägt. Diese „Nachtgedanken“ aber geben ihm Gelegenheit, seine Ansichten über viele Dinge zu äußern, die ihm im Kopfe herumgehen, über die er sich ärgert, über die er philosophiert. Freilich, auf seine Art. Aufhänger ist das Gold, und es besteht wohl kein Zweifel, daß das Jagen nach Gold (Geld) eine menschliche Eigenschaft ist, die viel Leid über die Welt gebracht hat, zumal dann, wenn Völker auf Befehl ihrer Oberen letztlich um deren Gewinn Krieg führen mußten. Bei solchen Überlegungen dringt immer wieder die freiheitliche, „revolutionäre“ Gesinnung des Verfassers durch. Das Gold, es ist das „Vielgeliebte“, gibt Hansjakob aber auch Anlaß zur Rechtfertigung religiöser Ansichten, wenn es ihn anklagt, daß er ein „neumodischer Ketzer“ sei, der dem Modernismus, der Neuerungssucht in der Religion anhängt. Überhaupt geht das Gold im Munde bei diesen Gesprächen nicht glimpflich mit dem Pfarrer um, der sich aber gut zu wehren weis. Das heißt,

daß Hansjakob viele geistreiche Sentenzen parat hat, daß er schlagfertig seine Schlenkerer anbringt, aber auch in aller Ernsthaftigkeit auf soziale Probleme hinweist, und was er 1909 über den Eingriff des Menschen in die Natur schreibt, ist geradezu prophetisch. Diese Nachtgedanken machen nachdenklich, denn uns allen werden die Leviten gelesen, sie erheitern auch, weil sie facettenreich humorvoll sind, sie sind auf jeden Fall auch heute noch lesenswert. Vögely

Wetterich, Susanne, Romanik, Kultur- und Radtouren in Baden-Württemberg. Reihe „Fahr Rad – guck an.“ 160 S. mit farbigen Landkarten, 15 Farbfotos und einem Kartensatz zum Herausnehmen, abwaschbare Klarsichthülle, 29,80 DM, Silberburg-Verlag, Stuttgart, 1990

Zur Romanik in unserem Lande existiert eine einschlägige Literatur, auch kurzgefaßte Vorschläge zur Besichtigung romanischer Sehenswürdigkeiten. Frau Wetterich aber bringt mit ihrem Buch den Radfahrern – Radfahren ist ja „in“ – eine willkommene Hilfe. Sie schlägt sieben Touren vor: 1. Stuttgart – Schönbuch – Neckar, 2. Bodensee, 3. Schwarzwald – Rheinebene, 4. Neckar – Zabergräu – Stromberg, 5. Main – Tauber, 6. Hohenlohe, 7. Kaiserberge – Schwäbischer Wald. Damit ist das Landesgebiet abgedeckt. Die angegebenen Touren haben Untertitel, welche schon im Überblick Näheres aussagen. Beispiel Tour 3: „Zu Klöstern und Kirchen im Schwarzwald. Von Karlsruhe nach Pforzheim, über Bad Liebenzell nach Hirsau, über Calmbach nach Bad Herrenalb, über Gernsbach nach Klosterreichenbach, nach Freudenstadt, nach Alpirsbach, durch das Kinzigtal nach Gegenbach, über Offenburg und Appenweier nach Schwarzbach, über Rastatt nach Karlsruhe.“ Schlägt man nun entsprechend im Buche nach, erfährt man die Länge der Tour, Abkürzungsmöglichkeiten, Übernachtungen (Jugendherbergen, Wanderheime, sehr ausführlich) Zugverbindungen, Ziele der Tour, d. h. eben die Sehenswürdigkeiten, Kartenmaterial, Bemerkungen zur Tour (Schwierigkeits-

grad, körperliche Anforderungen usw.) Dann folgen die einzelnen Etappen im Detail. Man muß sagen, daß dies nicht nur für Radfahrer, sondern auch für Autofahrer ein sehr nützliches Buch ist. Ungewöhnlich ist die Fülle der Informationen und der praktischen Tips, die Detailgenauigkeit der Wegbeschreibungen; diese sind wirklich hilfreich. Das beigegebene Kartenmaterial ist sehr gut. Die kunsthistorische Beschreibung der angefahrenen Sehenswürdigkeiten genügen für den Zweck dieses Tourenführers. Wer eine solche Fahrt unternimmt, wird sich ohnehin, hat er Interesse, genauer informieren.

Ein handliches Buch, gut bebildert und informierend, das sicher viele Freunde finden wird. —Y—

Wintermantel, Heinz, Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz, Masken und Narren der schwäbisch-alemannischen Fastnacht, 2. Aufl., 291 S. mit 16 Zeichnungen und 224 farbigen Abb. 39,— DM, Theiss Verlag 1989

Hier wird ein vorzügliches Buch über die schwäb.-alemann. Fastnacht in zweiter Auflage vorgelegt. Ausgezeichnet ist das Bildmaterial, da waren Meister der Fotografie am Werk und haben weit über hundert verschiedene Narrenfiguren eingefangen, ebenso die Straßenfastnacht, das närrische Treiben also. Wirklich faszinierend sind die Nahaufnahmen der Maskenträger mit ihren prächtigen Masken vom Bonndorfer Pflumeschlucker bis zum vornehmen Villinger Narro. Das sind Porträts, welche das Dämonische einer Hexe oder eines Schrätteles oder eines Elzacher Schuddigs glaubhaft machen. Zu jedem Bild hat der Autor einen informierenden Text geschrieben. Sehr zu begrüßen ist, daß noch acht bekannte Maskenschnitzer vorgestellt werden, welche mit ihren Schöpfungen besonders die zahlreichen Narrenzunft-Neugründungen nach dem II. Weltkrieg nachhaltig beeinflusst haben. Dieses Buch ist ein Beweis dafür, was Wort, Bild und sorgfältiges verlegerisches Bemühen zu leisten vermögen. —Y—

Errata

In Heft 1/1990 muß es auf Seite 150 unten heißen: „Friede ohne Sieg“ (Aufsatz „Prinz Max von Baden und sein Ringen um einen Verständigungsfrieden 1917/18“, Robert Albiez).

In Heft 2/1990 wurde im Autorenverzeichnis der Name des Verfassers des Aufsatzes „Karlsruhe und die Badische Geschichte“ nicht vollständig angegeben. Er muß lauten: Dr. Ernst Otto Bräunche.

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Peter Assion
Universität Marburg,
Bahnhofstr. 5a, 3550 Marburg

Helmut Bauckner
Talstr. 28, 7889 Grenzach-Wyhlen

Antje Burkhardt M. A.
wissenschaftliche Volontärin an der
Landesstelle Volkskunde Freiburg,
Schwaighofstr. 13, 7800 Freiburg

Erwin Dittler
Offenburger Str. 4,
7640 Kehl-Goldscheuer

Guido Fackler
Archivar im Printmedien- und Zeitungsarchiv
der Landesstelle für Volkskunde Freiburg,
Schwaighofstr. 13, 7800 Freiburg

Karin Groll
Hirschstr. 14, 7800 Freiburg

Jens Hamer
Wannerstr. 21, 7800 Freiburg

Alexander Lindinger
Präsident a. D.,
Gustav-Stresemann-Str. 30,
6830 Schwetzingen

Thomas Naumann
Wiss. Mitarbeiter des Odenwälder
Freilandmuseums, Weiherstr. 12,
6968 Walldürn-Gottersdorf

Dr. Bernhard Oeschger
Leiter der Außenstelle der Landesstelle für
Volkskunde Freiburg,
Schwaighofstr. 13, 7800 Freiburg

Adolf Schmid
Oberstudiendirektor,
Steinhalde 74, 7800 Freiburg

Elmar Vogt
Riedackerweg 7,
7862 Hausen

Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35,
7500 Karlsruhe

Waltraut Werner-Künzig
Johannes-Künzig-Institut für
ostdeutsche Volkskunde,
Im Oberfeld 10,
7800 Freiburg

Dr. Sabine Wienker-Piepho
Silberbachstr. 17,
7800 Freiburg

Karl Wörn
Röntgenstr. 20,
6830 Schwetzingen

Hans Leopold Zollner
Gerhard-Hauptmann-Str. 12,
7505 Etlingen